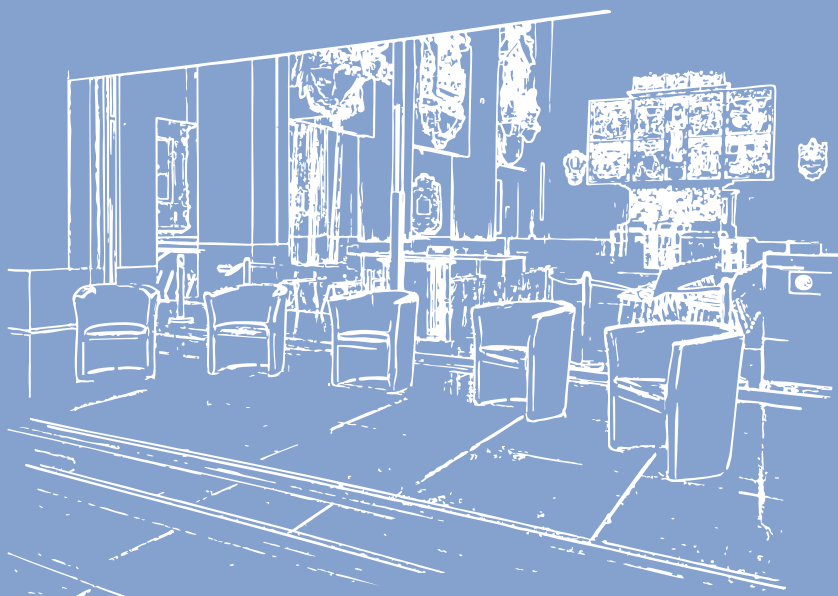


Alexander Deeg / Kerstin Menzel (Hg.)

SAKRALRAUM IM SÄKULAREN KONTEXT

Studien zu hybrider Raumnutzung
ausgehend vom Leipziger Paulinum



SAKRALRAUMTRANSFORMATIONEN

Herausgegeben von

Sven Bienert
Alexander Deeg
Albert Gerhards
Ulrich Königs
Stefanie Lieb
Kerstin Menzel
Jörg Seip

Veröffentlichung der DFG-Forschungsgruppe
„Sakralraumtransformation“ (FOR 2733)

Bd. 4

Sakralraum im säkularen Kontext

Studien zu hybrider Raumnutzung ausgehend vom Leipziger Paulinum

herausgegeben von Alexander Deeg und Kerstin Menzel



ASCHENDORFF
WISSENSCHAFT
UND FORSCHUNG

Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft
(Projektnummer 414968229).



Die Publikation wurde unterstützt durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Leipzig und die Stiftung Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig.



Coverabbildung: Podium im Paulinum,
Grafik von Philipp Räubig nach einer Fotografie von Tobias Eckart / Universität Leipzig

© 2026 Herausgeber und Autoren

Print-Ausgabe erschienen im
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

www.aschendorff-buchverlag.de



Dieses Werk erscheint unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 (CC BY 4.0). Details dieser Lizenz sind unter creativecommons.org/licenses/by/4.0/ einsehbar. Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz zur Weiterverwendung gelten möglicherweise nicht für Inhalte (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht originärer Bestandteil der Open-Access-Publikation sind. Eine weitere Genehmigung durch Rechteinhaber kann erforderlich sein.

Printed in Germany
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

ISSN 2940-2549
ISBN 978-3-402-21294-3
DOI 10.17438/978-3-402-21296-4

Inhalt

Alexander Deeg / Kerstin Menzel

Vorwort	7
---------------	---

Alexander Deeg / Kerstin Menzel

Sakralraum im säkularen Kontext. Zur Einführung in den Band	9
---	---

Raumwahrnehmungen – Innenperspektiven

Tobias Eckart, Paulinumsmanager der Universität Leipzig

Das Paulinum als Veranstaltungsraum	19
---	----

Rudolf Freiherr Hiller von Gaertringen / Christine Hübner, Kustodie der Universität Leipzig

Das Paulinum als Kunstraum	27
----------------------------------	----

Frank Michael Lütze, Universitätsprediger

Die Universitätskirche als gottesdienstlicher Raum	37
--	----

David Timm, Universitätsmusikdirektor

Das Paulinum als Konzertsaal	43
------------------------------------	----

Michael Schaefer, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig

Das Paulinum als Impfzentrum	47
------------------------------------	----

Das Paulinum als hybrider Ort

Kim Groop

Das Paulinum als Ort des kulturellen Gedächtnisses und Palimpsest der Erinnerung	53
--	----

Alexander Deeg

Die Leipziger Universitätskirche als Citykirche? Potentiale für Stadt, Kirche und Universität	69
--	----

Christine Hübner

Die alte Paulinerkirche als hybrid genutzter Raum	87
---	----

Vergleichende Perspektiven

Alexander-Kenneth Nagel

Räume der Stille und das Ringen um die religionssensible Universität	103
--	-----

Agnieszka Halemba

Considering a place of religion in secularity	113
---	-----

Stefanie Lieb

Museen in Kirchen – zwischen Kult und Konservierung	127
---	-----

Helmut Schwier

Universitätskirchen in Deutschland – Erkundungen in einem unübersichtlichen Feld	139
--	-----

Albert Gerhards

Kirchen als Orte akademischer Feiern – eine Frühform hybrider Nutzung	153
---	-----

Kerstin Menzel

Von Glaswänden und Membranen, Separation und Permeabilität – Vermittlungen und Trennungen religiöser und säkularer Praxis in Kirchenräumen	165
---	-----

Bilanz

Jan Hermelink

Auf Dauer unschlüssig	215
-----------------------------	-----

Autorinnen und Autoren	221
------------------------------	-----

Alexander Deeg / Kerstin Menzel

Vorwort

Anfang Dezember 2017 wurde das Leipziger „Paulinum“ gleich zweifach eröffnet – zunächst am 1. Dezember als Aula der Universität, dann, zwei Tage später, am Sonntag, Erster Advent, als Universitätskirche. Diese Doppelung entspricht dem markanten neuen Gebäude im Leipziger Zentrum, das sich exakt an der Stelle befindet, an der bis zu ihrer Sprengung am 30. Mai 1968 mehr als 700 Jahre lang die ehemalige Dominikaner- und nachmalige Universitätskirche St. Pauli stand. Auch der in langen Diskussionen gefundene Name des Gebäudes drückt den Doppelcharakter aus: „Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli“.

Es handelt sich um einen Hybridraum, an dem sich – so meinen wir – gegenwärtige Aushandlungsprozesse zwischen Sakralität und Säkularität in besonderer Weise wahrnehmen und analysieren lassen. Dabei wird immer wieder deutlich, dass weder ‚das Sakrale‘ noch ‚das Säkulare‘ klar bestimmbar für sich existieren. Sie werden in vielfältiger Weise durch die Materialität des Baus und seiner Ausstattung, durch unterschiedliche Raumarrangements, durch die Praktiken im Raum sowie durch die Interaktionen der Beteiligten hervorgebracht.

Sechs Jahre nach der Eröffnung des Gebäudes, im Februar 2023, haben wir in einem Symposium, das im „Paulinum“ selbst stattfand, auf die ersten Jahre der Nutzung zurückgeblickt, das Gebäude in verschiedenen Perspektiven reflektiert und mit anderen Sakralräumen in säkularen Kontexten in Beziehung gesetzt. Das Symposium wurde von dem Leipziger Teilprojekt 2 der DFG-Forschungsgruppe „Sakralraumtransformation“ (www.transara.de) organisiert und unter Beteiligung der gesamten Forschungsgruppe sowie weiterer Expert:innen durchgeführt.

Wir danken allen Autor:innen für ihre Beiträge und für die lange Geduld mit der Fertigstellung des Bandes, unseren studentischen Hilfskräften Alena Meinel und Imke Sürmann für die Korrekturarbeiten, den Kolleg:innen in der DFG-Forschungsgruppe „Transara“ für die Beteiligung am Symposium sowie viele Diskussionen und Gespräche zu den hier evozierten Themen im Vorfeld und danach, dem Aschendorff-Verlag für die Zusammenarbeit bei der Fertigstellung und Veröffentlichung sowie dem Open-Access-Fonds der Universitätsbibliothek Leipzig sowie der Stiftung Universitätskirche St. Pauli für die Unterstützung bei der Veröffentlichung des Bandes.

Leipzig, Quasimodogeniti 2026

Alexander Deeg

Kerstin Menzel

Sakralraum im säkularen Kontext. Zur Einführung in den Band

Das Leipziger „Paulinum“ ist einzigartig und doch zugleich exemplarisch. Es weist als Aula und Kirche Leipziger Besonderheiten auf, die es nirgendwo sonst gibt, lässt sich aber auch mit anderen Sakralräumen in säkularen Kontexten vergleichen. Wir nehmen in diesem Band wahr und analysieren, was sich in den Jahren seit der Eröffnung im Blick auf die Nutzungen zwischen „Kirche“ und „Aula“ beobachten lässt, und fragen nach Perspektiven für die weitere Entwicklung des Raumes. Gleichzeitig ordnen wir den Leipziger Raum in historischer und gegenwärtig vergleichender Perspektive ein und blicken u. a. auf Räume der Stille an öffentlichen Einrichtungen, auf andere Universitätskirchen, weitere markante wiederaufgebaute Kirchengebäude sowie auf das Wechselspiel von Kirche und Museum. Mit dem Gebäude im Zentrum Leipzigs sind Fragen verbunden, die weit über diesen Kirchen- und Aula-Raum hinausweisen. Insbesondere drei Fragedimensionen lassen sich benennen:

(1) *Hybrid genutzte Gebäude*: Das „Paulinum“ wird von unterschiedlichen Akteur:innen für eine Vielzahl von Veranstaltungen genutzt. Dazu gehören die bereits traditionellen Nutzungen als Raum für akademische Festveranstaltungen, Gottesdienste und Konzerte. Das Paulinum wird aber auch zum Tagungs- und Sitzungsort, zum Impfzentrum und Vortragssaal, zum Ort für Empfänge und universitäre Trauer für Verstorbene etc. Auch wenn es nicht als ‚Kirche‘ für Gottesdienste genutzt wird, ist der ‚Kirchenraum‘ anwesend und schreibt sich in die Veranstaltungen auf mehr oder weniger dominante, mehr oder weniger wahrgenommene Weise ein. Kurz: Am Leipziger „Paulinum“ lassen sich die Chancen und Grenzen hybrider Raumnutzungen in besonderer Weise ablesen. Auf der Suche nach dem Zusammenspiel und den Spannungen zwischen unterschiedlichen Nutzungslogiken, die soziale und materiale Aspekte verbinden, treten ‚Politiken der Hybridität‘, Aushandlungsprozesse zwischen Kooperationspartner:innen, Nutzungsgruppen und Raumgestaltungen deutlich hervor, denen wir während des Leipziger Symposiums nachgingen und die auch für andere hybrid genutzte Sakralräume gelten. Die Erforschung solcher Räume bildet einen besonderen Interessenschwerpunkt der DFG-Forschungsgruppe „Sakralraumtransformation“ (www.transara.de) – und erscheint uns als wesentliches Potenzial für die Umnutzung, Neunutzung oder erweiterte Nutzung von Kirchenräumen, die nicht mehr ausschließlich für gottesdienstliche oder weitere kirchliche Zwecke gebraucht werden.

(2) *Religion im Kontext säkularer Gesellschaften*: Das Leipziger „Paulinum“ ist immer wieder Anlass für kontroverse öffentliche Debatten, bei denen es – pointiert gesagt –

um die Frage nach der Rolle von Religion in einer stark säkularisierten Gesellschaft geht. Wenn Menschen mit der Geschichte des „Paulinums“ und mit den Diskussionen um seinen Wiederaufbau vertraut sind, werden auch diese Diskurse im Blick auf die Raumwahrnehmung zwischen „Aula“ und „Kirche“ präsent.

Die Diskussionen begannen unmittelbar nach der Friedlichen Revolution, als erste Forderungen nach einem originalgetreuen Wiederaufbau der 1968 gesprengten Paulinerkirche gestellt wurden und sich andere heftig gegen eine solche Wiederherstellung als Zentrum einer staatlichen Universität und im Zentrum einer mehrheitlich säkularen Stadt wehrten. Sie erstreckten sich über die Planungs- und Wettbewerbsphasen, gingen aber auch nach der Entscheidung für den Entwurf des niederländischen Architekten Erick van Egeraat weiter. Dieser sah vor, ein Gebäude zu bauen, das *sowohl* Aula der Universität *als auch* Universitätskirche sein sollte – ein klassischer Kompromiss, der die verschiedenen Seiten zusammenführen sollte. Erick van Egeraat konnte und kann sich eine Lösung der Konflikte auf der Ebene der individuellen Rezeption des Gebäudes vorstellen. Im Rückblick auf Planung und Bau sagte er, sein Bau solle „Kirche [sein] für diejenigen, die eine Kirche sehen wollten, und eine Universitätsaula für die anderen, die eine solche sehen möchten [...]“.¹

Allerdings verstärkten sich die Diskussionen bereits 2008/2009, als zum ersten Mal die Idee einer Glastrennwand zwischen dem Altarbereich und dem Kirchenschiff aufkam und diese dann beschlossen wurde. Sie setzten sich danach vor allem angesichts der Frage fort, ob die aus der ehemaligen Universitätskirche gerettete Barockkanzel in der neuen Kirche aufgestellt werden soll. Diese müsste aufgrund der Raumlogik im ‚Kirchenschiff‘ bzw. ‚Aulabereich‘ platziert werden, was diesem Raumbereich noch klarer eine kirchliche Anmutung verleihen würde. Auch die Herausforderung, die Klimatisierung für Kunstwerke und Instrumente in einer Weise zu gewährleisten, die zugleich eine Nutzung des gesamten Raums erlaubt, führte und führt immer wieder zu Kontroversen.

Seit der Eröffnung im Dezember 2017 haben sich verschiedene Nutzungen eingespielt, manche überaus sichtbar und zugänglich, andere nur für diejenigen wahrnehmbar, die bei der entsprechenden Veranstaltung dabei sind. Das „Paulinum“ ist ein universitärer und ein kirchlicher Ort, aber auch ein öffentlich genutzter Ort der Leipziger Stadtgesellschaft und Bildungslandschaft. Über die ursprünglich bereits avisierten Nutzungsbereiche haben sich andere spontan ergeben, wie Nutzungen der Universitätsmedizin (als Impfzentrum oder für Blutspenden) oder Veranstaltungen, die mehrere Bereiche gemeinsam verantworten, wie das Universitätsrequiem für verstorbene Universitätsangehörige oder das Weihnachtsliedersingen. Es deutet sich an,

1 Van Egeraat, Erik, Erinnerungen für die Zukunft, in: Zimmerling, Peter (Hg.), Universitätskirche St. Pauli: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft: Festschrift zur Wiedereinweihung der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig, Leipzig 2017, 185–194, 193.

dass der multifunktionale Raum seine funktionale Breite nur ausnutzen kann, wenn alle Beteiligten Kompromisse eingehen – und auch diese haben sich etabliert. Ebenfalls haben sich Bezeichnungspraktiken eingespielt, wie etwa die Rede vom „wiedererstandenen geistigen und geistlichen Zentrum unserer Universität“ oder der „guten Stube der Universität“. Doch auch die Benennungen sind sensibel. Auf dem Leipziger Symposium 2023 wurde dies anschaulich, wenn etwa vom „sogenannten Andachtsraum“ gesprochen wurde, oder nach Begriffen für die beiden Teile des Raums gesucht oder diese korrigiert wurden („Kirchenschiff“; „Altarraum“; „Aulabereich“ ...).

Es lässt sich angesichts der vielfältigen Nutzungen, Deutungen, Bezeichnungen und Diskussionen fragen: Welche Aspekte des Religiösen werden in einem solchen Raum bedeutsam? Wie verschränkt sich das Religiöse mit Kultur, mit Bildung oder mit lebensgeschichtlichen Übergängen, die feierlich begangen werden? Welche Formen des Religiösen erweisen sich als anschlussfähig an universitäre oder außeruniversitäre Praktiken, wo ergeben sich (produktive oder hinderliche) Spannungen oder Irritationen? Die Leipziger Tagung lieferte Hinweise, dass das Paulinum in seinem hybriden Charakter eine Offenheit für vieldeutige und andeutungsweise religiöse Praktiken mit sich bringt und sich gerade darin als produktiv erweist.

(3) *Sakrale Räume als Gedenk- und Erinnerungsorte*: Darüber hinaus macht das „Paulinum“ in besonderer Weise die Geschichtsträchtigkeit sakraler Orte wahrnehmbar, ist es doch auch ein prominenter Ort der Auseinandersetzung mit der Kultur- und Wissenschaftspolitik der DDR und mit einem politischen System, dessen totalitärer Anspruch sich auch in der Stadtplanung Ausdruck verschaffte. Die Sprengung wird deutlich sichtbar in der Fassadengestaltung aufgenommen, und immerhin kleinere Gedenkort, wie die Gedenktafel an der Nordseite des „Paulinums“ oder die Bronzeplastik der alten Universitätskirche, die vom „Paulinerverein“ auf dem Augustusplatz errichtet wurde, erinnern an den Vorgängerbau. Kann das „Paulinum“ auch als Gedenkarchitektur gelesen werden? Spielen sich in ihm Praktiken des Gedenkens ab? Und was lässt sich über das „Paulinum“ hinausgehend für die Wahrnehmung und Deutung von Geschichte im Kontext von Sakralbauten sagen? Welche Chancen und welche Schwierigkeiten ergeben sich aus einem historisierenden Umgang bis hin zur Musealisierung?

Der Titel dieses Bandes arbeitet mit zwei ebenso häufig gebrauchten wie einigermaßen unscharfen Begriffen: „Sakralraum im säkularen Kontext“. Es wäre ein Missverständnis, würde man ihn so lesen, als ‚gäbe‘ es beides: klar definierte „Sakralräume“ auf der einen Seite und einen ebenso klar bestimmten „säkularen Kontext“ auf der anderen. Was das eine ‚ist‘, zeigt sich in besonderer Weise im Blick auf das andere, so eine der Erkenntnisse dieses Bandes und eine der Einsichten, die am Leipziger „Paulinum“ immer wieder gewonnen werden können. Der Raum verweigert sich klaren Zu-

ordnungen – er ist nicht ganz Kirche und er ist auch nicht nur Veranstaltungsraum und in ihm lässt sich nicht ein „Andachtsraum“ von der „Aula“ klar unterscheiden und durch eine Glaswand trennen.

Das Leipziger „Paulinum“ erscheint uns daher als ein für die Forschung zu sakral-säkularer Hybridität, ihren Konstitutionsbedingungen und ihren Wirkungen besonders anregendes Gebäude. Der vorliegende Band leistet, so hoffen wir, insgesamt einen Beitrag zur Erkundung der Potentiale von Sakralraumtransformation in Kooperation von religiösen und (nach eigenem Selbstverständnis) säkularen Akteuren und lotet so auch grundlegende Fragen nach Religion und Kirche im öffentlichen Raum aus.

In einer *ersten Sektion* stellen Verantwortliche ihre Erfahrungen mit der bisherigen *Nutzung* des Gebäudes vor. Sie reichen von den Einsichten des Veranstaltungsmanagers der Universität *Tobias Eckart*, der die Aktivitäten im „Paulinum“ koordiniert, über die Perspektiven, die der für die Restaurierung und Anbringung der geretteten Kunstgegenstände verantwortliche Kustos der Universität *Rudolf Hiller von Gaertringen* gemeinsam mit *Christine Hübner* einbringt, die Gedanken des zum Zeitpunkt des Leipziger Symposiums als Universitätsprediger fungierenden Theologen *Frank M. Lütze* zum „Paulinum“ als liturgischem Raum, und des Universitätsmusikdirektors *David Timm*, der das „Paulinum“ als Konzertsaal wahrnimmt, bis hin zu den Eindrücken, die der Medizinprofessor *Michael Schaefer* zur Nutzung des „Paulinums“ als Impfzentrum während der Corona-Pandemie schildert.

Damit ist der Boden bereitet für Reflexionen zum *Paulinum als hybrider Ort* in der *zweiten Sektion* des Bandes. Der finnische Kirchengeschichtler *Kim Stefan Groop* bedenkt das *Paulinum als Ort des kulturellen Gedächtnisses und als Palimpsest der Erinnerung*. Ein „Palimpsest“ ist ursprünglich ein wiederverwendeter antiker Papyrus, dessen einstiger Inhalt zwar abgeschabt und überschrieben wurde, aber doch noch in Spuren erkennbar bleibt. Groop fragt, wie frühere Schichten des Baus und der Nutzung im gegenwärtigen „Paulinum“ erkennbar blieben – etwa bei der Restaurierung und Neuanbringung der Epitaphien – und wie sich dies mit den sonstigen Praktiken der Erinnerung verbindet. Dabei nimmt Groop weiteres, bislang ungenutztes Potential für die materielle Gestaltung der Erinnerung an die Zerstörung und die vorherige Nutzung wahr und deutet Perspektiven an, wie dies künftig Gestalt finden könnte.

Der Leipziger Praktische Theologe und Leiter des Teilprojekts 2 der Forschungsgruppe „Transara“ *Alexander Deeg* fragt, ob und inwiefern das „Paulinum“ als „Citykirche“ bestimmt werden kann. Dazu werden allgemeine Kennzeichen dieser zentralen innenstädtischen Kirchen erarbeitet und auf den Leipziger Bau bezogen, wodurch sich Nähen, aber auch deutliche Unterschiede zu anderen Citykirchen in Großstädten zeigen. Unter anderem stellt sich auch hier (wie bei Kim Stefan Groop) die Frage,

inwiefern das Paulinum als Erinnerungsort für das in der Sprengung symbolisierte Unrecht zur Zeit der DDR-Diktatur fungiert. Deeg regt auch an, darüber nachzudenken, ob und wie das „Paulinum“ (wie andere Citykirchen) als Ort für passagere Spiritualität eine Rolle spielen kann.

Der Beitrag der Kunsthistorikerin *Christine Hübner* bietet – der Spur der Erinnerung folgend – einen Blick zurück und stellt mit einer Bilderstrecke die *alte Paulinerkirche* vor der Sprengung *als hybrid genutzten Raum* vor. Die ehemalige spätmittelalterliche Dominikanerkirche wurde in ihrer Zeit als Universitätskirche primär für akademische Festveranstaltungen sowie als Begräbnisort für Professoren genutzt, weit seltener für Gottesdienste. Erst seit 1710 wurden (und werden) regelmäßig akademische Gottesdienste gefeiert, was mit umfangreichen Umbauten der Kirche einherging – u. a. mit dem Einbau barocker Emporen sowie der Einbringung der Barockkanzel. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Universitätskirche auch für Gottesdienste der katholischen Propsteigemeinde genutzt, deren Kirche 1943 zerstört worden war. Alles dies führt Hübner anhand von zahlreichen Abbildungen vor Augen – meist aus den Beständen der Leipziger Kustodie.

Die abschließende *dritte Sektion* setzt andere Räume unter verschiedenen historisch und gegenwärtig vergleichenden Perspektiven in Beziehung zum Leipziger Kirchen- und Aula-Raum.

Der Göttinger Religionssoziologe *Alexander-Kenneth Nagel* stellt das gegenwärtig viel diskutierte und medial präsente Phänomen von *Räumen der Stille* an Universitäten hinein in die Diskussion um eine *religionssensible Universität*. Der Beitrag geht von der allgemeinen Konjunktur von „Räumen der Stille“ in unterschiedlichen Institutionen aus, die Nagel funktionslogisch in drei Perspektiven differenziert: synergetisch (der Raum trägt zum Erreichen des Ziels der Institution bei), protektiv (der Raum dient dazu, den religiösen Praktiken einen begrenzten Ort zuzuweisen) bzw. symbolisch (der Raum verbindet sich mit der Intention der Institution). Auf diesem Hintergrund wendet er sich Räumen der Stille an Hochschulen zu, deren Vielfalt, Verschiedenheit und gegenwärtige Strittigkeit er vor Augen führt – insbesondere aufgrund der besonders intensiven Nutzung dieser Räume durch muslimische Universitätsangehörige. Nagel berichtet von einem Forschungsprojekt teilnehmender Beobachtung in Göttingen und leitet Folgerungen für die Bedeutung dieser Räume im Kontext von Sakralraumtransformationen ab.

Die derzeit in Potsdam arbeitende Sozialanthropologin *Agnieszka Halemba* beleuchtet die Diskussionen um zwei prominente Kirchenwiederaufbauprojekte auf der Grundlage ethnographischer Forschungen: die Potsdamer Garnisonskirche und die Versöhnungskirche in Berlin. Halemba verortet ihre Beobachtungen im Deutrahmen der Post-Säkularität – einer Situation, in der das Religiöse nicht verschwunden ist, sondern auf unterschiedliche Weise ‚gebraucht‘ und ins Spiel gebracht wird. Die

Potsdamer Garnisonkirche ist ein Beispiel dafür, wie weniger die geplante und faktische Nutzung als vielmehr das Gebäude selbst und seine umstrittene Symbolkraft die Diskussionen um den Wiederaufbau bestimmten und bestimmen. Ganz anders verhält es sich mit der ehemaligen neugotischen Versöhnungskirche, die nach dem Bau der Berliner Mauer unzugänglich und 1985 gesprengt wurde. Die auf dem Grund der ehemaligen Kirche neugebaute Versöhnungskapelle, die ein Teil der Gedenkstätte Berliner Mauer ist, zeigt exemplarisch, wie religiöse und säkulare Akteur:innen zusammenarbeiten und sich so auch die religiöse Materialität produktiv in ihre Umgebung einfügt.

Mit *Museen in Kirchen* beschäftigt sich die Kölner Kunsthistorikerin *Stefanie Lieb*, Leiterin des dritten Teilprojekts der DFG-Forschungsgruppe Sakralraumtransformation. Die neuzeitliche Idee des Museums hat ihren Ursprung in kirchlichen Sammlungen – und bis in die Gegenwart gibt es eine Affinität zwischen Museum und Kirche, etwa dann, wenn Museen in (ehemaligen) Kirchengebäuden eingerichtet werden oder noch immer als Kirchen genutzte Räume sich für museale Praktiken öffnen. Auf diesem Hintergrund blickt Lieb auf das „Paulinum“, das sie *auch* als Museum für die aus der ehemaligen Universitätskirche geretteten Kunstgegenstände wahrnimmt. Die entsprechende museale Logik verbindet sich durchaus spannungsvoll mit der liturgischen Logik des Gebäudes, was sich an vielen Einzelfragen – wie etwa der nach der Klimatisierung des ‚Altarraums‘ – zeigt. Lieb bezieht das Konzept des „Transitiotops“ (Stefan Laube) – eines Raums, der das Wechselspiel von Immanenz und Transzendenz gestaltet – auf das Leipziger „Paulinum“ und auf andere vergleichbare Räume und schließt mit Vorschlägen zu einer noch konsequenteren und vielfältigeren museal-kirchlichen Nutzung des „Paulinums“.

Helmut Schwier, emeritierter Praktischer Theologe und ehemaliger Universitätsprediger an der Universität Heidelberg, blickt insgesamt auf das Phänomen der *Universitätskirchen in Deutschland*, die es an 17 (mit der Tübinger Stiftskirche: 18) deutschen Universitäten gibt. Schwier zeigt, wie sich diese historisch entwickelt haben und welche grundlegenden Typen sich unterscheiden lassen. Auch beleuchtet er die Art und Weise, wie an diesen Orten jeweils Gottesdienste gefeiert werden, die die Universitäts- und die weitere Stadtöffentlichkeit adressieren. Vielerorts werden diese Kirchen auch als Räume für Kasualien, insbesondere für universitäres Gedenken bzw. für Feiern angesichts von Katastrophen, aber auch als Kunst-, Kultur- und immer wieder auch als Begegnungsräume genutzt. Auch Schwier macht deutlich, dass und wie die damit gegebene Hybridität dieser Gebäude kommunikative Aushandlungsprozesse der unterschiedlichen Akteur:innen nötig macht.

Der Bonner katholische Liturgiewissenschaftler *Albert Gerhards*, Sprecher der DFG-Forschungsgruppe „Transara“ und Leiter des ersten Teilprojekts stellt *Kirchen als Orte akademischer Feiern* vor und blickt so auf *eine Frühform hybrider Nutzung*. Bevor es

auditoria maxima oder andere zentrale Räume der Universitäten gab, übernahmen häufig Kirchen diese Funktion. Bedeutsam blieben die Kirchen auch nach der Einrichtung zentraler Vorlesungs- bzw. Feierräume für Universitätsrituale, wie Gerhards an den Beispielen der Promotionsfeiern der Theologischen Fakultät in Trier, der akademischen Feiern des Collegio Romano in Rom, der Inaugurationsfeiern der Universität Halle sowie der Bonner Universitätskirche vor Augen führt.

Die Leipziger Praktische Theologin und Mitglied in Teilprojekt 2 der Forschungsgruppe *Kerstin Menzel* vergleicht das Leipziger Paulinum mit anderen Kirchenräumen, in denen Trennwände eingezogen wurden und untersucht die Wirkungen dieser – material sehr unterschiedlichen – Separationen auf die Nutzung. Dabei werden die Trennungen als *permeable Membranen* sichtbar. Menzel beleuchtet in praxistheoretischem Interesse das Wechselspiel von „Sakralität“ und „Säkularität“ und kommt zu der paradoxen Einsicht, dass Raumtrennungen häufig säkularisierende Wirkung auf ein Raumteil haben und zugleich komplexe Raumwirkungen über die Trennung hinweg unterschätzt werden.

Der Göttinger Praktische Theologe *Jan Hermelink* bietet schließlich eine bilanzierende Rückschau auf das Leipziger Symposium und spricht im Blick auf das Leipziger „Paulinum“ pointiert von einem „Raum der Inkonsequenz“ – was aber nicht defizitär zu verstehen ist, sondern als eine vielleicht „sehr zeitgemäße Form sakraler Räumlichkeit“.

Raumwahrnehmungen – Innenperspektiven

Am Beginn der Tagung standen persönliche Wahrnehmungen und Einschätzungen von Verantwortlichen aus den wesentlichen Nutzungsbereichen des Paulinums: interne und externe Veranstaltungen, die künstlerische Ausstattung im Raum und die damit verbundene restauratorische und Bildungsarbeit, Universitätsmusik und Universitätsgottesdienst sowie exemplarisch für die Breite der Nutzungsoptionen das temporäre Impfzentrum der Universitätsmedizin. Für die vorliegende Dokumentation wurden die Beiträge verschriftlicht, der Duktus des mündlichen Berichts wurde beibehalten.

Die Beiträge zeigen auf dem Hintergrund einer hochkontroversen Konzeptions- und Bauphase, die sich bis in gegenwärtige Sprachregelungen, v. a. in Bezug auf die Benennung der beiden Raumteile niederschlägt, dass der Raum heute in weiten Teilen kooperativ-rücksichtsvoll, geradezu pragmatisch von unterschiedlichen Akteur:innen genutzt wird. So manche Grenzziehung hat sich dabei relativiert, andere Spannungen und Schwierigkeiten des Raums sind neu hervorgetreten.

Das Paulinum als Veranstaltungsraum

Ich möchte zu Beginn in ein paar Begrifflichkeiten einführen und klären, was sich umgangssprachlich manchmal überlagert. Wenn in Leipzig vom „Paulinum“ gesprochen wird, meint der Bürger, die Bürgerin auf der Straße zumeist das Gebäude hier mit dieser charakteristischen Fassade, hoch bis zur Spitze. Das ist aber gar nicht der Raum, über den wir jetzt im Speziellen nachdenken, denn dieser geht nur bis zur vierten Etage. Ab der fünften Etage ist dieser Raum relativ profan mit Räumlichkeiten der Fakultät für Mathematik und Informatik, Seminarräumen, Büros etc. Schon der Raum hinter der Fensterrosette, den man von außen blickend immer selbstverständlich dieser Kirche zuordnen würde, ist ein größerer Vorlesungsraum der Fakultät für Mathematik. Hier innen sprechen wir von den beiden Raumteilen, in der Regel vom Altarbereich, in dem wir uns hier befinden, und von der Aula, die Sie hinter der Glaswand sehen.

Was also ist das Paulinum? Zunächst einmal ganz nüchtern betrachtet: ein Hochhaus gemäß Sächsischer Hochhausbaurichtlinie und eine Versammlungsstätte gemäß Sächsischer Versammlungsstättenverordnung. Es wird als solches technisch betrieben von unserem Dezernat für Planung und Technik. Von der Betriebsstruktur her ist es außerdem ein Betrieb gewerblicher Art, was die Vermietung angeht, innerhalb der Körperschaft des öffentlichen Rechts der Universität Leipzig und wird vom Dezernat Planung und Technik und der Stabsstelle Universitätskommunikation in dieser Hinsicht betreut. Angebunden ist das Ganze ans Rektorat über einen Beirat, in dem unter anderem auch die Rektorin und Vertreter:innen der jeweiligen Hauptnutzer beteiligt sind. Diese sind schon angeklungen: (1) Wir haben natürlich als wesentlichen Eckpfeiler den Universitätsgottesdienst mit seinen regelmäßigen Feiern Vesper und Sonntagsgottesdienst. (2) Die Universitätsmusik, die in beiden Raumteilen Konzerte vom kleinem Improvisationsjazzkonzert bis hin zur großen Sinfonie und zum Weihnachtsoratorium bietet. (3) Die Kustodie, die insbesondere im Altarbereich regelmäßig Öffnungszeiten, Führungen und Veranstaltungen anbietet. (4) Und die Stabsstelle Universitätskommunikation, die Veranstaltungen der Wissenschaftskommunikation – so würde ich es jetzt mal zusammenfassen – organisiert.

Wenn ich mich der Frage zuwende, welche Chancen und Probleme dieser Raum im Hinblick auf seine Nutzung hat, steht für mich an allererster Stelle die Gestaltbarkeit des Raumes und seine Identität, die sich ziemlich genau in der Schwebe zwischen einem geistlichen und weltlichen Ort bewegt. Man kann diesen Raum mit relativ wenigen Mitteln in die eine oder andere Richtung verschieben. Auf der einen

Seite ist leicht eine sehr feierliche gottesdienstliche Veranstaltung möglich. Mit relativ wenigen Mitteln – etwas buntes Licht, etwas Deko, andere Musik – kann man im Aula-Teil aber auch eine sehr solide Party feiern. Und dazwischen im Spektrum kann man sehr viele Veranstaltungen durchführen.

Das viele Weiß ist im Grunde wie eine Leinwand. Für Veranstalter:innen hat das den Vorteil, dass sie mitbringen können, was sie machen und wie sie den Raum haben möchten. Das sorgt am Ende auch für Zufriedenheit, weil man dem Raum für eine gewisse Zeit so etwas wie einen eigenen Stempel aufdrücken kann. Diese Stärke in der Breite ist auf der anderen Seite aber eine Schwäche in der Tiefe. Alle Nutzer:innen, intern oder extern, müssen schon auch damit leben, dass dieser Raum in seiner hybriden Mehrfachnutzung eben nicht die bis ins letzte Detail ausgeklügelte Konzerthalle, nicht die perfekte Eventlocation, die klare Kirche oder das hundertprozentige Museum ist. Diese Nutzungen müssen unter einem Dach zusammenkommen und dann geraten wir manchmal auch von den Anforderungen her etwas an unsere Grenzen.

Eine große Chance, ein großer Vorteil dieses Raumes ist auch seine Lage, seine Anbindung an den Campus, den Standort der Universität. Man kann bei Veranstaltungen sehr schön skalieren, indem man noch die Foyers oder Seminarräume, Hörsäle etc.



Abb. 1: Paulinum als Festsaal, Foto: Tobias Eckart / Universität Leipzig

dazu nimmt und entsprechend einbindet bei großen Veranstaltungen. Das gibt eine große Flexibilität, die gerade auch von externen Nutzern geschätzt wird. Das Paulinum ist mitten in der Stadt, es hat diese Aura, es ist ein attraktiver Veranstaltungsraum, der auch in seiner Größe mit ca. 540 Plätzen in Leipzig zur Eröffnung noch ziemlich einzigartig war. Mittlerweile haben wir mit dem Kupfersaal gleich schräg gegenüber in der Universitätsgasse etwas Konkurrenz bekommen. Ansonsten gibt es aber in Leipzig in dieser Größenordnung relativ wenige Räume, die sich anbieten, viele bewegen sich eher darunter oder darüber. Das macht es veranstaltungstechnisch und vermittlungstechnisch auch leichter.

Ich stelle exemplarisch die Nutzung in einer Woche im Mai 2022 vor (eine volle Paulinumswochen, aber keine ganz untypische), um die Wandelbarkeit und die Flexibilität zu zeigen. Am Montag haben wir eine Festveranstaltung der Hochschulrektorenkonferenz mit Ministerin Barbara Stark-Watzinger, die am nächsten Tag übergeht in die Vollversammlung der Hochschulrektorenkonferenz mit Stühlen und Tischen. Am Mittwoch feiern wir als Universität unsere Stipendiat:innen des Deutschlandstipendiums. Am Donnerstag und Freitag tagt die Wissenschaftliche Gesellschaft für marktorientierte Unternehmensführung mit einer Festveranstaltung am Abend. Am Freitag wird weiter getagt. Am Samstag hat die Kustodie ihre Führungen und Besichtigungen, und am Sonntag ist Universitätsgottesdienst. Das muss man in der Zusammenarbeit mit den regelmäßigen Nutzer:innen, aber auch im Backend, wenn ich das so sagen darf, erst einmal hinbekommen. Deshalb arbeite ich auch nicht erst seit der Eröffnung im Paulinum, sondern seit mehr als acht Jahren.

In den Jahren vorher, als der Raum noch im Rohzustand war, galt es erst einmal, einer großen Universität zu erklären, was sie jetzt an Veranstaltungsort dazubekommt, und dann mit der Verwaltung, mit dem Baudezernat, mit Hausmeistern etc. zu schauen, wie wir diese Aufgabe lösen können. Die Aufgabe war immer, dass dieser Raum mit Leben gefüllt, bespielt werden muss, dass er offen sein muss für die Leipzigerinnen und Leipziger und auch der Universität als ein Schaufenster dient. Da waren im Vorfeld auch etliche Klärungen ganz trockener, verwaltungsmäßiger Natur zu leisten.

Wie kommt uns der Raum dabei entgegen und wo kommt er uns nicht entgegen? Er ist zwar sehr neutral, als Veranstaltungsraum aber ansonsten nicht bis ans Ende immer optimiert. Der Boden, der vom Architekten ausgesucht wurde, ein offener Muschelkalk, ist nicht ganz optimal. Wenn da ein Glas Orangensaft oder eine Tomatensuppe drauffällt, bekommt man den Fleck nur mit einem Presslufthammer wieder raus. Diese Dinge gibt es dann also hier nicht bei Veranstaltungen. Er ist leider auch sehr kratzempfindlich, was uns das Leben etwas schwer macht. Ursprünglich hatten wir eine ganze Reihe Nebenräume, etwa als Künstlergarderobe, geplant. Nun ist dieser Campus bereits 2012 eröffnet worden, erst 2017 dann das Paulinum und da ist der ein oder andere Raum dann einer anderen Nutzung zugeführt worden.



Abb. 2 und 3: Hochschulrektor:innen-Konferenz 2022, Foto: Swen Reichhold / Universität Leipzig



Abb. 4: Stipendienfeier Pharmazie 2019, Foto: Alexander Schmidt (punctum) / Universität Leipzig

Das heißt, wir müssen dann immer sehen, wo wir den Thomanerchor oder andere Künstler:innen unterbringen. Es gibt kein Backstage, es gibt keine Rückstaubereiche, es gibt auch keinen Bereich, wo ich mal unsichtbar vorbereiten kann. Ich habe hier immer Leute um mich herum: Touristen, die wissen wollen, wann man die Kirche besichtigen kann. Rentner, die wissen wollen, ob der Professor Schmidt noch lebt. Und das ist manchmal nicht so einfach, wenn man konzentriert und unter Zeitdruck etwas vorbereiten muss. Wer schon einmal in so einem Theaterbackstage war, kennt diese zerschrammelten und eingedellten Eisentüren, wo man einfach zwanzigmal reinknallt und es ist nicht so schlimm. Alles, was wir hier einbringen, muss durch die Holztüren, auch lackierte Sachen, alles muss mit sehr, sehr großer Vorsicht behandelt werden. Die Glaselemente an den Säulen sind empfindlich. Wir müssen hier sehr vorsichtig arbeiten und gerade auch den Gewerken und den externen Dienstleistern etwas auf die Finger gucken, damit sie nicht zu robust arbeiten.

Auch die personelle Ausstattung, mit der dieser Raum betrieben wird, ist eher schmal. De facto sind das neben meiner Person (ich habe aber auch noch andere Aufgaben) eine Kollegin im Dezernat und der Kollege von der AV-Technik. Auch die beiden haben noch andere Aufgaben.



Abb. 5: Podium im Paulinum, Foto: Tobias Eckart / Universität Leipzig

Das ist schmal für die vielen Veranstaltungen, die wir hier im Jahr machen. Dazu die ganzen Gottesdienste, dazu die ganzen Führungen. Da kann und sollte man vielleicht auch nochmal was tun.

Eine Frage, die Sie ja allen gestellt haben: Ist der Raum für mich ein säkularer oder ein religiöser Raum? Vielleicht kurz dazu eine Verortung: Ich bin katholisch, praktiziere das aber nicht hier, sondern bin gemeindlich verortet in der Propsteikirche. (Übrigens, wenn Sie die Zeit haben, direkt am Ring, schauen Sie mal rein, auch ein Neubau. Sehr viel schlichter und nüchterner als hier in diesem doch sehr prachtvollem Gebäude.) Ich habe lange über die Frage nachgedacht und möchte mit einer Anekdote antworten, die ich von meiner Tochter gehört habe. Die war mal mit ihrer Grundschulklasse im Gewandhaus zu einem Weihnachtskonzert und auf dem Weg von der Straßenbahn sagte sie so zu einem Kumpel aufs Paulinum zeigend: „Guck mal, da arbeitet mein Papa.“ Der sagt: „Was? Dein Papa arbeitet an der Kirche?“ Antwortet meine Tochter: „Nee, früher war’s eine Kirche, jetzt ist es eine Arbeit.“ Das kann ich viel besser nicht beschreiben. In erster Linie ist es mein Arbeitsplatz, der Ort, wo ich auch gar nicht so sehr wahrnehme, säkular oder geistlich. Ich sehe dann eher, ach, die Blumen sind schon wieder verwelkt hier auf dem Altar. Nebenbei bemerkt, Sie haben gemerkt, dass Sie hier relativ warm und trocken sitzen. Das ist Museumsklima. Das heißt natürlich:

Der „Normverwelkungswert“ einer typischen Altardekoration aus so einer kalten Kirche passt hier nicht, die Blumen verwelken hier immer wahnsinnig schnell. Also auf so etwas schaue ich, so etwas nehme ich tatsächlich viel mehr wahr, wenn ich hier bin. Manchmal aber nutze ich den Raum wirklich auch für einen Rückzug, zehn Minuten einfach nur, wenn die Wellen wieder hochschlagen, setze ich mich in den Altarbereich und denke kurz nach. Die Momente gibt es schon auch. Manchmal funktioniert es, aber meistens bleibt es ein Versuch. Dann auf dem Weg hierher oder drinnen treffe ich auf Menschen, die mich dann mit dem einleitenden Satz: „Herr Eckart, gut, dass ich Sie sehe ...“ wieder in meine Arbeit zurückführen.



Abb. 6: Bürgertag im Rahmen der Feierlichen Eröffnung des Paulinums, Foto: Swen Reichhold / Universität Leipzig

Rudolf Freiherr Hiller von Gaertringen
Christine Hübner, Kustodie der Universität Leipzig

Das Paulinum als Kunstraum

RHvG: Was ist und was macht eine Kustodie? Im Wesentlichen ist das historisch gesehen eine ostdeutsche Verwaltungseinrichtung für Universitätssammlungen, in unserem Fall eine Kunstverwaltung. Wir betreiben im Grunde ein dezentrales Museum: Zwar gibt es in Form der Kunstsammlung im Rektoratsgebäude auch einen zentralen Ort mit ausgewählten Spitzenstücken, doch „lauert“ die Kunst de facto auch überall sonst am Wegesrand. Alles, was Sie hier an Kunst sehen, wird von uns betreut; wir haben aber auch die Verantwortung für die Bilder in der Universitätsbibliothek, die Werke am Campus Jahnallee und an vielen anderen Orten. In unserem Zuständigkeitsbereich nehmen wir die Museumsaufgaben Sammeln, Bewahren, Forschen, Vermitteln wahr.

Was enthält die Sammlung? Europäische Kunst von 1230 bis heute, Gemälde, Skulpturen, Graphik, Kunsthandwerk sowie verschiedenes Anderes wie Studentica.¹ Es ist eine seit der Gründung der Universität Leipzig 1409, also über 600 Jahre historisch gewachsene Sammlung. Hier am Ort des heutigen Paulinums errichten ab 1230 die Dominikaner ihre Ordenskirche. Das älteste Objekt der Kunstsammlung ist daher ein romanisches Kapitell, das damals für diese Kirche hergestellt wurde. Das chronologische Spektrum der Sammlung reicht bis zu Gemälden, die in jüngster Zeit frisch von der Staffelei weggekauft wurden. Viele Objekte wurden für die Ausstattung von Gebäuden angeschafft, bestellt, gekauft oder geschenkt. Hier im Raum beginnt es mit dem um 1485 zu datierenden Dominikaneraltar, der zum Zeitpunkt der Tagung geschlossen gezeigt wird und der, wie die Kirche selbst, den Apostel Paulus als Prediger und als Märtyrer ins Bild rückt. Hinzu tritt der Komplex der Epitaphien.² Die Dominikaner profilierten sich auch in Leipzig durch ihr Totengedenken und ihre Bestattungskultur. Seit der Leipziger Ordensgründung wurde im Kirchenboden und um die Kirche herum bestattet, wurden – die entsprechenden Stiftungen vorausgesetzt – der Toten mit Messen gedacht, wie es in der katholischen Kirche üblich ist. Mit der Schenkung an die Universität 1543 wurde die Bestattungstradition dann auf akademische Kreise eingeschränkt. Der Personenkreis umfasste nun vorrangig Universitätsangehörige, im Studium verstorbene Studenten sowie Professoren der verschiedenen Fakultäten, v. a. der sogenannten „höheren Studien“, d. h. Theologen,

1 <https://sammlungen.uni-leipzig.de/artcollection>.

2 Vgl. zum Restaurierungsprojekt: <https://www.kustodie.uni-leipzig.de/sammlung/restaurierung/epitaph-projekt>.

Mediziner, Juristen. Die hauptsächliche Zeitspanne erstreckte sich von etwa 1550 bis 1770, danach endete auch das universitäre Bestattungsprivileg in der Kirche.

Wenden wir uns den Fragen der architektonischen Gestaltung und der Nutzung zu: Im zweiten Architekturwettbewerb 2004 war eine Multifunktionalität des Raumes gefordert worden: Er sollte als Aula, Kirche und Konzertsaal funktionieren. Gleichzeitig war aber auch klar, dass hier, soweit möglich, einst angesiedelte Kunstwerke zurückkehren sollten. Insbesondere der damalige Rektor Prof. Dr. Franz Häuser sorgte dafür, dass den Architekten mit den Ausschreibungsunterlagen eine Übersicht der erhaltenen Kunstwerke zugeing. Trotzdem gab es Entwürfe, in denen man keine Kunst hätte anbringen können. Der Entwurf von van Egeraat dagegen bot der Sammlung weitreichende Entfaltungsmöglichkeiten. Auch wenn hier im Entwurfs- und Ausführungsprozess manches erkämpft werden musste, handelte es sich historisch um eine einmalige Möglichkeit. Sie sehen, wie groß einzelne Erinnerungsmale tatsächlich sind: Es hätte in ganz Leipzig auf absehbare Zeit keine Perspektive für eine angemessene Anbringung gegeben. Gerade die monumentalen Werke erfordern zugleich eine bestimmte Anbringungshöhe, mithin eine Raumhöhe von mindestens zehn Metern, die am Ende realisierten sechzehn Meter sind ebenso ideal wie einzigartig: Wenn hier eine Präsentation nicht geglückt wäre, wären die Kunstwerke dauerhaft im Depot verschwunden, womit auch viele rechneten.



Abb. 7: Der Altarbereich des Paulinums mit Altar und Epitaphien,
Foto: Kustodie der Universität Leipzig, Steffen Spitzner

Van Egeraat hat den ursprünglichen Grundriss in seinem Entwurf sehr genau zitiert. Daher stehen die heutigen Pfeiler an ihren jeweils historischen Orten, d.h. an den Positionen der romanischen Zeit um 1230, wo sie ab 1485 im Zusammenhang mit der Einfügung gotischer Gewölbe achteckig ummantelt wurden. Im Hinblick auf die Anbringung der Kunstwerke hatte dies den großen Vorteil, dass die historischen Betrachterabstände wiedererstanden: im Mittelschiff knapp zehn Meter Breite, im Seitenschiff fünf Meter Breite. Durch die – von uns vorgeschlagenen und von van Egeraat realisierten – zwischen den Pfeilern schwebenden Hängeflächen hatten wir die Möglichkeit, die richtigen Anbringungshöhen mit der historischen Untersicht herzustellen. Aber es gab natürlich auch Anpassungsbedarf: Bis 1968 war der Chorbereich durch durchgehende Wandflächen, die sogenannten Chorschranken geprägt, die sich nicht 1:1 reproduzieren ließen. Die modernen Hängeflächen treten in die Mittelachse der Pfeiler zurück, mit der Folge einer stärker rhythmisierten Jochbildung und einer reduzierten Anzahl von Hängepositionen, die zum Auswählen zwangen. Der erforderlichen Anpassungen ungeachtet vermochte die heutige Hängung wirklich viele Aspekte der historischen Situation wieder aufzugreifen.

Ich kann die Aufgabe der Restaurierung nur kurz erwähnen. Die sehr hastig geborgenen Werke wurden zwischen etwa 1983 und 2003 in einem Kunstdepot der evangelisch-lutherischen Landeskirche in der Heilandskirche gelagert. Als wir 2002 anfangen, die Fragmente zu sortieren, waren sie schon eher als „Trümmerhaufen“ zu beschreiben, auch hatten die sehr feuchten Räume mit bis zu 80 % Luftfeuchtigkeit weitreichende Schäden verursacht. Insbesondere Holzobjekte mit Polychromie, also Farbfassungen oder Vergoldung, befanden sich oft in einem kritischen Zustand: Die Farbschichten lagen vielfach nur noch lose auf. Durch diese tiefgreifende Verschädigung war ihre Behandlung besonders aufwendig und kostenintensiv.

Die Objekte mit Polychromie benötigen ungefähr 55 % relative Luftfeuchte und eine Raumtemperatur von ungefähr 20 °C. Also je kühler, desto besser und diese Bedingungen möglichst konstant. Hier im Altarbereich haben wir daher eine museale Klimatisierung, die das auch gewährleistet. Physikalisch betrachtet ist ein Gemälde ein komplexes Konglomerat aus einem Holz- oder auch Textilbildträger und der Fassung. Diese Komponenten weisen physikalisch sehr unterschiedliche Verhaltensweisen auf. Bei 55 % relativer Luftfeuchte sind diese Materialien – und folglich auch das Objekt – relativ entspannt. Bei 75 % relativer Luftfeuchtigkeit hingegen dehnt sich der Bildträger aus und die Malschicht bildet Risse. Noch schlimmer ist dagegen eine relative Luftfeuchte von 30 %, wo der Bildträger sich zusammenzieht, sich die Farbschollen dachförmig vom Träger lösen und ihre Haftung verlieren. Die Erfordernisse der präventiven Konservierung sind auch der Grund für die Einbringung der sogenannten „Glaswand“. Das Raumvolumen allein des Altarbereichs umfasst schon ca. 6.000 Kubikmeter. Der Gesamtraum beläuft sich auf das drei- bis

vierfache Volumen, dessen Klimatisierung exorbitante Betriebskosten verursacht. Daher wurde im Aulenteil nur eine Lüftung ohne Entfeuchtungs- und ohne Kühlmöglichkeit realisiert.

Wenn die Tür im Altarbereich geschlossen ist, herrschen hier perfekte Bedingungen. Zu den Schwierigkeiten der Nutzung gehören die – aus Sicht der Kustodie zu zahlreichen – Glaswandöffnungen, welche den Absturz der relativen Luftfeuchte auf 30 % zur Folge haben. Allein die Gottesdienste verursachen fünfzig Öffnungen, hinzu kommen ca. fünfzig Termine im Zusammenhang mit Konzerten oder sonstigen Veranstaltungen. Bei mindestens hundert Anlässen im Jahr erfolgt im Schnitt jeden



Abb. 8: Lagerungssituation im Depot Heilandskirche, 2002, Foto: Kustodie der Universität Leipzig, Karin Kranich

dritten Tag eine solche Öffnung. Dabei war uns in der Bauphase eine größere Klimakonzanz bei Glaswandöffnungen bis zu zwei Stunden versprochen worden. De facto müssen wir jedes Jahr eine Wartung durchführen, bei der unsere Restauratorin und freie Kräfte die Farbschollen wieder festigen, die sich in der Zwischenzeit gelöst haben. Dennoch freuen wir uns sehr über den Raum und sind dankbar, dass die Dinge überhaupt hier so gezeigt werden können. Es ist, so glaube ich, eine Bereicherung für alle. Außerdem darf der Raum mit seinen Kunstwerken als großer Erfolg bezeichnet werden. Wir hatten in den ersten zwei Jahren etwa zweihunderttausend Besucher:innen, also mehr als alle anderen Veranstaltungen oder Nutzungen hier generieren. Corona-bedingt sind die Öffnungszeiten aktuell verkürzt, weil wir nun mit zwei Aufsichten arbeiten müssen und das Geld für eine tägliche Öffnung nicht ausreicht. Das Angebot wird aber sehr nachgefragt und der Kulturschatz als solcher gewürdigt. Aus meiner Sicht handelt es sich um eine weltweit einmalige akademische Grablege mit ganz ausgezeichneten Werken, über die ich natürlich noch ausführlicher berichten könnte.³

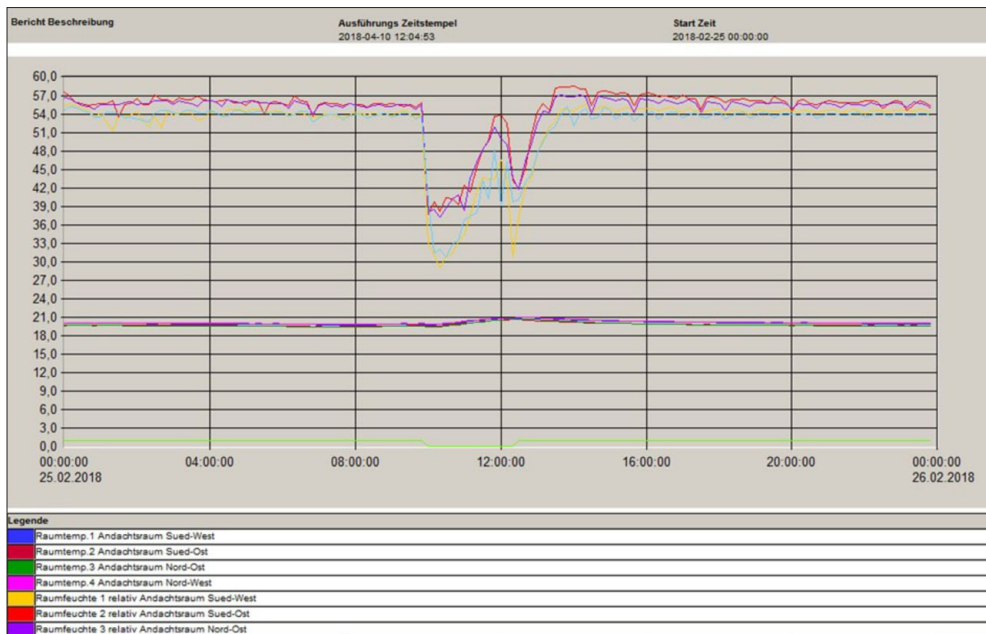


Abb. 9: Klimakurve für den Andachtsraum 25./26.02.2018 mit Öffnung der Glaswand für den Sonntagsgottesdienst, Grafik: Kustodie der Universität Leipzig

- Die Restaurierung der Epitaphien im Leipziger Paulinum wurde 2020 mit dem Europäischen Kulturerbepreis der Europäischen Kommission und des Denkmalschutz-Verbundes Europa Nostra ausgezeichnet. Der Preis gilt als eine der höchsten Auszeichnungen für das Kulturerbe und würdigt herausragende Beispiele für dessen Pflege.

CH: Ich möchte kurz vorstellen, wie neben dem Sammeln und Bewahren die weiteren Aufgaben wie Forschung und Vermittlung im Paulinum umgesetzt werden. Beides steht in einem engen Zusammenhang, denn die Vermittlung beruht auf den Ergebnissen der laufenden Forschungen. Das Epitaphprojekt wurde bislang in drei Tagungen sowohl aus restauratorischer als auch aus kunsthistorischer Perspektive beleuchtet, wozu gerade auch ein Tagungsband im Entstehen ist, der voraussichtlich Ende 2026 erscheinen soll.⁴ Die drei bisher erschienenen Publikationen setzen unterschiedliche Schwerpunkte und richten sich an verschiedene Zielgruppen: Der Band zu Geschichte, Restaurierung und Wiederaufstellung der Kunstwerke, Erstauflage 2005, ist bis 2019 schon in der sechsten überarbeiteten Fassung erschienen.⁵ „Ade Welt“ stellt die Inschriften der Grabsteine und Epitaphien und somit die zentralen Elemente der Erinnerungsmale ins Zentrum.⁶ Und der kleine Schnell & Steiner Kunstführer in Deutsch und Englisch⁷ für vier Euro richtet sich an die Tagesgäste.

Die Kunstwerke befinden sich in einer Universität, weswegen Forschung und Vermittlung eng in die Lehre eingebunden sind. Im Sinne eines forschenden Lehrens und Lernens bieten wir etwa regelmäßig Seminare und Übungen vor den Originalen an. Im Bereich der Kunstgeschichte leiten wir, die Mitarbeiter:innen der Kustodie, die Veranstaltungen, andere Angebote werden von oder in Kooperation mit Fächern wie Kunstpädagogik oder Geschichtsdidaktik angeboten. So entstanden bereits zahlreiche Hausarbeiten und auch einige Qualifizierungsarbeiten. Im kommenden Tagungsband werden ebenfalls Beiträge von aktuellen oder ehemaligen Student:innen enthalten sein. Aus Projektseminaren zur Kunstvermittlung sind auch schon Angebote für Schulklassen oder Texte für Audioguides entstanden. Die technische Umsetzung wurde dann durch Corona und die damit einhergehenden Hygienemaßnahmen leider verzögert.

- 4 Hiller von Gaertringen, Rudolf (Hg.), Glanz und Gloria. Die Epitaphien der Leipziger Universitätskirche St. Pauli im Lichte ihrer Restaurierung und neuer Studien, Leipzig 2026 (im Druck). Der Band enthält Beiträge aus den drei Tagungen zum Epitaphprojekt: Restauo 2. Epitaphien aus der Universitätskirche. Arbeitsstand und Perspektiven, Arbeitstagung zur Ausstellung, 15. Oktober 2008; Vom Umgang mit der Lücke II. Wie viel Rekonstruktion ist notwendig, wie viel Fehlstelle zumutbar? Kolloquium des VDR (Verband der Restauratoren), 9. September 2016; Der Epitaphschatz der Universitätskirche Leipzig. Neue Wege der Forschung, neue Perspektiven, öffentliches Symposium anlässlich der Europa Nostra-Feier, 22. Oktober 2021.
- 5 Hiller von Gaertringen, Rudolf (Hg.), Epitaphien – Die Kunstwerke im Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli. Geschichte – Restaurierung – Wiederaufstellung, Kustodie der Universität, 6., überarbeitete Auflage, Leipzig 2019.
- 6 Hiller von Gaertringen, Rudolf (Hg.), Ade Welt, ich bin nun daraus. Memoriale Inschriften auf Grabsteinen und Epitaphien der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte Reihe A, Bd. 7), Leipzig 2011.
- 7 Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli, hg. von Rudolf Hiller von Gaertringen, Regensburg 2020.

Die direkteste Form der Vermittlung findet jedoch während der Öffnungszeiten statt. Wie vor der Pandemie war das Paulinum 2024 wieder an fünf Tagen die Woche, von Dienstag bis Sonnabend von 10:30 bis 14:30 Uhr für Besucher:innen geöffnet. Kurz nach der Eröffnung des Paulinums kamen durchschnittlich 300 bis 650 Personen täglich, am Samstag im Schnitt bis zu 900. Es kommen die Leipziger:innen, aber auch Tagestourist:innen und internationale Gäste. Flyer liegen inzwischen in Deutsch, Englisch, Spanisch und Russisch vor, auch chinesische Texte sind vorhanden. Diese Vermittlung wäre nicht möglich ohne unsere studentischen Hilfskräfte, die Aufsicht führen und zugleich so viel mehr sind als nur Aufsichten. Sie beantworten in vielen Sprachen die Fragen der Gäste und vermitteln die Geschichte des Ortes. Die Fragen der Gäste betreffen auch die Nutzung des Paulinums, etwa ob hier auch Gottesdienste stattfinden, ob man die Glaswand wirklich öffnen kann und wie es um die Kanzel steht. Seitdem der Infotresen im Foyerbereich des Neuen Augusteums nicht



Abb. 10: Schüler einer fünften Klasse testen ein von Studierenden der Kunstpädagogik ausgearbeitetes Vermittlungsangebot, Foto: Christine Hübner

mehr besetzt ist, helfen die Studierenden auch bei banalen Nachfragen nach Toiletten oder dem Weg zum Bahnhof.

Das Vermittlungsangebot wird durch wöchentliche öffentliche und kostenlose Führungen unterstützt. Wir hatten vor der Pandemie eine Reihe „Epitaph am Mittag“. Jeden Mittwoch wurde im monatlichen Wechsel ein Epitaph vorgestellt, immer auch eingebettet in die Geschichte des Ortes und die Begegnung mit dem Raum. Zu diesen Führungen kamen die Einheimischen, oft auch die Zeitzeug:innen, aber eben auch Tourist:innen, die keinerlei oder kaum Vorkenntnisse mitbrachten. Inzwischen findet die etwas allgemeinere wöchentliche Führung immer freitags um 14 Uhr statt.

Die Pandemie bildete eine deutliche Zäsur: Mit dem Universitätscampus war auch das Paulinum über Monate geschlossen, dann der Besuch zunächst nur im Anschluss an die Sonntagsgottesdienste und später unter den jeweils geltenden Auflagen möglich. Während der Schließung haben wir unser Vermittlungsangebot im social media-Bereich ausgebaut: auf dem Instagram-Account „@kustodieunileipzig“ sowie auf YouTube stellten Mitarbeiter:innen ein persönliches „Lieblingsepitaph im Paulinum“ vor; regelmäßig wurde auch über restauratorische Arbeiten berichtet.



Abb. 11: Besucher:innen im Paulinum, Foto: Marion Wenzel

Der Besucherbetrieb ist inzwischen wieder uneingeschränkt möglich. Die Zahlen sind leicht zurückgegangen auf maximal ca. 300 Personen am Tag, manchmal sind es auch nur 50. Für die Aufsichtskräfte, für unsere Studierenden, ist es nicht immer eine einfache Arbeit: Da werden sie manchmal von unangemeldeten Reisegruppen überrannt. Oder Menschen sind verärgert, weil sie wegen einer Veranstaltung bei ihrem letzten Besuch vor verschlossenen Türen standen. Immer wieder kommt es zu besonderen Vorkommnissen, sowohl schönen als auch schwierigen. Diese Ereignisse werden in einem Besucherbuch eingetragen. Besonders gut zum Thema der Tagung passt folgender Vermerk. Im März letzten Jahres notierte eine Aufsichtskraft: „Ein älterer Mann hat heute gefragt, ob er die Akustik ausprobieren dürfte und hat dann sehr schön gesungen, alle waren ganz still und der Raum hat einen sakralen Charakter bekommen.“

Frank Michael Lütze, Universitätsprediger

Die Universitätskirche als gottesdienstlicher Raum

Wenn Sie „Universitätsgottesdienst Leipzig“ im Internet nachschlagen, werden Sie immer den Hinweis finden: „seit 1710 an allen Sonn- und Feiertagen“. Das tragen wir ein wenig wie eine Monstranz vor uns her. Faktisch galt das von 1710 bis 2020. Dann hat uns die Pandemie zumindest vorübergehend abgeschaltet und in ein Online-Format gebracht. Aber im Prinzip gibt es diese Gottesdienste durchgehend. Nach der Sprengung der alten Universitätskirche waren die Universitätsgottesdienste ausgelagert in die Nikolaikirche und sind von dort mit der Eröffnung dieses Gebäudes 2017 wieder zurückgekehrt.

Ich möchte im Folgenden etwas sagen zu den Universitätsgottesdiensten im aktuellen Raum, dann zu dem sehr weiß dominierten Raum als Projektionsfläche und schließlich etwas zum Stichwort Hybridraum. Zunächst zum Universitätsgottesdienst: Als wir in der Nikolaikirche waren, war das ein 11 Uhr-Gottesdienst für Spätaufsteher. Nun sind wir tatsächlich an den ersten Platz der Stadt zurückgekehrt und der Gottesdienst hat sich, sowohl was Leipziger:innen als auch was Tourist:innen angeht, als Besuchermagnet entwickelt. Das hat uns alle etwas überrascht. Der Universitätsgottesdienst hat sich zunächst etwa vervierfacht in der Besucherzahl und ist auch jetzt noch beim Doppelten dessen, was wir in Nikolai hatten. Wir feiern an jedem Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres – also nicht nur im laufenden Semester – Gottesdienste mit einem hohen und im Kern auch stabilen Besuch, der grob gesagt zwischen 75 und 180 bis 200 Personen schwankt. Auch Dank der wunderbaren Kooperation mit der Universitätsmusik haben wir ein sehr abwechslungsreiches musikalisches Programm; und was die Predigenden angeht, eilt uns mindestens der Ruf voraus, dass es abwechslungsreich ist, weil jeden Sonntag jemand anderes predigt. Man kann immer sagen: Wenn es heute nichts war, kommen Sie nächste Woche wieder, da wird es anders.

Wir haben ein studentisches Küsterteam, das mit großen Engagement diese Gottesdienste begleitet. Das ist nicht immer einfach. Tobias Eckart hat vorhin schon darauf hingewiesen: Fehlende Nebengelasse machen es schwierig für die Küster:innen, die Gottesdienste vor- und nachzubereiten. Wir haben nach fünf Jahren hier im Gebäude erste zaghafte Ansätze einer Gemeindebildung. Wir haben nach wie vor die Herausforderung, aus einem Universitätsgottesdienst im Universitätsgebäude und mit Professorinnen und Professoren, die predigen, einen tatsächlichen Gottesdienst *für* die Universität und *mit* der Universität zu machen. Als zweites Standbein haben wir während des laufenden Semesters mittwochs abends um 18 Uhr eine Universitätsvesper.



Abb. 12 und 13: Universitäts-gottesdienst, Fotos: Frank Lütze

Die hat in den letzten Jahren ihren Ort neu gesucht und jetzt wohl auch fürs erste gefunden. Wir hatten in diesem Semester etwa eine Leipziger Bibelvesper, in der bekannte Leipziger:innen einen biblischen Text im Rahmen eines liturgischen Abendgebets vorgestellt haben: Gesine Oltmanns als bekannte Bürgerrechtlerin, die Kanzlerin der Universität, die Kulturbürgermeisterin oder der Thomaskantor. Vor vierzehn Tagen hatten wir aus Princeton den Chapel Choir zu Besuch. Da haben wir probiert, wie sich der Raum verändert, wenn er farbig beleuchtet wird. Diese Leipziger Bibelvesper werden wir im kommenden Wintersemester fortsetzen. Im Sommer ist jeweils das Homiletische Seminar hier mit studentischen Predigten. Damit wird die alte Funktion der früheren Universitätskirche als homiletischer Ausbildungsort wieder aufgenommen.

Zweiter Punkt: Wer den Raum betritt, findet hier weiß als dominierende Farbe vor. Leider wurde in der Umsetzung versäumt, einen einheitlichen Weißton zu verwenden. Und weil unsere LED-Beleuchtung in diesen Säulen schon ein bisschen in die Jahre gekommen ist, finden Sie alle möglichen Schattierungen von Weiß. Sie können, wenn Sie nichts anderes in einer Veranstaltung zu tun haben, mit Ihren Augen oben im Gewölbegarten spazieren gehen und, ja, träumen. Dieser Raum eignet sich tatsächlich in vielfacher Hinsicht als Projektionsfläche, gibt viel Raum dafür. Projektionsfläche erstens für Erinnerungen an die gesprengte Universitätskirche. Oft sind uns als hier Predigende am Ausgang der Kirche Geschichten erzählt worden, die Menschen damit verbunden haben. In den ersten Jahren waren das vor allem Erinnerungen an den 30. Mai 1968. Zunehmend kamen auch glücklichere Erinnerungen an Studienzeiten zur Sprache, die Menschen in der alten Universitätskirche zugebracht haben. Wir hatten – das war für mich ganz anrührend – vor kurzem eine diamantene Hochzeit eines Ehepaars, die vor diesem Altar in der alten Universitätskirche geheiratet haben. Dann wurde das Gebäude gesprengt, der Altar ausgeliehen an die Thomaskirche. Ihre goldene Hochzeit haben sie dort vor dem Altar gefeiert. Und für ihre diamantene Hochzeit sind sie mit ihrem Altar wieder zurückgezogen hier zu uns. Darüber hinaus lädt der Raum zu Projektionen im Sinne von großen Träumen ein. „Think big“ scheint das Motto hier in jeder Beziehung, ob es um große Musik, um große Theater- oder Lichtinszenierungen, Festgottesdienste mit Prominenten geht oder schlicht um Träume von einer mit sechshundert Plätzen vollbesetzten Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft. Träume, die nicht immer Realität wurden und werden. Und schließlich werden in diesen Raum bisweilen auch Konflikte projiziert. Konflikte, die sich auf der einen Seite aus alten areligiösen oder antireligiösen Ressentiments speisen, auf der anderen Seite aus bösen Erinnerungen und manchen enttäuschten Träumen, dass man eben hier nicht die alte Universitätskirche identisch wiederaufgebaut hat. Es ist für die Universitätsgottesdienste – das darf man so offen sagen – keine leichte Aufgabe, diesen großen Raum zwischen Erinnerungen, Träumen, Erwartungen, zwischen

diesen bunten Phantasien und der mitunter mint-kühl-weißen Realität zu füllen. Und es bleibt Sonntag für Sonntag eine Herausforderung, aus vielen Individuen, die auf einer Art protestantischer Wartezimmerbestuhlung sitzen, eine Gemeinschaft zu formen, die nicht nebeneinander, sondern miteinander Gottesdienst feiert.

Drittens: Dass wir uns in einem mehrfach kodierten Raum befinden, zeigt sich schon in der Terminologie. Ich bin in dieser Hinsicht in meinen drei ersten Amtsjahren mehrfach angezählt worden. Nennst du es *Paulinum*, gibt es direkt nach dem Gottesdienst Ärger: „Ich habe damals nicht für ein Paulinum, sondern für die Universitätskirche gekämpft“, sagt mir jemand, der damals an der Entscheidungsfindung in der Universität mit beteiligt war, und hält mir wütend einen Flyer, wo ich versehentlich Paulinum geschrieben hatte, unter die Nase. Schreibst du aber dann auf die Veranstaltungsankündigung „in der *Universitätskirche*“, kommt das Ding postwendend aus der Universitätskommunikation zurück. „Das können wir so nicht veröffentlichen, das heißt Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli. Sonst veröffentlichen wir das nicht.“ Tatsächlich spiegelt sich in der Nomenklatur, um die ja lange gerungen wurde, die Herausforderung eines Hybridraums, der weder für die Universität noch für die Kirche, auch nicht für die Landeskirche, irgendein Nebengelass ist und der zusammenhält, was in den Augen einer konfessionslosen, weitgehend areligiösen Mehrheitsgesellschaft gerade nicht zusammengehört, nämlich Religion und Wissenschaft. Gegenüber den Befindlichkeiten, sobald man nur den falschen Namen verwendet, fällt dann die hybride Praxis erstaunlich entspannt und unkompliziert aus.

Eine Frage beschäftigt uns freilich regelmäßig, die mit dem wissenschaftlichen Begriff des Hybridraums elegant umgangen wird: Handelt es sich beim *Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli* um einen Mischraum, also um zwei zeitlich versetzte Nutzungsszenarien für den *gleichen* Raum oder um zwei *Gebäudeteile* unter einem Dach? Die Unterscheidung in zwei Gebäudeteile wird durch die Glaswand und einen optionalen Vorhang davor verkörpert. Und diese Unterscheidung schlägt sich dann auch in der Rede vom „Andachtsraum“ für den Altarbereich nieder, welche Sie übrigens vorne auch auf dem Schild vor dem Raum finden. Der faktische Gebrauch dieses Raumes folgt demgegenüber zumindest partiell einer anlassbezogenen Unterscheidung. Tatsächlich finden in der Regel Vespern im vorderen Teil und akademische Veranstaltungen bei geschlossener Glaswand im Hauptraum statt. Sonntags aber wird der ganze Raum als Kirche genutzt. Bei großen Konzerten oder Festveranstaltungen mit einem Chor wird der ganze Raum als Aula genutzt. Das Problem, das das schwankende Klima mit den Kunstwerken anrichtet, wurde schon erwähnt und braucht eine Lösung. Wir kommen, vermute ich, um eine klimatechnische Ertüchtigung des Hauptraums nicht herum. Egal, wie wir es drehen und wenden, dieser Raum ist ja gerade dafür konzipiert, dass er in unterschiedlichen Nutzungsszenarien, mit offener oder geschlossener Glaswand genutzt werden kann. Und wir tun alles,

damit uns diese Mehrfachnutzbarkeit erhalten bleibt. Ich selber habe lange darauf bestanden, dass wir ein zeitlich differenziertes Hybridgebäude haben. Also sonntags Kirche, werktags Aula. Mittlerweile aber sehe ich durchaus eine Stärke dieses Raumes darin, die konkrete Interpretation des Hybrids in der Schwebe zu halten. Ja, er kann in toto als Kirche oder als Aula genutzt werden. Er wird Sonntag für Sonntag als Gesamtraum, als Kirche genutzt. Aber er lässt eben auch eine sektorale Aufteilung in einen sakral konnotierten und einen eher weltlich konnotierten Bereich zu. Es ist nach meinem protestantisch-theologischen Verständnis nicht der Sakralraum, der das braucht. Er ist ja kein geweihter Raum (der überdies bei uns faktisch zugleich auch Kunstkammer ist). Aber der Respekt vor der religiösen beziehungsweise säkularen Selbstbestimmung von Menschen, wie auch – das sage ich bewusst als Theologe – der Respekt vor dem Eigensinn des christlichen Glaubens, der nicht jedermanns Ding ist, gebietet es, eine profane Nutzung als Aula zuzulassen und nicht durch eine zu starke Sakralisierung des Raumes optisch zu konterkarieren.

Ich ergänze an dieser Stelle nur, dass es schließlich ganz gelegentlich zu Hybridbildungen im Sinne der oben genannten Mischveranstaltungen kommt. Ich denke an akademische Trauerfeiern, die wir gemeinsam hier gestaltet haben, an ein Gedenken



Abb. 14: Weihnachtsliedersingen 2019, Foto: Katrin Henneberg / Universität Leipzig

an die Kirchensprengung, das jedes Jahr am 30. Mai hier stattfindet, eine Andacht, die von Rektorat und Universitätsgottesdienst gemeinsam veranstaltet wird. Ich denke auch an eine Predigtreihe, die wir im vorletzten Jahr hier durchgeführt haben mit Kolleg:innen aus anderen Fachdisziplinen; ich habe dabei etwa eine Dialogpredigt gehalten mit einem Biologiedidaktiker. Oder ich denke an das von Tobias Eckart organisierte Weihnachtsliedersingen, an sich eine rein profane Veranstaltung der Universitätskommunikation. Es wurde vorher abgefragt, welche Weihnachtslieder gesungen werden sollen – und es kam am Ende ein erstaunlich religiöses Weihnachtsliederprogramm zustande. Gelegentlich haben wir solche hybriden Veranstaltungen. Das wird in einer säkularisierten Stadt vielleicht eine Ausnahme bleiben, aber es zeigt doch, dass dieser Raum mit seiner Doppelgesichtigkeit zu mehr einlädt als zu einem friedlichen, beziehungslosen Nebeneinander, dass er zumindest gelegentlich selbst in unserem säkularisierten Leipzig den Diskurs eröffnet zwischen Religion und Wissenschaft. Und da sehe ich noch viel Potential vor uns liegen.

David Timm, Universitätsmusikdirektor

Das Paulinum als Konzertsaal

Das Paulinum als Konzertsaal – diese Überschrift bringt mich gedanklich in die universitäre Baukommission zurück, wo ich mir öfters anhören musste: „Herr Timm, wir bauen keinen Konzertsaal.“ Meine Standardantwort lautete: „Doch, es soll auch ein Konzertsaal werden.“

Mit den Orgeln von Jehmlich, Metzler und Wegscheider sowie dem Steinway-D-Konzertflügel haben wir heute eine Ausstattung, die einer Musikhochschule oder einer Konzerthalle entspricht.

Die Akustik des Raumes darf insgesamt als gut gelten, hier wirkt sich die fast vollständige Übernahme der Kubatur der 1968 gesprengten Universitätskirche günstig aus. Eine Leitfrage im Blick auf die Akustik war in den Planungen die, ob die Sprachverständlichkeit Priorität hat oder ob es darum geht, dass Musik, etwa eine Orgel, gut klingt. Bei einer Normakustik, Nachhallzeit von 1,7 Sekunden, sei, so wurde argumentiert, die Sprachverständlichkeit zu gering; nötig sei die vorherrschende deutsche Norm von 1,3 Sekunden. Diese ist erreichbar, indem man im vorderen Bereich beispielsweise die Vorhänge zuzieht. Wenn sie alle zugezogen werden, hat das Gebäude zwar die Anmutung einer Trauerhalle, aber es funktioniert. Für manche Probe – etwa der Uni Big Band oder des Orchesters – wird diese trockenere Akustik gewählt. Die meisten Sprecher:innen aber schaffen es, so zu reden, dass es auch mit 1,7 Sekunden funktioniert.

Die verwendeten Baumaterialien, vor allem die Decke aus Gipskarton, schlucken hohe Frequenzen; das gilt auch für die Bestuhlung. Als einmal die Stühle wegen einer Generalreinigung alle an der Wand standen, war zu erleben, wie der Raum ohne Bestuhlung auch klingen kann. Ich dachte mir: „Das muss es sein, was Felix Mendelssohn Bartholdy in seiner Zeit dazu bewogen hat, die erste Aufführung des Oratoriums ‚Paulus‘ in Leipzig nicht in der Thomaskirche oder Nikolaikirche zu planen, sondern an diesem Ort.“ Die alte Universitätskirche war für ihre hervorragende Akustik bekannt.

Seit der Wiedereröffnung am 1. Advent 2017 konnten wir zahlreiche Konzertprojekte verwirklichen und uns an Gastkonzerten erfreuen: Unsere traditionellen Aufführungen der Bachschen Passionen und des Weihnachtsoratoriums finden wieder an ihrer angestammten Stätte statt; das gesamte Bachsche Orgelwerk wird von Universitätsorganist Daniel Beilschmidt in einem mehrjährigen Zyklus aufgeführt, „Jazz and Churchorgan“, „Stummfilm und Orgel“ und die im Zweijahresrhythmus stattfindenden Leipziger Universitätsmusiktage, die Festtage Leipziger Romantik rund



Abb. 15 und 16: Universitätschor, Foto: Gerd Mothes

um den Geburtstag Richard Wagners am 22.5. sowie die Konzerte am 7.11., dem Tag der Trauerfeier für Felix Mendelssohn Bartholdy an der originalen Stätte, stehen für eine Fülle von Projekten, welche die Leipziger Universitätsmusik auch mit Partner-einrichtungen verwirklichen konnte.

Das Bachfest ist seit 2018 mit zahlreichen Veranstaltungen zu Gast, namhafte Ensembles wie der Thomanerchor Leipzig, der MDR-Rundfunkchor u. a. sind wiederholt in der Neuen Universitätskirche aufgetreten. Der Universitätsgottesdienst wird durch viele Gastensembles mitgestaltet; die 2017 neu- (bzw. wieder-)gegründete Leipziger Universitätskantorei bietet vor allem ehemaligen Mitgliedern des Universitätschores die Möglichkeit, an der zum Teil altvertrauten Stätte gemeinsam zu musizieren.

Viele der Auseinandersetzungen der Bauphase liegen jetzt weit hinter uns und spielen kaum noch eine Rolle.

In einem Falle wurde aus einem ernsten Problem ein Segen: Als eine der ersten Planungszeichnungen von der Orgelkommission gesichtet wurde, war in der damaligen Konzeption der Glaswand nur eine kleine Tür eingezeichnet. In der Orgelkommission gab es daraufhin viel Aufregung: Wie können wir denn die Gottesdienste – Altar hier, Orgel dort – durch eine dauerhaft geschlossene Wand feiern?

Es entstand die Idee einer weiteren Orgel für den Altarbereich. Eine Konzeption, für die besonders der ehemalige Direktor des Musikinstrumentenmuseums Prof. Dr. Schrammek (†) verantwortlich zeichnete, sah ein Instrument vor, welches sich der Orgel der Universitätskirche im Jahre 1600 weitestmöglich annäherte.

Nach vielen Jahren der Planung und der Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten können wir uns seit dem Herbst 2021 an der vollständigen „Schwalbennestorgel“ erfreuen, die stilistisch und hinsichtlich ihrer Qualität ihresgleichen sucht. Ohne die erste Planungsrunde der Glaswand hätte es sie nie gegeben!

Bei dieser und vielen anderen Geschichten über die Sprengung der Universitätskirche und deren Nachwirkungen bis heute kommt mir Dietrich Bonhoeffers Glaubensbekenntnis in den Sinn: „Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will.“

Das Paulinum als Impfzentrum

Ich werde jetzt im Grunde die Brücke schlagen zwischen den Innenansichten und den Außenansichten. Hier kam sehr viel Publikum durch dieses Impfzentrum hinein und ich kann von den einen oder anderen berichten, wie das von deren Seite aus war. Es tut mir leid, Sie ein bisschen in die Pandemiezeiten zurück entführen zu müssen. Das Impfen hat ja mit geholfen, dass sie vorbeigehen konnte.

Wir hatten uns, als sich Phase II und Phase III der klinischen Studien zu den Impfstoffen dem Ende näherten, sehr schnell verständigt, dass wir als Universitätsmedizin, also als Fakultät, und als Universitätsklinikum als eine eigene Rechtsperson einen Beitrag leisten sollen. Das war für das Klinikum natürlich ursprünglich sehr schwierig. Wir wissen ja, wie stark ausgelastet die Kliniken in der Zeit waren, wobei das nur für Teile der Kliniken zutrifft: vor allem die Teile, die in der Intensivversorgung tatsächlich tätig waren; andere Teile der Klinik hatten eher Probleme und mussten teilweise schließen, weil die Zutrittsbeschränkungen dazu führten, dass die Patient:innen nicht kommen durften. Wir als Universitätsmedizin, Fakultät und Vorstand des Klinikums, wollten also unseren Hut in den Ring werfen und haben ein Impfkonzept für ganz Leipzig, also im Bereich des Regierungsbezirks, entwickelt. Ein achtseitiges Dokument, sehr fein ausgearbeitet, wie wir hier aus dem Pool der Mediziner, aber auch eben der Medizinstudierenden, der hochengagierten jungen Leute, die Möglichkeit hätten, die Allgemeinbevölkerung zu impfen. Dieses wurde an den Vorstand und dann an das Sozialministerium geschickt. Das wurde noch nicht einmal mit einer negativen Antwort quittiert. Man wollte also offensichtlich die niedergelassenen Ärzte mit einem durchaus hohen Stundenlohn in die Impfzentren schicken und dort die Impfung machen lassen. Wir haben in den letzten Tagen des Jahres 2020 auch begonnen zu impfen, durften aber nur quasi Betriebsmedizin stellen, sprich die Mitarbeiter des Klinikums, an einigen Stellen auch Mitarbeitende der Fakultät, Studierende der Medizin, Zahnmedizin, Pharmazie. Im Grunde hat mich das ein halbes Jahr meines Lebens gekostet. Es hat mir aber auch ein halbes Jahr meines Lebens gegeben, denn im normalen Forscheralltag war ich mit solchen Aufgaben natürlich nicht betraut.

Ein halbes Jahr später kam das Sozialministerium dann doch auf die Idee, dass wir unter bestimmten Umständen auch die Allgemeinbevölkerung impfen durften. Und das wurde dann über das Klinikum so interpretiert, dass wir auch die Angehörigen der Mitarbeitenden impfen durften. Das war ganz schön, aber auch ein etwas schwieriges Terrain. Wir haben dann gesagt: Wir dürfen jetzt unseren Dienst anbieten, dann sollten wir es auch tun. Und zwar an einer festen Stelle, idealerweise im Zentrum der

Stadt. Wir könnten jetzt auf den Bürgermeister zugehen oder wen auch immer, der uns dort Räume bieten könnte. Dann aber kam die Idee: Wir haben doch eigene Räume im Stadtzentrum. Ich habe dann also die Universitätsleitung kontaktiert – und Rektorin Prof. Dr. Schücking hat nur fünf Minuten gebraucht, um positiv zu reagieren. Wir hatten unsere Vorgaben gemacht und bekamen dann zunächst die Räume der Cafeteria angeboten. Mit einer exorbitanten Geräuschkulisse. Da können Sie kein Aufklärungs-



Abb. 17 und 18: Impfzentrum im Paulinum 2021, Fotos: Universität Leipzig

gespräch führen. Dann habe ich vorgeschlagen, in einen Hörsaal zu gehen. Davon gibt es ja viele und die Studierenden durften nicht kommen. Das war aber schwierig, denn die großen Räume brauchte man wegen der Abstandsgebote für die ganz normalen Unterrichtsformate. Dann sagte sie: „Aber das Paulinum wird ja gerade nicht bespielt.“ Ich muss zu meiner Schande gestehen: Für mich war das ein Erstbesuch. Am ausgelagerten Standort, Medizinfakultät in der Liebigstraße arbeitend, 2008 nach Leipzig gekommen, hatte ich über die ganzen Streitereien eher den Abstand gewahrt. Als ich dann in den Raum kam, war ich schon beeindruckt. Dass mir die Gelegenheit gegeben wurde, hier ein Impfzentrum zu machen – das war einfach unglaublich.

Das Veranstaltungsmanagement des Klinikums hat die Kabinen eingerichtet. Wir sind mit dem Anspruch aufgetreten, ein Impfzentrum einzurichten, so wie wir es uns vorstellen. Wirklich perfekt! Die Besucherführung gut, die Organisation gut, freundliche Menschen am Empfang und insbesondere auch die Erlaubnis, sich in diesem Raum zu bewegen. Fünfzehn Minuten Nachbeobachtung nach der Impfung. Sich nicht kümmern zu müssen, wann läuft meine Zeit ab. Die war ja auf dem Monitor, den konnten sie angucken, wussten dann, wie viel Zeit sie noch abzusitzen haben. Abzusitzen hieß aber vor allem, mal nichts machen zu müssen. Was von den Besucher:innen sehr positiv angemerkt wurde: Wenn hier im Altarraum auch die Beleuchtung an war. Das nüchterne auf die reflektierende Plexiglaswand Starren war nicht gewünscht, sondern gewünscht war die Transparenz hier in den schönen Altarraum, egal von welcher Richtung die Leute kamen. Der Raum hat sehr positive Konnotationen ein-



Abb. 19: Impfzentrum im Paulinum 2021, Foto: Universität Leipzig

gebracht, und wir mussten uns um die Bewerbung dieses Impfzentrums überhaupt nicht kümmern. Das ging über Mund zu Mund-Propaganda. Die Leute berichteten uns, dass sie gehört hatten, dass hier ein schönes Impfzentrum ist.

Wir konnten hier also sehr, sehr viele Impfungen machen, insbesondere durch die Boosterimpfungen. Wir haben Mitte Dezember 2021 eröffnet und bis Februar 2022 gearbeitet. Manchmal waren auch zu viel Dosen aufgezogen. Dann haben wir unsere Studierenden rausgeschickt, um Menschen anzusprechen, die dann spontan geimpft werden konnten. Viele waren sehr dankbar für diese Möglichkeit. Abends hatten wir dann kleinere Schlangen in den Anfangstagen, wenn die restlichen Dosen noch zu verabreichen waren. Dann haben wir geschaut, wie viele sind da und wie viele Ampullen brauchen wir noch und haben dann vieles ermöglicht. Es war für uns ein großer Vorteil gegenüber den öffentlichen Impfzentren, dass uns keine Krankenkassenkarte interessierte. Das hat dazu geführt, dass eher schwierige Fälle auch hierher kamen: Asylbewerber:innen, Leute, die nichtdeutscher Herkunft sind, aber eben jetzt eine Impfung wünschten.

Jetzt noch ein paar Worte zum Technischen. Uns war natürlich sehr willkommen, dass der Raum hier bereits transformiert war. Die Medienausrüstung, die wir benötigten, war vorhanden. Nicht nur das eduroam, das ich auch sehr gerne genutzt habe, wenn ich Vorlesungen im Onlineformat gehalten habe, während ich hier im Impfzentrum war. Sondern eben auch das LAN. Wir haben hier personenbezogenen Daten von dreizehntausend Mitbürger:innen gehabt, die natürlich nicht irgendwo über den Äther flimmern durften. Daher war uns wichtig, dass wir ein internes, gemäß dem Kliniknetz geschütztes Netz aufbauen können, was nur über Kupferleitung geht.

Ich hatte anfangs nach entsprechenden Medienberichten durchaus Sorge, dass manche Impfgegner:innen hier mit Farbbeutel reinmarschieren würden. Insofern war die Security für uns natürlich sehr wichtig. Aber es ist überhaupt nichts passiert. Es gab noch nicht mal Misstöne. Auch keine Misstöne, dass hier eine christliche Anmutung ist. Also dieser Raum wurde im Grunde in seiner positiven Ausstrahlung sofort angenommen. Er erschließt sich ja auch letzten Endes als geweihter Raum ganz intuitiv. Es hat dann hier für uns sehr lange Tage gegeben und Herr Timm hat mich freundlich bei sich da oben auf der Orgel ganz lang noch begleitet, während ich hier Listen konsolidiert habe. Wir mussten ja täglich melden, wie viele Leute hier geimpft wurden, was vor allem einen hohen bürokratischen Aufwand bedeutete.

So gingen irgendwann die Tage und die Wochen vorbei, bis eben diese Booster-Aktion letzten Endes positiv abgeschlossen war. Ich denke, die Wirkung, die wir hier hatten, das wurde der Rektorin sofort klar, ist die dritte Mission der Universität, die wir im Grunde mit der Universitätsmedizin in fabelhafter Weise umgesetzt haben. Vielen Dank an die Gestalter:innen und Nutzer:innen dieses Raumes, dass dies möglich war.

Das Paulinum als hybrider Ort

Kim Groop

Das Paulinum als Ort des kulturellen Gedächtnisses und Palimpsest der Erinnerung

In der russisch-schwedischen lutherischen Kirche der heiligen Katharina in St. Petersburg fällt ein seltsames Detail sofort ins Auge. Es handelt sich um den Basketballboden – eine greifbare Erinnerung an die Sowjetzeit. Die Kirche war 1936 von der Stadt Leningrad übernommen worden und wurde seit den 1960er Jahren als Sportschule genutzt. Nach dem Zerfall der Sowjetunion wurde das Gebäude wieder zur Kirche und die Gemeinde, deren Wurzeln im 17. Jahrhundert liegen, konnte ihre Arbeit in ihrer alten Kirche wiederaufnehmen. Die Unterbrechung zwischen 1936 und 1991 hatte jedoch ihre Spuren hinterlassen, wie Carola Nordbäck und Gunilla Gunner in ihrer Arbeit zeigen, und die 1991 (wieder)gegründete Gemeinde war viel kleiner als vor der Gründung der Sowjetunion. Von der alten Gemeinde blieb nur eine Handvoll alte Menschen übrig. Es gab nur wenige Schweden, und die meisten Mitglieder waren Russen, entweder mit schwedischen oder finnischen Wurzeln oder mit einem Interesse an der skandinavischen Geschichte und Kultur. Was die Mitglieder jedoch einte, waren ihre dunklen Erinnerungen an die Sowjetunion, als die Kirche nicht existieren durfte. Das Sportmuster auf dem Kirchenboden ist zu einer Erinnerung an diese Zeit geworden; eine Schicht in einem Erinnerungspalimpsest, das bisher noch nicht mit einer neuen Farbschicht *überschrieben* wurde.¹

In diesem Forschungsbeitrag liegt der Schwerpunkt auf einem anderen Kirchengebäude in einem anderen ehemaligen sozialistischen Staat. Es ist die historische Leipziger Universitätskirche (die Paulinerkirche) – eine Kirche, die 1968 vom kommunistischen Regime der DDR gesprengt wurde und nach der deutschen Wiedervereinigung im modernen Stil als *Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli* wiederaufgebaut wurde. Dieser Neubau wurde 2017 eröffnet und als Kirche geweiht. Im Folgenden betrachte ich das Paulinum als ein Palimpsest mit sowohl materiellen als auch immateriellen Dimensionen. Sowohl gerettete kirchliche Kulturgüter als auch die zentrale Rolle und das Schicksal der Kirche in der Geschichte der Universität – und ihre Erinnerung – dienten als wichtige Katalysatoren für den Bau des Paulinums und damit für die Rückkehr der Universitätskirche. Der Neubau des Pauli-

1 Nordbäck Carola/Gunilla Gunner, S:t Katarina svenska församling i S:t Petersburg: Kyrkan som minnespolitisk arena, andlig gemenskap och transkulturellt rum, in: Jarlert, Anders, Kyrkohistorisk årsskrift 116 (2016), 41–52; Gunner Gunilla/Carola Nordbäck, The Church of Sweden and St. Catherine's Lutheran Church in St. Petersburg: Post-Soviet Memory Politics from a Church Historical Perspective, in: Baltic Worlds (2021), 119–128.



Abb. 1: Die Katharinenkirche in St. Petersburg mit ihrem charakteristischen Basketballboden, Foto: Fredrik Ekman

nums stellt – für die Universität, die Universitätsgemeinde und darüber hinaus – eine Beziehung zur alten Universitätskirche und ihrer Zerstörung her. Hier stehen individuelle und kollektive Erinnerungen bis heute in Wechselwirkung mit materiellem und immateriellem Erbe, aber auch mit dem Fehlen von Artefakten und der durch die Zerstörung der Universitätskirche entstandenen Lücke.²

1. Kirchengebäude als Palimpseste

Der Begriff Palimpsest, der sich auf antike Pergamente bezieht, leitet sich von dem griechischen Wort παλινψηστος (palimpsestos) ab, was so viel wie „wieder abge-

- 2 Zur Abwesenheit als palimpsestische Schicht siehe z. B. Griniuk, Marija, Erasing Memory? Toward the Decolonization of Performance Art in Lithuania, in: Research in Arts and Education, Nr. 1 (2021), 187–188. Der derzeit umstrittenste Gegenstand, den manche vermissen, ist die ehemalige Kanzel, die manche gerne im Kirchenschiff aufstellen wollen, die andere (darunter der akademische Senat der Universität) – offiziell aus Gründen des Raumklimas – nicht in diesem Bereich sehen wollen.

schabt“ bedeutet.³ Behandelte Tierhäute waren teuer. Daher wurde der Text auf dem Pergament – wenn er als nicht mehr relevant oder gültig erachtet wurde – durch chemische Mittel und Handarbeit gelöscht und eine neue Botschaft auf die Haut geschrieben. Es war jedoch nicht ungewöhnlich, dass schwache Spuren übrigblieben oder nach einiger Zeit wieder auftauchten. Selbst wo dies nicht der Fall war, konnten Texte heute durch moderne Techniken lesbar gemacht werden.⁴

Als Konzept – und manchmal auch nur als Metapher – wurde das Palimpsest in einer Vielzahl wissenschaftlicher Untersuchungen verwendet, um die Vielschichtigkeit von Kulturen, Städten, Erinnerungen usw. zu erforschen.⁵ In der Forschung zu Kirchengebäuden beispielsweise wurde das architektonische Palimpsest als Instrument zur Analyse von *geschichteten* Gebäuden und ihrer diachronen Natur verwendet. In dieser „Verkörperung der Zeit“, wie Jo’anne van Ooijen die palimpsestische Natur der alten Architektur nennt, trägt jede Schicht ihre eigene Geschichte in sich, die manchmal mit anderen Schichten in Konflikt steht, aber oft auch mit ihnen verwoben ist.⁶ In vielen finnischen Kirchen wurden beispielsweise mittelalterliche Wandmalereien zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert übermalt und bei späteren Restaurierungen wieder freigelegt. Manchmal, wenn Kirchen radikal umgestaltet wurden, wie die St. Katharinenkirche in St. Petersburg, sind überlagerte Erinnerungen als unangenehme Mahnung an die Vergangenheit zurückgeblieben.⁷ Als Sportschule verriet die kirchliche Gestaltung des Gebäudes seine sakrale Vergangenheit, und nachdem es wieder zu einer Kirche wurde, blieb der Fußboden als Erinnerung an die Sportschule erhalten. Manchmal sind sogar Schichten von Feuer und Zerstörung als Erinnerung an ein tragisches Ereignis erhalten geblieben. Ein solches Beispiel ist die lutherische St. Anna-Kirche ebenfalls in St. Petersburg, die nach ihrer Schließung 1935 in ein Kino umgewandelt wurde. Später als Nachtclub genutzt wurde das Innere durch

3 Liddell, Henry George, A Greek-English Lexicon, Oxford 1940, 1292, http://archive.org/details/b31364949_0002 (20.10.2023).

4 Palimpsest, Britannica Academic, <https://academic.eb.com/levels/collegiate/article/palimpsest/58105> (20.10.2023).

5 Huyssen, Andreas, Present Pasts: Urban Palimpsests and the Politics of Memory, Cultural Memory in the Present, Stanford 2003; Bottà, Giacomo, Berlin as Urban Palimpsest, in: Choné, Aurelie (Hg.), Villes Invisibles et Écritures de La Modernité, Mulhouse 2012, 12; Thomas, Alfred, Prague Palimpsest: Writing, Memory, and the City, Chicago 2010; Zabus, Chantal J., The African Palimpsest: Indigenization of Language in the West African Europhone Novel, Leiden 2007; Silverman, Maxim, Palimpsestic memory: The Holocaust and Colonialism in French and Francophone Fiction and Film, New York 2013.

6 Van Ooijen, Jo’anne, Resilient Matters: The Cathedral of Syracuse as an Architectural Palimpsest, Architectural Histories 26 (2019) 7, 1–12, 3, <https://doi.org/10.5334/ah.65> (20.10.2023).

7 Hiekkänen, Markus, Suomen keskiajan kivikirkot, Helsinki 2007, 50, 91.

einen Brand beschädigt. Als das Gebäude renoviert wurde, um es wieder als Kirche zu nutzen, wurde die durch das Feuer beschädigte Inneneinrichtung beibehalten.⁸

Im Folgenden betrachte ich Palimpseste als materielle Strukturen und Flächen mit *geschichteten* Darstellungen aus verschiedenen Zeiten mit unterschiedlichen Perspektiven. Oft hat das Palimpsest gleichzeitig eine bewahrende und eine verändernde Dimension, und eine frühere Konstruktion oder Bildsprache kann sichtbar bleiben oder zu einem späteren Zeitpunkt wiederauftauchen. David Marshall, Lynn A Staeheli, Dima Smaira und Konstantin Kastrissianakis schreiben: Der Begriff des Palimpsests „helps us visualise how contemporary life stories overwrite surfaces“, auf denen Spuren der Vergangenheit erscheinen.⁹ In diesem Sinne betrachte ich das Palimpsest als eine vorwiegend menschliche materielle Schöpfung im Laufe der Zeit – als eine Art Spiegel der Menschheit im Wandel. Große Ereignisse, Entwicklungen und Erinnerungen hinterlassen in der Regel früher oder später materielle Abdrücke, und aus der Perspektive des Palimpsests betrachte ich das Paulinum als ein noch nicht abgeschlossenes Werk. Es ist ein *bisher* erreichtes Ergebnis – ein Zeugnis einer dramatischen Reihe von Ereignissen. Als solches ist zu erwarten, dass es bereits Schichten aufweist, die die Vergangenheit repräsentieren, und wenn es ein Spiegel der Menschheit sein darf, sollten sich mit der Zeit neue Schichten ansammeln.

2. Das Paulinum als Palimpsest

Wie das Pergament, das abgeschabt und mit neuem Text versehen wurde, kann der Augustusplatz als eine Schreibfläche für verschiedene Akteure und Agenden betrachtet werden. Im Jahr 1968 wurden die religiösen Schichten und andere als veraltet oder unangenehm empfundene Facetten entfernt und stattdessen eine neue Schicht der Staatsideologie aufgetragen. Im Architekturwettbewerb, der kurz vor der Sprengung stattfand, gab es einen Beitrag, in dem das Kirchengebäude sichtbar blieb, und einen, in dem es erhalten blieb, aber hinter einem neuen Hauptgebäude versteckt wurde. In

- 8 Nuic, Daniela, Saint Petersburg's Hidden Gem - Annenkirche, Liden & Denz Intercultural Institute of Languages, 28. Oktober 2019, <https://www.russiancourses.com/blog/saint-petersburgs-hidden-gem-annenkirche/> (20.10.2023); Kunle, Maria, Can Artists Save St Petersburg's Crumbling Palaces?, The Guardian, 27. Juli 2018, Abschn. Cities, <https://www.theguardian.com/cities/2018/jul/27/can-artists-save-st-petersburgs-crumbling-palaces> (20.10.2023).
- 9 Marshall, David J Marshall u.a., „Narrating Palimpsestic Spaces“, *Environment and Planning A: Economy and Space* 49, Nr. 5 (Mai 2017): 1163–80, <https://doi.org/10.1177/0308518X17690531> Die Autoren stützen sich auf die Arbeit von Ashraf Rushdy, in Remembering Generations. Siehe; Ashraf H. A. Rushdy, *Remembering Generations* (University of North Carolina Press, 2001), <http://archive.org/details/rememberinggener00rush>.

dem staatlich kontrollierten und vor der Öffentlichkeit verborgenen Verfahren kam keine dieser Optionen in Frage. Bei den großen Anstrengungen, alle Spuren der alten Universität zu beseitigen, um ihr Wiederaufleben zu verhindern, gelang es dem politischen Kader jedoch nicht, die Erinnerung der Bürger:innen zu löschen. Stattdessen entstanden neue Erinnerungen an die Unterdrückung und an die Zerstörung selbst. Während die Polizei mit großem Eifer die Demonstrant:innen verhaftete, beging die Stadtverwaltung einen taktischen Fehler, als sie den Konservator:innen erlaubte, den größten Teil der Kunstschatze der Kirche zu bergen.¹⁰ Die kollektive Erfahrung staatlicher Autokratie, das Erleben eines ungewollten Abrisses, überlebte Erinnerungen, gerettete Kirchenkunst, aber auch die Bedeutung der friedlichen Demonstrationen führten dazu, dass die Konturen der Paulinerkirche schließlich wieder auftauchten. Als die Zeit reif war, sammelten die Zeitzeug:innen die Erinnerungsschichten der Paulinerkirche und machten sich an die Arbeit, um die Restitution zu fordern.

Das Beispiel der St. Katharinenkirche in St. Petersburg zeigt die bemerkenswerte Überlebensfähigkeit einer Gemeinde – auch nachdem sie ihr Heiligtum verloren hatte. Es zeigt aber auch die anhaltende Bedeutung des Ortes, den sie einst eingenommen hatte. Ebenso, wie Jakob Dahlbacka gezeigt hat, hat die Lutherische Evangelische Vereinigung Finnlands ihre Lutherkirche in Helsinki *verloren*, als sie sie 1989 aus wirtschaftlichen Gründen an private Investoren verkaufte. Das Kirchengebäude wurde in einen Nachtclub umgewandelt, was seine ehemaligen Nutzer:innen sehr bedauerten. Im Jahr 2016 wurde das Gebäude nach einer gründlichen Renovierung als Kirche wiedereröffnet. Die Kirche hatte eine neue symbolische Bedeutung und mehrere neue narrative Ebenen erhalten. Die Mitglieder beschrieben ihre Kirche als *von den Toten auferstanden* und die Rückkehr selbst als *Heimkehr*.¹¹ „Without place there cannot be narrative“, schreibt Janet Donohoe und meint damit, dass die Erzählung selbst in erster Linie zeitlich ist und ohne physische Koordinaten oder Strukturen verschwinden wird.¹² Ebenso betonen Nordbäck und Gunner in Sankt Petersburg,

10 Wurlitzer, Manfred, Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig: Kunstwerke und Grabstätten missachtet, zerstört, vergessen, Leipzig 2011, 120–130; Engmann, Birk, Der große Wurf: Vom schwierigen Weg zur neuen Leipziger Universität, Beucha 2008, 18–24.

11 Dahlbacka, Jakob, Platsens sakralisering: Annekterande, meningsskapande och rituella sakraliseringspraktiker vid återibruktagandet av Lutherkyrkan i Helsingfors, Lund 2021. In der Evangelisch-Lutherischen Vereinigung Finnlands wurde nicht nur über die Nachtclubtage gesprochen. Die Beinahe-Zerstörung der Kirche während eines sowjetischen Bombenangriffs im Jahr 1939 und das Schicksal des Altarkreuzes wurden zu zentralen Themen. Das Altarbild war auf eine Müllkippe geworfen worden, als die Kirche zu einem Nachtclub wurde, wurde aber von einem Studenten gefunden. Als das Gebäude wieder zu einer Kirche wurde, brachte man das Kreuz zurück und trug es feierlich den ganzen Weg von Turku nach Helsinki.

12 Donohoe, Janet, Remembering Places: A Phenomenological Study of the Relationship between Memory and Place, Lanham 2014, 15, <http://ebookcentral.proquest.com/lib/abo-ebooks/detail.action?docID=1727521> (20.10.2023).



Abb. 2: Beispiel eines restaurierten Epitaphs, hier zum Gedenken an Wilhelm von Ryssel (1634–1703), Foto: Kim Groop

dass es ohne die materiellen und räumlichen Spuren in Form des Kirchengebäudes nicht möglich gewesen wäre, die Erinnerung an die schwedische Gemeinde wiederzubeleben.¹³ Und im Fall von Dahlbacka in Helsinki war die Nutzung der ehemaligen Lutherkirche als Nachtclub für die alten Nutzer:innen deprimierend und ein Grund, sie zurückzukaufen – um sie *von den Toten* auferstehen zu sehen.

Auch in Leipzig war die Erinnerung stark mit Ort und Materialität verbunden, jedoch nicht mit einem bestehenden Gebäude. Vielmehr war sie mit dem geplanten Abriss des Hauptgebäudes verknüpft, das an die Stelle der abgerissenen Universitätskirche getreten war, aber auch mit den verwaisten Kunstwerken und Artefakten. Das Überleben der Paulinerkirche im kollektiven Gedächtnis war also mit dem verbunden, was die DDR-Leitung nicht weggenommen hatte: die physischen Koordinaten, einen Teil der Ausstattung, die vielen (aber mit der Zeit schwindenden) persönlichen Erinnerungen an die Kirche und ihre Zerstörung, eine bis 1710 zurückreichende Tradition des regelmäßigen Universitätsgottesdienstes sowie eine reiche (und wachsende) Sammlung von Texten und Bildern über die Kirche, ihre Geschichte und ihr Schicksal. Ein Beispiel für ein bildhaftes Gedächtnis gab Ministerpräsident Stanislaw Tillich in seiner Rede anlässlich der Baufertigstellung des Paulinums im August 2017: „Das Kirchenbild, dieses Bild, als die Kirche zusammenfiel, ist nicht nur auf Bildern abgebildet, sondern es hat sich für viele Leipziger, für die Stadtgesellschaft in ihrem Gedächtnis eingebrannt, es ist zu einem Teil auch zur Seele der Stadt geworden.“¹⁴

Obwohl der Paulinerverein beharrlich eine Wiederaufbau-Agenda verfolgte, erkannte er, dass die historische Paulinerkirche nicht mehr wiederherzustellen war. Ein neues Gebäude könnte niemals ungeschehen machen, was 1968 geschah, und würde immer eine Reproduktion oder Interpretation der alten Kirche sein. Aber seine Historizität würde durch die geretteten kirchlichen Gegenstände gestützt. Und, was noch wichtiger ist, durch das Paulinum würde die unterbrochene Tradition des Universitätsgottesdienstes auf dem Campus wieder aufgenommen werden. Das Paulinum würde die neue Universitätskirche sein.¹⁵

13 Gunner, Gunilla/Carola Nordbäck, *Postsovjetisk minnespolitik ur ett kyrkohistoriskt perspektiv: Svenska kyrkan och S:t Katarina församling i S:t Petersburg*, Skellefteå 2019, 148.

14 Tillich, Stanislaw, Rede des Ministerpräsidenten Stanislaw Tillich zur Bauabschlussfeier Universität Leipzig, Augustusplatz, 4. Bauabschnitt Ausbau Aula/Kirche am 23.08.2017, 23. August 2017, https://www.paulinerverein-dokumente.de/app/download/9084170420/2017_08_23+Rede+Tillich+zur+Bauabschlussfeier.pdf?t=1629717469 (20.10.2023).

15 Im Jahr 2001 hatte der Paulinerverein beschlossen, für den Bau einer Kirche ähnlich der Paulinerkirche zu kämpfen, allerdings mit neuen Naturmaterialien und mit einigen Änderungen wie einer Garage unter der Kirche und einer vergrößerten Orgelempore. Drei Jahre später waren die Mitglieder des Vereins jedoch mit dem Siegerentwurf von Erick van Egeraat zufrieden – ein Plan, der ihrer Meinung nach später zu stark verändert wurde. Helmstedt, Martin, Wiederaufbau – aber wie?, in: Helmstedt, Martin/Stötzner, Ulrich (Hg.), *Vernichtet, vergaben, neu erstanden: Die*

Van Ooijen reflektiert über einen bedeutenden Unterschied zwischen dem paläographischen und dem architektonischen Palimpsest, und zwar in Bezug auf den Inhalt gegenüber dem Träger, der Botschaft gegenüber dem Pergament oder der Architektur. In der Architektur, schreibt sie, “carrier and content cannot always be clearly distinguished, and the removal of ‘content’ is not always sought or realized. On the contrary, the significance of the older layer is often part of the motivation for the preservation



Abb. 3: Das Bronzemodell der alten Universitätskirche mit dem Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli im Hintergrund. Als sichtbare Erinnerung an die Zerstörung wurde die Fassade des Paulinums so verschoben, dass die Rosette nicht direkt über dem Chorfenster liegt. Foto: Kim Groop

Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig, Leipzig 2015, 78–80; Helmstedt, Martin, Drei Wettbewerbe, in: Helmstedt /Stötzner, a.a.O., 97–98, 100.

and reuse of the building.”¹⁶ In ihrer Studie über die Kathedrale in Syrakus wurden Spuren aus der vorchristlichen Geschichte, wie etwa die römischen Säulen, erhalten und in den jahrhundertelangen Ausbau der Kirche aufgenommen. Sie wurden als nicht bedrohlich, sondern integrierbar angesehen.



Abb. 4: Die Kathedrale von Syrakus mit ihren Säulen, Foto: Wikimedia Commons

3. (Un)Sichtbarkeit früherer Schichten

Als die Leipziger Behörden in den 1960er Jahren einen neuen Campus planten, war für eine solche Erhaltung kein Platz. Alle Vorschläge oder architektonischen Angebote, die Kirche in einen neuen Campus zu integrieren, wurden verworfen.¹⁷ In diesem Fall trug das Gebäude offenbar zu viel Inhalt und wurde als bedrohlich und nicht integrierbar angesehen. Das Gleiche geschah jedoch auch mit dem im Jahr 1971 gefertigten Hauptgebäude am Augustusplatz (damals: Karl-Marx-Platz), als dessen Abriss anstand.

Tatsächlich signalisiert der Campusneubau einen außergewöhnlichen Zeitsprung von 1968 in die heutige Zeit, indem er zwar die Zerstörung der Universitätskirche in

¹⁶ Van Ooijen, Resilient, 6.

¹⁷ Winter, Christian, Gewalt gegen Geschichte: Der Weg zur Sprengung der Universitätskirche Leipzig, Leipzig 1998, 167–169.

der Fassade optisch aufnimmt, aber in der baulichen und künstlerischen Darstellung alle Schichten aus der DDR-Zeit weglässt. Wenn man dies mit Danièle Hervieu-Légers Verständnis von Religion als eine Erinnerungskette (chain of memory)¹⁸ betrachtet – wobei das Merkmal darin besteht, dass die Kette nie intakt bleiben kann, sondern dass Glieder ausgetauscht werden – sind Glieder der Erinnerungskette am Augustusplatz natürlich auch ersetzt worden. Denn die andere Seite des Gedächtnisses ist das Vergessen, und was erinnert und an neue Generationen weitergegeben wird, ist natürlich verarbeitet oder repariert.¹⁹ Mehr noch, in Leipzig wurden Glieder aus verschiedenen Zeiten zusammengeschweißt, als die sozialistische Passage ausradiert und das Paulinum und das Neue Augusteum als Fortsetzung oder Erbe der 1968 zerstörten Universitätskirche und des Augusteums dargestellt wurde. Bei der Eröffnung des Paulinums und der Kirchenweihe 2017 gab es mehrere symbolisch bedeutsame Beispiele dafür. Eines davon war die Aufführung von Bachs Toccata Adagio-Fuga in C-Dur (BWV 564). 1968 wurde der damalige Student und spätere Kantor Kurt Grahl in der Mitte des Orgelstücks von der Polizei unterbrochen. Bei der Eröffnungsfeier 2017 (und auch beim Festkonzert später am selben Abend) spielte der Organist Daniel Beilschmidt diese Toccata genau ab dem Satz, in dem Grahl unterbrochen worden war.²⁰ In ähnlicher Weise wurden beim Einweihungsgottesdienst das Kruzifix, die alte Wachskerze und die aus der alten Paulinerkirche geretteten Kerzenständer in die neue Universitätskirche getragen. Dies waren symbolisch aufgeladene Akte, in denen Elemente einer schwierigen Vergangenheit rituell in die Gegenwart geholt wurden – in denen (metaphorisch) Erinnerungen aus einem ausgekratzten Gedächtnispergament wiederbelebt wurden – und Prozesse der Heilung einleiten sollten. Aber auch das alte Kirchengrundstück und das Paulinum erhielten durch diese symbolischen Handlungen (wieder) eine religiöse Bedeutung. In Leipzig gab es keine festen und integrierten materiellen Spuren wie die Säulen der Kathedrale in Syrakus, sondern die Spuren, die es gab, mussten eingefügt werden. Diese Reste der alten Kirche waren jedoch mit einer reichen Flora individueller und kultureller Erinnerungen verwoben, die ebenso wie das Bild von der Zerstörung der Kirche, an das Ministerpräsident Tillich erinnerte, nicht verschwunden waren. Diese anspruchslosen materiellen und immateriellen Palimpseste der Erinnerung sollten als ein zentraler Grund dafür angesehen werden, dass das Paulinum in Form und Funktion so ähnlich wie die historische Universitätskirche gebaut und realisiert wurde.

18 Hervieu-Léger, Danièle, *Religion as a Chain of Memory*, Cambridge 2000.

19 Brockmeier, Jens, *Remembering and Forgetting: Narrative as Cultural Memory*, *Culture & Psychology* 8 (2002), 15–43, <https://doi.org/10.1177/1354067X0281002> (20.10.2023).

20 Demshuk, Andrew, *Demolition on Karl Marx Square: Cultural barbarism and the people's state in 1968*, New York 2017, 140–141; *Festakt zur Eröffnung. Paulinum - Aula und Universitätskirche St. Pauli*. 1. Dezember 2017, https://www.paulinerverein-dokumente.de/app/download/8388150420/2017_12_01+Festakt.pdf?t=1551438000 (20.10.2023).



Abb. 5: Am 1. Advent 2017 wurde das Paulinum als Universitätskirche geweiht. Auf dem Altar wurde das Kreuz aus der zerstörten Universitätskirche wieder aufgestellt und neue Kerzen mit einer Kerze aus der alten Kirche entzündet. Foto: Kim Groop

Während die Erinnerung an das zerstörte Gebäude Anlass für die Rückkehr der Universitätskirche waren, blieb die Erinnerung an das menschliche Leid und den Widerstand des Volkes, der so stark mit der Paulinerkirche verbunden war, im Schatten. Die vielen Geschichten von Protesten, Verhaftungen und Flucht, die in den friedlichen Demonstrationen gipfelten, wurden oft in Reden, populären Medien, Büchern und verschiedenen Pop-up-Manifestationen und Ausstellungen – und wie oben gezeigt in verschiedenen rituellen Handlungen – sichtbar gemacht, aber sie wurden im Paulinum nur ansatzweise dargestellt. Die Initiative für das Gedenken an die Unterdrückung der Menschen und den Aktivismus in der DDR ging in der Regel von Einzelpersonen und Organisationen aus, die ebenfalls eine Wiedergutmachung forderten. Aus diesem Grund hat sich die Universität auch in dieser Hinsicht bedeckt gehalten. Die Erinnerung an Leid und Widerstand war mit einem Inhalt – Wiederaufbau – aufgeladen worden, dem sich die Universität nicht verpflichtet fühlte.²¹

In der Tat kann die kostspielige Restaurierung der Epitaphe als eine Feier des menschlichen Aktivismus betrachtet werden und insbesondere die vielgepriesene Rettungsaktion in den Tagen vor der Kirchenzerstörung. Einige der Kunstwerke waren

21 Helmstedt, Martin, Universität und Paulinerverein im Spannungsfeld, in: Helmstedt, Martin/Stötzner, Ulrich, Vernichtet, 81–85.

schwer beschädigt und inkomplett, als die Kustodie der Universität sie bis 2012 renovierte. In Verbindung mit dem Palimpsest-Konzept erfüllt die bewusst *flache* Restaurierung (bei der die beschädigten Epitaphien nicht in ihrem früheren Glanz wiederhergestellt, sondern eher lesbar gemacht wurden) eine interessante Funktion. Die von den Restauratoren vorgenommenen Reparaturen und Ergänzungen sind offen erkennbar und werfen Fragen zur Geschichte der Objekte auf, die bis heute bei vielen Erinnerungen wachrufen, die auf die Zerstörung der Kirche zurückgehen.²²

Auch das Bronzemaßstabmodell vor dem Paulinum, das an die zerstörte Universitätskirche erinnert, kann als Hommage an die Zivilcourage verstanden werden. Dieses Modell zeigt die Kirche, wie sie vor ihrer Zerstörung aussah (s.o. Abb. 2). In seiner Rede zur Enthüllung der Skulptur am 30. Mai 2015 erinnerte Dr. Christian Jonas vom Paulinerverein an die „viele[n] mutige[n] Bürger der Stadt, Studenten der Theologischen Fakultät, der Medizin und Physik, die sich für die Rettung der gesprengten Kirche einsetzten“. Er betrachtete das Bronzemaßstabmodell vor dem neuen Augusteum und Paulinum, das „einen Vorher-Nachher-Vergleich mit einem direktem Sichtbezug zur neuen Universitätskirche erlaubt“, als ein „sichtbares Symbol für die Unbeugsamkeit der Leipziger Bürger“.²³

Dennoch, als Neubau glänzt das Paulinum natürlich durch seine eklatante Abwesenheit von Vergangenheit, und als einschichtige Kopie (oder Interpretation) kann es die palimpsestischen Eigenschaften des Originals nicht verkörpern. Die helle, kirchenähnliche Architektur ist trügerisch, denn im übertragenen Sinne ist ihre Erzählung nur oberflächlich. Die Epitaphien haben keinen Bezug mehr zu den Leichen, die unter dem Boden der (ehemaligen) Universitätskirche ruhten, die Gewölbe wirken ohne gemalte Ornamentik nackt, und der größte Teil des Raums vermittelt aufgrund seiner Perfektion und des Mangels an Bildern keine Geschichten aus der Vergangenheit.²⁴ Unbestreitbar aber wirft der helle und plastische Charakter des Gebäudes Fragen auf, die eine alte Steinkirche oder eine echte Kopie niemals beantworten könnte. Es ist offenbar, dass dies ein wichtiger Ort ist. Aber ohne klärende Ergänzung kann die Struktur selbst kaum mehr tun, als zu flüstern, dass dies ein historischer Ort ist. Im Altarraum bieten der Altar und die Epitaphien eine solche Ergänzung, die die Erzählung sowohl der Kunst als auch der Architektur unterstreicht. Gemeinsam stellen

22 Restauero: Epitaphien aus der Universitätskirche St. Pauli: Das Restaurierungsprojekt und seine Ergebnisse, Leipzig 52016, 28–32.

23 Jonas, Christian, Gedanken zum 47. Jahrestag der Sprengung der Universitätskirche und zur Enthüllung des Bronzemaßstabmodells am 30. Mai 2015, 30. Mai 2015, https://www.paulinerverein-dokumente.de/app/download/8194156720/2015_05_30+Rede_Jonas.pdf?t=1516198359 (20.10.2023).

24 Bohl, Jochen, Landesbischof für unveränderten Entwurf für Leipziger Universitätskirche, 16. November 2005, https://www.paulinerverein-dokumente.de/app/download/8574029320/2005_11_16+Bohl+f%C3%BCr+Egeraat.pdf?t=1540218768 (20.10.2023).



Abb. 6: Ein restauriertes Epitaph, in diesem Fall zum Gedenken an Johann Jacob Pantzer (1624–1673), Foto: Kim Groop

sie eine Verbindung zum mittelalterlichen Kloster her, vermitteln aber auch einen schmerzlichen Eindruck von der Zerstörung im Jahr 1968.

Als ein Ort mit einer reichen und dramatischen Vergangenheit könnte dieses Haus auch durch andere ähnliche und vielfältige palimpsestische Schichten ergänzt werden. Gerade die Kirchlichkeit des Raumes ist aber eine umstrittene, manchmal als etwas peinlich empfundene Ebene, zu der die Besucher:innen unterschiedliche Beziehungen haben. Wie Cyril Isnart und Nathalie Cerezales (in Anlehnung an Pierre Bourdieu und seine Studie zu Santa Maria Novella in Florenz)²⁵ schreiben, neigen Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund dazu, eine Kirche und ihre verschiedenen Objekte unterschiedlich zu betrachten. Während der Tourist in Bourdieus Fall “studied the historical paintings of notable artists”, beten die Gläubigen “in front of a poor-quality print of a saint’s face”.²⁶ In ähnlicher Weise werden Gläubige das Paulinum wahrscheinlich auf andere Weise betrachten als Nicht-Gläubige. Während der Besucher, der wenig oder gar keinen Bezug zu den kirchlichen Aspekten des Raumes hat, wahrscheinlich die Architektur, die Epitaphien und deren Restaurierung bewundern würde, würde die Gläubige (und in der Tat auch viele Nicht-Gläubige) andere Dimensionen wahrnehmen. Sie würde die religiöse Botschaft der Epitaphien vermutlich anders betrachten als eine Besucherin mit wenig Wissen über die christliche Religion. Außerdem würde ein Gottesdienstbesucher (zumindest während der Dauer des Gottesdienstes) den Raum wahrscheinlich ausschließlich als Kirche und den Altarraum mit dem Paulineraltar als Zentrum der Liturgie betrachten. Sie oder er würde auch den geretteten Gegenständen auf dem Altartisch wahrscheinlich einen höheren emotionalen Wert beimessen als den wertvollen Epitaphien – als quasi Reliquien aus einer unrechtmäßig zerstörten Universitätskirche. Für die Universitätsgemeinde (das wurde bei der kirchlichen Einweihung im Jahr 2017 deutlich) war das Paulinum die neue Universitätskirche, ein Wunder und ein Geschenk Gottes.

Um schließlich auf die Frage nach dem Palimpsest als einer Art Spiegel der Menschheit zurückzukommen, kann man sich fragen, ob Gebäude in der Tat die Vergangenheit reflektieren und ein Spiegel der Menschheit und der Gesellschaft sein sollten. In den meisten Fällen werden sie ja gebaut, um die gewünschte Hauptfunktion zu erfüllen. Bei Bauprojekten an historisch bedeutsamen oder schmerzhaften Orten kann der Baupragmatismus jedoch manchmal öffentliche Reaktionen hervorrufen, so dass Bauherr:innen, wenn auch frustriert durch die Einmischung der Öffentlich-

25 Bourdieu, Pierre, *Piété religieuse et dévotion artistique*, in: *Actes de la Recherche en Sciences Sociales*, 105 (1994), 71–74, <https://doi.org/10.3406/arss.1994.3127> (20.10.2023).

26 Isnart, Cyril/Cerezales, Nathalie, Introduction, in: ders. (Hg.), *The Religious Heritage Complex: Legacy, Conservation, and Christianity*, London 2020, 4.

keit, gezwungen sind, ihr Vorhaben zu überdenken.²⁷ Im Fall des Paulinums hatten die Leipziger Universität und die Staatsregierung Sachsens die Kraft des kollektiven Gedächtnisses unterschätzt. Sie waren gezwungen umzudenken und gingen widerwillig Kompromisse ein. Allerdings war die Universität auch darauf bedacht, strenge Grundsätze der universitären Neutralität zu wahren – und natürlich auch praktische Realitäten und die Notwendigkeit der Multifunktionalität des Raumes zu berücksichtigen – und Sentimentalitäten nicht zu viel Raum zu geben. Dadurch (und durch die Tatsache, dass die alte Universitätskirche im Altarraum stärker ausgeschmückt gewesen ist als im Kirchenschiff) wurde der größte Teil des Paulinums zu einer kunst- und geschichtsfreien Zone. Dies hatte zur Folge, dass mehrere interessante Möglichkeiten ausgeschlossen wurden. Von außen betrachtet hätte die Aula zu einem zusammengesetzten Raum für geschätzte und darunter umstrittene Kunst- und Gebrauchsgegenstände verschiedener Epochen und Perspektiven werden können – einschließlich der barocken Kanzel und Kunst aus der Zeit nach der Zerstörung. Durch scheinbar gegensätzliche und unvereinbare Narrative oder Inhalte, durch christliche und säkulare (auch politische) Kunst hätte der Raum neutral genug für die Universität und sakral genug für die Universitätsgemeinde sein können. Ergänzt mit zeitgenössischer „Kunst am Bau“ und einem bereits breiten Repertoire an akademischen, musikalischen und kirchlichen Ausdrucksformen hatte (oder hat) die neohistorische Aula das Potenzial, ein Raum für schwierige Fragen und aufrichtigen Dialog zu werden – ein palimpsestischer Ort für das freie Wort aus einer Vielzahl von Perspektiven.

27 Siehe z.B. Stengs, Irene, *The Making of Religious Heritage: Burning Churches, Fiery Emotions, Multiple Sacralities*, in: *Approaching Religion* (2023), 21–39, <https://doi.org/10.30664/ar.129837> (20.10.2023).

Alexander Deeg

Die Leipziger Universitätskirche als Citykirche!? Potentiale für Stadt, Kirche und Universität

Frank W. Löwe definiert in seiner 1999 erschienenen Studie Citykirchen als Sakralgebäude „in einem urbanen Kerngebiet mit hoher Konzentration von Dienstleistungseinrichtungen [...], die von ihrer baulichen Gestalt her öffentlich ausstrahlen und in denen parochienübergreifende Funktionen wahrgenommen werden.“¹ Auf den ersten Blick könnte also alles klar sein: Die Universitätskirche St. Pauli liegt – wie auch die Thomas- und die Nikolaikirche – mitten in Leipzig, zweifellos in einer Gegend mit einer hohen Dichte von Dienstleistungs- und Kultureinrichtungen (Oper, Gewandhaus, Museen, Geschäfte ...) und ist nicht in eine parochiale Struktur eingegliedert.² Es läge also nahe, sie als „Citykirche“ zu bezeichnen.

Dass es so einfach nicht ist, darauf weisen bereits die im Verhältnis zu St. Thomas und Nikolai äußerst begrenzten Öffnungszeiten der Universitätskirche hin: Sie ist in der Regel geschlossen – und lediglich der Chorraum³ steht Besucher:innen in der Regel von Dienstag bis Samstag jeweils vier Stunden täglich (von 10.30 Uhr bis 14.30 Uhr) zur Verfügung.⁴ In dieser Hinsicht ordnet sich das Gebäude nicht in die Logik einer Kirche in der Stadt, sondern weit eher in die eines Museums mit allerdings recht begrenzten Öffnungszeiten ein, das es ja *auch* ist und in dem die geretteten Kunstgegenstände aus der 1968 zerstörten Kirche präsentiert werden.

- 1 Löwe, Frank W., Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin (Ästhetik – Theologie – Liturgik 10), Mainz 1999, 17 (im Original hervorgehoben). – Auch Anne Gilly setzt in ihrer Studie mit dieser Definition ein: Gilly, Anne, Gottesdienstliche Praxis in der City. Ethnografische Erkundungen und gottesdienst- und kirchentheoretische Rekonstruktionen (Arbeiten zur Praktischen Theologie 97), Leipzig 2024, 14.
- 2 Topographisch gehört die Universitätskirche in das Gebiet der Nikolaikirche. Wenn in der Universitätskirche St. Pauli Kasualien stattfinden, werden diese in die entsprechenden Kirchenbücher der Nikolaikirche eingetragen.
- 3 Die Trennung des Gesamtraums „Paulinum – Aula/Universitätskirche St. Pauli“ durch eine Glaswand wurde erst während der Bauarbeiten und primär aus Gründen der Klimatisierung beschlossen. Die meiste Zeit über ist diese Glaswand geschlossen, so dass das Kirchenschiff und der Chor bzw. Altarraum getrennt sind. Vgl. dazu auch unten (2).
- 4 Vgl. Kustodie der Universität Leipzig, Paulinum, <https://www.kustodie.uni-leipzig.de/besuch/paulinum> (31.12.2024). Dabei orientieren sich die Öffnungszeiten an den Zeiten der Universität, weswegen das Gebäude z. B. in der Zeit von Weihnachten bis in die zweite Januarwoche für Besichtigungen geschlossen bleibt und lediglich zu den Gottesdiensten öffnet.

Ich frage in diesem Beitrag, was geschieht, wenn die Aula/Universitätskirche St. Pauli probeweise in der Perspektive der „Citykirche“ wahrgenommen wird. Dazu erarbeite ich – im Anschluss an die Citykirchen-Praxis und darauf bezogene Forschung seit den 1980er Jahren – in einem ersten Schritt grundlegende Kriterien, lege diese in einem zweiten Schritt an den Leipziger Kirchenraum an und führe abschließend praktisch und thetisch vor Augen, wohin eine konsequentere Gestaltung der Universitätskirche St. Pauli als Citykirche führen könnte und welche Potentiale sich daraus ergäben.

1. Was macht eine Kirche zur „Citykirche“? – Sieben Kriterien

Der Begriff „Citykirche“ wurde im deutschsprachigen Bereich seit Mitte der 1980er Jahre rezipiert. Wie so Vieles kam auch diese Entwicklung aus dem Westen: In England und in den Niederlanden hatte man schon länger von Citykirchen gesprochen. 1987 gründete Wolfgang Grünberg (1940–2016; von 1978 bis 2005 Professor für Praktische Theologie in Hamburg) die Arbeitsstelle „Kirche und Stadt“, aus der 1990 die CityKirchenKonferenz hervorging und die die Buchreihe „Kirche in der Stadt“ initiierte.⁵ 1992 fand eine für die weitere Entwicklung bedeutsame Netzwerktagung „Kirche in der City“ in Bonn statt, 2004 wurde das „Ökumenische Netzwerk Citykirchen-Projekte“ gegründet.⁶ Gegenwärtig gibt es Vernetzungen auf unterschiedlichen Ebenen, über die die Homepage der Evangelischen Kirche in Deutschland informiert.⁷ War der Ausgangspunkt der Diskussion um Kirchen in Innenstädten zunächst häufig ein defizitorientierter (aufgrund demographischer Faktoren und einer Veränderung der Innenstädte verloren die Innenstadtkirchen ihre Mitglieder; Gottesdienste wurden teilweise sehr schlecht besucht; ein ‚klassisches Gemeindeleben‘ fand kaum noch statt), so wurden bald die Chancen der Citykirchen in den Blick gerückt: Gerade die Tatsache, dass keine klassische Parochie mit ihren Erwartungen und den üblichen Praktiken vorhanden ist, bietet die Möglichkeit, die Kirchen für andere Menschen und Aktivitäten zu öffnen und so „Kirche in der Stadt“ neu zu profilieren.⁸

5 Diese existiert seit 1991 und umfasst inzwischen 27 Bände.

6 Das Ökumenische Netzwerk Citykirchenprojekte ist ein Zusammenschluss von derzeit ca. 130 Projekten aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Frankreich, in dem vor allem die (primär diakonische) Arbeit in den und um die Citykirchen herum zum Thema wird.

7 Vgl. Evangelische Kirche in Deutschland, Kirche in der Stadt, <https://www.ekd.de/Kirche-in-der-Stadt-13174.htm> (31.12.2024). Alle zwei Jahre wird von der EKD-Arbeitsstelle eine CityKirchenKonferenz veranstaltet, zu der alle Stadtdekan:innen bzw. Superintendent:innen aus größeren Städten geladen sind. Vgl. dazu auch Sigrist, Christoph (Hg.), Transformationen. Dreißig Jahre CityKirchenKonferenz, Kirche in der Stadt 27, Berlin 2022.

8 Vgl. Gilly, Gottesdienstliche Praxis, 14–16.

Blickt man auf die Titel, die in der Reihe „Kirche in der Stadt“ seit 1991 erschienen sind, so lassen sich Verschiebungen in der Wahrnehmung des Phänomens der Citykirchen und des Interesses an ihnen erkennen. Die ersten Bände waren primär von einer religionshermeneutischen Faszination geprägt: In Citykirchen sahen und fanden Akteur:innen und Forschende eine fluide Religiosität, die sich nicht ‚klassisch kirchlich‘ einfangen ließ, die vielmehr offen, individuell, hybrid oder synkretistisch genannt werden konnte. Die Vorstellung einer Individualisierung von Religion ließ sich an Phänomenen in Citykirchen ablesen: an Menschen, die sie besuchen, um Stille zu finden und über ihr Leben nachzudenken; an Gebetswänden oder Gästebüchern, in denen das eingetragen werden konnte, was einzelne gerade beschäftigt; an Kunstinstallationen im Kirchenraum, die eine neue Raumwahrnehmung ermöglichen etc. In Citykirchen zeigte (und zeigt) sich zweifellos, dass die Stadt nicht einfach zu einer „Stadt ohne Gott“⁹ geworden war und ist; vielmehr boten und bieten Citykirchen die Möglichkeit, über „Gott in der Stadt“, besser: über Gotteserfahrungen und Gottessehnsüchte urbaner Menschen mehr zu erfahren und gleichzeitig der Religiosität und Spiritualität von Bewohner:innen der Städte und ihren Besucher:innen Gestalt zu geben. Zugleich waren die Kirchen in der Stadt mit ihren Einladungen zu touristischer Wahrnehmung und unterschiedlichen spirituellen Praktiken eine Gelegenheit, neu über Sakralräume, deren Charakter und Bedeutung nachzudenken – nachdem im Protestantismus vielfach ein Verständnis vorherrschte, das diese vor allem funktional bestimmte und dabei mehr oder weniger auf ihre liturgische Funktion reduzierte.

Bald zeigte sich (auch dies ist in den Bänden der Reihe „Kirche in der Stadt“ greifbar), dass das Phänomen Citykirche nach interdisziplinärer Vernetzung ruft: Kirchenraumpädagogik, Erinnerungskultur, (Raum-)Soziologie – dies waren und sind Gesprächspartner und Nachbardisziplinen, wenn es um die Wahrnehmung und Erforschung von Citykirchen geht. In jüngerer und jüngster Zeit wurden die Bände dann praktischer und die Fragen konkreter. So wurde etwa die Arbeitsweise und Funktion von Wiedereintrittsstellen untersucht oder nach der Bedeutung dieser Räume in Zeiten der Corona-Pandemie gefragt.¹⁰

In der praktisch-theologischen Forschung erschienen in den vergangenen Jahren Studien, die vor allem die touristische Bedeutung der Citykirchen hervorheben und

9 Vgl. Cox, Harvey, Stadt ohne Gott?, übertragen aus dem Amerikanischen Original „The Secular City“ von Werner Simpfendorfer, Stuttgart 1969. – 2018 erschien der Roman „Stadt ohne Gott“ von Rainer Merkel, in dem die Geschichte dreier Menschen erzählt wird, die sich in Beirut begegnen; der syrische Krieg steht im Hintergrund dieses Romans, in dem die religiöse Dimension kaum eine Rolle spielt.

10 Vgl. nur: Sigrist, Christoph, Analoges Lauschen im digitalen Rauschen. Offene Präsenz der Kirchen in geschlossener Stadt Zürich 2.0, in: Höner, Alexander (Hg.), Wie Corona die Citykirchenarbeit herausgefordert hat. Try and Error 2020–2021. Dokumente einer nicht stattgefundenen CitykirchenKonferenz, Kirche in der Stadt 26, Berlin 2022, 73–90.

damit zugleich zeigen, welche Bedeutung Sakralräume für Menschen mit unterschiedlicher religiöser Sozialisation haben.¹¹ In der neuesten Studie zum Thema untersucht Anne Gilly ethnografisch Gottesdienste im Kontext der Citykirchenarbeit und nimmt dabei vertiefend zwei Formate wahr: die „ViertelSternStunde“ in der St. Reinoldikirche in Dortmund sowie die „Sonntags:provieler“ in der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.¹²

Im Rückblick auf diese Publikationen und Diskurse der vergangenen rund 30 Jahre stelle ich *sieben Kriterien* auf, die m. E. für die Bestimmung einer Kirche als Citykirche leitend sein können.

(1) Citykirchen sind *prägende Kirchen im Stadtraum großer Städte*. Die City-Kirchenkonferenz hat als Grenze eine Zahl von 40.000 Einwohnern bestimmt, ab der die Teilnahme an der Konferenz möglich und sinnvoll scheint; bei kleineren Städten würde wohl auch niemand von einer „City“ reden und die charakteristischen Kennzeichen, die die Citykirchen von Anfang an prägen, vor allem: die geringe bis kaum vorhandene Parochialgemeinde bei gleichzeitig vielen, auch externen Besucher:innen, wären nicht erfüllt.

Hilke Rebenstorf beschreibt Citykirchen zudem wie folgt: „Citykirchen sind *nah*, (fast) alle Straßen bewegen sich auf sie zu, man kommt an ihnen vorbei, kann sie kaum übersehen. Sie liegen per definitionem im *Herzen der Stadt*, meist in deren historischem Kern.“¹³

(2) Häufig sind diese Kirchen in besonderer Weise verbunden mit der *Geschichte der Stadt*, die sich an ihnen und ihrer Baugeschichte, vor allem aber auch der Geschichte der Zerstörungen und Wiederaufbauten ablesen lässt. Insofern erfüllen Citykirchen auch Funktionen eines ‚stadthistorischen Museums‘ und fungieren als Erinnerungs- und Gedächtnisorte. Im Inneren der Kirche wird nicht selten an einer besonderen Stelle der Zerstörungen (vor allem während des Zweiten Weltkriegs) gedacht bzw. an den Wiederaufbau nach dem Krieg erinnert. Hilke Rebenstorf betont auf diesem Hintergrund die „Symbolkraft“, die von den Citykirchen ausgeht.¹⁴ Wolfgang Grünberg spricht von dem „fortgeschriebene[n] Gedächtnis eines Ortes“, das

11 Vgl. Körs, Anna, Gesellschaftliche Bedeutung von Kirchenräumen. Eine raumsoziologische Studie zur Besucherperspektive, Wiesbaden 2010; Rebenstorf, Hilke/Zarnow, Christopher/Körs, Anna/Sigrist, Christoph (Hg.), Citykirchen und Tourismus. Soziologisch-theologische Studien zwischen Berlin und Zürich, Leipzig 2018; auch in diesem Band findet sich ein Beitrag von Anna Körs: Citykirchen als öffentliche Räume – Profilierung oder Selbstsäkularisierung?, 68–92.

12 Vgl. Gilly, Gottesdienstliche Praxis.

13 Rebenstorf, Hilke, Citykirchen – Menschen-offene Nah-Räume im Herzen der Stadt. Zur impliziten diakonischen Dimension städtischer Sakralbauten, in: Menzel, Kerstin/Deeg, Alexander (Hg.), Diakonische Kirchen(um)nutzung, Sakralraumtransformationen 2, Münster 2023, 79–94, 93 [Hervorhebungen im Original].

14 Rebenstorf, Citykirchen, 79.

in der Citykirche aufbewahrt sei.¹⁵ Es wäre eine eigene Forschung wert, die Art und Weise der Gestaltung dieser Erinnerungsorte vergleichend zu untersuchen: Teilweise finden sie sich zentral im Raum und können kaum übersehen werden; manchmal erinnert nur eine kleine Tafel oder ein Schaubild an der Seite an die Zerstörung.

Eine der Citykirchen in Deutschland, die in besonderer Weise für Zerstörung im Krieg und Wiederaufbau steht, ist zweifellos die Dresdener Frauenkirche – mit rund 2 Millionen jährlichen Besucher:innen die am intensivsten frequentierte der in der 2018 publizierte Citykirchenstudie untersuchten Kirchen.¹⁶ Im Zusammenhang mit der Bombennacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 zerstört, stand sie jahrelang als Ruine als Mahnmal gegen den Krieg in Dresden und wurde von 1994 bis 2005 originalgetreu wieder aufgebaut. Das während der Angriffe in Mitleidenschaft gezogene, aber nicht zerstörte Turmkreuz wird an prominenter Stelle im Innenraum gezeigt. Die Zerstörung bleibt so auch in dem glänzenden Wiederaufbau präsent.



Abb. 1: Zerstörtes Turmkreuz der Frauenkirche Dresden, Foto: Wikimedia Commons¹⁷

15 Grünberg, Wolfgang, Citykirchenarbeit, in: ders., Die Sprache der Stadt. Skizzen zur Großstadt-kirche, Leipzig 2004, 201–213, 211.

16 Vgl. Rebenstorf, Citykirchen, 83.

17 Wikimedia Commons, Kora27, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Das_alte_Original-Turmkreuz_der_Frauenkirche_%28Innen%29..%D0%9E%D0%92.jpg (23.03.2025).

Ein anderes Gedenken prägt die Leipziger Nikolaikirche, an deren Bedeutung als „Kirche – offen für alle“¹⁸ und als Ort der montäglichen Friedensgebete in den letzten Jahren der DDR-Diktatur erinnert wird.



Abb. 2: Nikolaikirche – offen für alle, Foto: Transara

18 Vgl. Czok, Karl (Hg.), Nikolaikirche – offen für alle. Eine Gemeinde im Zentrum der Wende, Leipzig 1999.

Die „Friedliche Revolution“ ist – auch auf den 2015 enthüllten und an der A14 installierten touristischen Hinweisschildern – mit der Nikolaikirche in besonderer Weise verbunden: Sie zeigen stilisiert das Kapitell, das charakteristisch für das Innere der Nikolaikirche nach deren klassizistischer Renovierung steht und sich als Denkmal auch auf dem Nordplatz vor der Kirche findet.

(3) Damit hängt die *Bedeutung der Citykirchen für den Tourismus* zusammen. Citykirchen muss man gesehen haben, wenn man eine Stadt besucht. Aufgrund des Alters dieser Kirchen sind sie besondere Sehenswürdigkeiten; vielleicht auch aufgrund dessen, was sonst noch mit diesen Kirchen verbunden ist – wie z. B. die Wirkungsstätte und das Grab Johann Sebastian Bachs in der Leipziger Thomaskirche.



Abb. 3: Grab von Johann Sebastian Bach in der Leipziger St. Thomas-Kirche, Foto: Wikimedia Commons¹⁹

In der 2018 veröffentlichten Citykirchenstudie werden drei Typen von Citykirchen unterschieden: „Anwohnerkirchen“, „Kirchen des Inlandtourismus“ und „Touristenmagnete“.²⁰ In dieser Reihenfolge steigt die touristische Bedeutung und nimmt die Bedeutung als Kirche für die individuelle Spiritualität der Bewohner:innen der Städte ab. So sagen bei den Anwohnerkirchen, wie etwa der Nürnberger Lorenzkirche oder

¹⁹ Wikimedia Commons, DerHHO, https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Grave_of_Johann_Sebastian_Bach_Leipzig_03.JPG (23.03.2025).

²⁰ Rebenstorf, Citykirchen, 84.

der Marktkirche in Hannover, 49 % der in der Studie Befragten, sie kämen, um „einen Moment der Ruhe zu haben“, bei den Touristenmagneten sind dies nur 28 %.²¹

(4) Citykirchen sind darüber hinaus *offene Räume*. Im Netzwerk „Citykirchen“ wird die Offenheit als entscheidendes Kriterium benannt:

„City- und Stadt-Kirchen gibt es in ganz unterschiedlichen Ausprägungen, je nach Situation vor Ort, der Geschichte der Stadt, wie der Kirche. Jede einzelne dieser Kirchen ist ein Unikat. Allen gemeinsam ist den Stadt- und City-Kirchen jedoch, dass sie werktags geöffnet sind. Dies ermöglicht allen Einwohnern, Passanten, Touristen, wie Einkäufern die ganze Woche hindurch mitten in der Stadt einen Raum zu finden, in dem sie zur Ruhe, vielleicht auch zu sich selbst kommen können.“²²

Damit unterscheiden sich Citykirchen immer noch markant von anderen (evangelischen) Kirchen, für die die Logik, dass sie Gebäude zur Feier von Gottesdiensten sind, auch die Öffnungspraxis bestimmt(e). Gerade für Kirchen auf dem Land und in den Städten jenseits der Zentren ist die Öffnung häufig immer noch die Ausnahme – auch wenn spätestens in den vergangenen 25 Jahren viele Initiativen zur Öffnung von Kirchen unternommen wurden.

Hilke Rebenstorf beschreibt Citykirchen als offene Räume „für passagere Gäste egal welchen Glaubens bzw. welcher Weltanschauung, welchen Geschlechts, welcher ethnischen Zugehörigkeit, unabhängig von sozialem Status, geistigen Fähigkeiten [...]“. ²³ Damit erscheint das Geöffnetsein der Kirchen als weit mehr als eine Zugangsmöglichkeit; es steht auch für die implizit diakonische Funktion dieser Gebäude, die sich, so Wolfgang Grünberg und Ralf Meister in den bereits 1998 entstandenen „Thesen zur Citykirchenarbeit“, auch als Asyl- und Schutzräume erweisen.²⁴

(5) *Als offene Räume halten sie im Inneren unterschiedliche Angebote für ‚Spiritualität‘ bereit.* Der Raum lässt sich nicht nur als Sehenswürdigkeit erkunden bzw. als Raum der Stille in der Mitte der Stadt nutzen. Es ist häufig auch möglich, Orte für unterschiedliche Frömmigkeitspraktiken zu finden: von den schon erwähnten Gebetswänden und Gebetbüchern über die sehr weit etablierte Möglichkeit, eine Kerze

21 Rebenstorf, Citykirchen, 89.

22 Evangelische Kirche von Westfalen, Stadtkirchenarbeit, <https://www.oikos-institut.de/angebot/stadtkirchenarbeit-2/> (2.1.2025).

23 Rebenstorf, Citykirchen, 79.

24 Vgl. Grünberg, Wolfgang/Meister, Ralf, Thesen zur Citykirchenarbeit (1998). Citykirchenarbeit als Neuinszenierung des Christlichen, in: Brandi-Hinrichs, Friedrich/Reitz-Dinse, Annegret/Grünberg, Wolfgang (Hg.), Räume riskieren (Kirche in der Stadt 11), Hamburg 2003, 154–157, 156. So sehr diese Bestimmung cum grano salis zutreffen dürfte, wäre m. E. aber doch auch die Frage zu stellen, für welche Milieus sich Citykirchen als solche Räume erweisen.

anzuzünden, einen Bibelspruch oder eine sonstige Lebensweisheit als Kärtchen zu ziehen und mitzunehmen bis hin zu der – bislang nur als Kunstaktion realisierten – Möglichkeit, mit einem KI-Jesus in ein Seelsorgegespräch zu treten, wie im Jahr 2024 in Luzern realisiert.²⁵

(6) Nicht selten sind Citykirchen *Orte gegenwärtiger Kunst*, die dort oft nicht nur ausgestellt wird, sondern in dem Raum bzw. für den Raum geschaffen wurde und wird und ihre Wirkung aus dem Wechselspiel mit dem Kirchenraum erfährt. Mit Frank Hiddemann ist hier von „Site-specific Art“ zu sprechen:²⁶ Die Räume öffnen sich für den Dialog von Kirche und Kultur – und werden selbst durch diesen Dialog verändert.



Abb. 4: Ausstellung von Armin Grunt „Dialog“ im Dom St. Petri in Bautzen, Foto: Alexander Deeg

25 Vgl. Vorbrott, Uta Künstlicher Jesus in Luzern regt Besucher spirituell an, <https://www.domradio.de/artikel/kuenstlicher-jesus-luzern-regt-besucher-spirituell> (2.1.2025).

26 Hiddemann, Frank, Site-specific Art im Kirchenraum. Eine Praxistheorie, Berlin 2012.

Im Dom St. Petri in Bautzen, der größten Simultankirche Deutschlands, prägen nicht nur Lichtkreuze den Raum, sondern auch eine Skulpturen-Installation des Südtiroler Künstlers Armin Grunt.

Nur ein anderes Kunstwerk sei exemplarisch erwähnt: Die Künstlergruppe „SCHAUM“²⁷ spielt mit einem Zitat des Star Wars-Regisseurs George Lucas, das sie auf einer klassischen Anzeigentafel für gottesdienstliche Lieder darstellt und dies u. a. auch in Kirchenräumen ausstellt. Durch diese inszenierte Intertextualität wird das Sinn- und Deutungspotential des Zitates nochmals erhöht: Das Kunstwerk spielt mit der Tradition dessen, was hier geschah und geschieht (die alte Liedertafel; die Erinnerung an die Gottesdienste als Ritual), mit dem Verlust religiöser Selbstverständlichkeit sowie mit dem Spannungsfeld von Fluch-Semantik („verdammte“) und Respekt („verdammte groß“).

(7) Bei aller Offenheit sind Citykirchen Räume, die in *kirchlicher Hand* sind und von einer kirchlichen Logik ausgehend ‚bespielt‘ werden. Die Akteur:innen sind Kirchen – etwa Stadtkirchenverbünde oder einzelne Gemeinden. Es gibt nicht selten Angebote zum Kircheneintritt, indem dafür geworben oder gleich eine Kircheneintrittsstelle mit der Citykirche verbunden wird, und natürlich auch liturgische Angebote



Abb. 5: SCHAUM – George Lucas, 2011, Foto: Tim Kellner

27 Vgl. SCHAUM, <https://www.derschäum.de/vita.html> (2.1.2025).

(z. B. Mittags- oder Abendgebete; Meditationen; Kraft-Worte; Worte für die Seele etc.). Auch diakonische Angebote verbinden sich häufig mit den City-Kirchen: sozial-inklusiv orientierte Cafés, Eine-Welt-Läden etc.

2. Die Universitätskirche St. Pauli als „Citykirche“? – Eine Überprüfung der Kriterien

Was wird sichtbar, wenn die sieben Kriterien probeweise auf die Universitätskirche St. Pauli angelegt werden?²⁸

(1) Die Universitätskirche liegt am zentralen Augustusplatz, mitten in der Stadt. Kann davon gesprochen werden, dass sie das *Stadtbild prägt*? Objektiv lässt sich diese Frage sicher nicht beantworten. Blickt man auf die Buchgestalt von Leipzig-Führern, dann zeigt sich: Die Ehre eines Titelbildes für einen dieser Führer hat sie bisher nicht erlangt. St. Thomas, St. Nikolai bzw. das Alte Rat- oder das Gewandhaus scheinen in dieser Hinsicht ‚prägender‘ als die Universitätskirche. Das gilt auch für das Sortiment der Ansichtskarten, die es etwa bei der Stadtinformation Leipzig zu erwerben gibt: Die Bachstatue vor der Thomaskirche, die Thomaskirche selbst, das Alte Rathaus, das ehemalige Universitätshochhaus am Augustusplatz – diese Motive prägen bislang die Karten. Schon anders sieht es aus, wenn ich (jedenfalls auf meinem Rechner mit all den von mir gespeicherten Suchanfragen etc.) auf die Google-Bildersuche gehe und dort nur „Leipzig“ eingebe. Der Augustplatz kommt mehrfach vor – und nicht selten ist dabei auch das Paulinum im Bild. In dem Buch „Leipzig an einem Tag. Ein Stadtrundgang“²⁹ ist die „Universitätskirche St. Pauli“ (unter diesem Namen und nicht etwa als Paulinum) als Kirche eingetragen und Teil des Rundgangs. Die Besichtigungszeiten des Altarraums werden angegeben; auch der Gottesdienst sonntags um 11 Uhr wird erwähnt. Interessant ist freilich die semantische Unterscheidung: „Das Paulinum hat neben der Aula (550 Sitzplätze) einen durch eine Glaswand abgetrennten Andachtsraum (130 Sitzplätze), der aus drei Schiffen besteht.“³⁰ Die von dem Architekten Erick van Egeraat geplante *Einheit* des hybriden Raumes, der zugleich *Aula und Kirche* ist, wird in vielen Wahrnehmungen nicht übernommen. Aus dem hybriden Raum wird so ein dualer Raum, in dem sich Andachtsraum und Aula nebeneinander befinden.³¹

28 Vgl. hierzu die Dokumentation in der Wahrnehmung unterschiedlicher Akteur:innen in diesem Band.

29 Mundus, Doris, Leipzig an einem Tag. Ein Stadtrundgang, Leipzig 2019.

30 Mundus, Leipzig, 57.

31 Vgl. dazu Deeg, Alexander, Geistlich und geistig – Kirche und Aula. Die Universitätskirche St. Pauli in Leipzig als Herausforderung und Chance, in: ÖR 67 (2018), 484–490; ders., Zwischen Aula und Kirche. Kulturwissenschaftliche und theologische Perspektiven zum neu entstandenen Bindestrich-Gebäude und Konsequenzen für die Nutzung, in: Zimmerling, Peter (Hg.), Universitätskirche St. Pauli. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2017, 275–282.

(2) Zweifellos ist die Universitätskirche *mit der Geschichte der Stadt Leipzig in besonderer Weise verbunden*. Das gilt insbesondere für die Bedeutung des Raumes in der Zeit der Reformation, in der Bach-Zeit sowie in der Zeit der intensiven universitären Nutzung als Begräbnisstätte, Ort für besondere Veranstaltungen und Gottesdienste.³² Das gilt aber natürlich vor allem für die Geschehnisse um die Sprengung der Kirche am 30. Mai 1968 mit der Vor- und Nachgeschichte dieses Ereignisses, das sich ins kollektive Gedächtnis Leipzigs eingebrannt hat und an dem auch (3) *Tourist:innen* nicht vorbeikommen. Wie bereits gezeigt: Wer – nach den Aussagen von Doris Mundus – Leipzig an einem Tag erleben will, sollte auch die Universitätskirche besuchen, wobei es die Öffnungszeiten nicht unbedingt leicht machen. (4) Ein *offener Raum* ist die Leipziger Universitätskirche nur bedingt. Blickt man auf die Zugänglichkeit im Sinne der Öffnungszeiten, dann muss gut geplant werden, um wirklich hinein-zukommen. Die Logik ist hier eher die eines recht spezialisierten Museums als die einer offenen Citykirche. Aber Zugänglichkeit ist nicht nur aufgrund der Öffnungszeiten ein Thema, sondern schlicht auch im Blick auf die Eingangssituation: Der Kirche fehlt ein klar erkennbarer Zugang vom öffentlichen Raum aus. Der im Blick auf die übliche Kirchenarchitektur klassisch zu vermutende Zugang am Westportal befindet sich im Leibniz-Forum umgeben von Seminar- und Hörsaalgebäude der Universität und ist üblicherweise verschlossen. Wer in die Kirche will, muss den Zugang über das Universitätsgebäude wählen. Wenn man so will, spiegelt sich die universitäre Trägerschaft des Gebäudes auch in dieser Zugangslösung.

(5) Citykirchen sind, wie oben gezeigt, auch dadurch gekennzeichnet, dass sie unterschiedliche spirituelle Angebote bereitstellen. In der Leipziger Universitätskirche finden Gottesdienste (sonn- und feiertags um 11 Uhr) und während des Semesters Universitätsvespern am Mittwoch um 18 Uhr statt; darüber hinaus gibt es zahlreiche Konzerte des Universitätsorganisten bzw. des Universitätsmusikdirektors. Das für Citykirchen ansonsten aber typische Angebot für *individuelle Spiritualität* fehlt.

(6) Es gibt reichlich ‚alte Kunst‘ in der Universitätskirche; vor allem die ebenso engagiert wie interessant restaurierten Epitaphien.³³ Ebenso gibt es Konzerte, teilweise auch Schauspiel oder Tanz. Ein Ort für aktuelle Ausstellungen bzw. *site-specific art* ist die Leipziger Universitätskirche allerdings nicht und kann es angesichts der Vielfalt der Nutzung auch nicht leicht sein.

32 Zu der Werbung für die Universitätsgottesdienste gehört seit Jahren standardmäßig die Wendung: „Seit 1710 an jedem Sonn- und Feiertag“.

33 Die Restaurierung, bei der auch die Spuren der Zerstörung sichtbar blieben, wurde u.a. mit dem Europäischen Kulturerbepreis ausgezeichnet, vgl. <https://www.physes.uni-leipzig.de/fakultaet/neuigkeiten/newsdetails/artikel/top-auszeichnung-fuer-restaurierung-der-epitaphien-2020-05-07-1> (2.1.2025).

(7) Schließlich: Eine dezidiert *kirchliche Logik* ist aufgrund der Hybridität und Multifunktionalität des Gebäudes ausgeschlossen. Der Raum ist ein Gebäude der Universität Leipzig, das dem Freistaat Sachsen gehört und durch die Kirchweihe 2017 *auch* eine Kirche ist.

Wie so oft zeigt sich, dass allzu schlichte Fragen wie die, ob die Leipziger Universitätskirche nun eine Citykirche *ist* oder nicht, nicht klar beantwortbar sind. Es ist deutlich geworden, dass sie Aspekte aufweist, die typisch für Citykirchen sind, es daneben aber auch zahlreiche Aspekte gibt, die diese Kirchen-Aula und Aula-Kirche spezifisch machen. Und es gibt Potential, wenn der Raum *auch* als Citykirche wahrgenommen wird. Dies deute ich abschließend an und sehe diese Überlegungen als Grundlage für eine Diskussion zur Weiterentwicklung des Raumes als „(Universitäts-)Kirche in der Stadt“.

3. Was wäre, wenn? Potentiale der Citykirchen-Logik für das Leipziger Paulinum

Mit dem in der ursprünglichen Bauplanung nicht vorgesehenen Einbau einer Glaswand zur Trennung von Altarraum und Kirchenschiff (nicht wenige sprechen, wie oben angedeutet wurde, von Andachtsraum und Aula und sehen die Glaswand daher auch als Trennung zwischen ‚sakralem‘ und ‚profanem‘ Bereich) ist ein Raum entstanden, der faktisch in zwei Teilräume zerfällt, auch wenn bei zahlreichen Veranstaltungen, insbesondere der Universitätsmusik und bei den Universitätsgottesdiensten die Glaswand geöffnet ist und der gesamte Raum *als Kirchenraum* genutzt werden kann. Damit ist nicht nur die optische Raumwirkung beeinträchtigt, sondern es ergeben sich auch geteilte Nutzungslogiken. Viele der Aspekte, die in einer Citykirche möglich und denkbar wären, könnten faktisch nur im Altarraum realisiert werden; nur zu diesem besteht auch bereits bisher Zugang unter der Woche zu dafür festgelegten Öffnungszeiten.

(1) *Museum oder Kirche?* – Wenn Menschen den Altarraum betreten, treten sie gefühlt wohl am ehesten in einen musealen Raum ein. Dafür spricht die Logik der Öffnungszeiten; dafür sprechen die auf dem ‚Volksaltar‘, auf dem Ambo und auf der Mensa des Hochaltars angebrachten Schilder, die das Berühren dieser Prinzipalstücke verbieten. Dafür spricht auch der:die Mitarbeiter:in der Kustodie, der:die während der Öffnungszeiten vor Ort ist und kundig Fragen nach den geretteten und restaurierten Epitaphien sowie dem Paulineraltar beantworten kann. Was geschähe, so frage ich, wenn hier mindestens *auch* die Logik der Citykirche eingezeichnet würde und es in diesem Teil der Kirche die Möglichkeit gäbe, individuelle Spiritualität zu leben? Wäre es denkbar, dass eine Gebetswand oder ein Ort für Gebetskerzen eingerichtet würde? Wäre ein offen ausliegendes und zur Lektüre einladendes Bibelbuch

denkbar? Oder ein bewusst ausgewählter Bibeltext, zu dem Besucher:innen Kommentare hinterlassen könnten? Könnte die sich in diesem Bereich der Kirche befindende Schwalbennestorgel während der Öffnungszeiten immer wieder auch bewusst leise und meditativ gespielt werden? Könnten Menschen vor Ort sein, die sich nicht nur als Kenner der Kunst verstehen, sondern auch für Seelsorgegespräche zur Verfügung stünden? Könnten Studierende Gedichte, Kurzgeschichten oder Bilder erstellen und zur Lektüre bzw. Ansicht bereitlegen? – Die Fülle dieser Fragen zeigt, dass es zahlreiche Möglichkeiten für Experimente im Raum gäbe – und lädt vielleicht dazu ein, dass Studierende projektförmig Versuche unternähmen und beobachteten, was in dem Raum mit diesen Interventionen geschieht.

(2) *Gedenk- oder Erinnerungsort* – Die Architektur der Aula/Universitätskirche St. Pauli erinnert vor allem an der dem Augustplatz zugewandten Ostfassade an die Sprengung der Kirche. Die Rosette ist aus dem Zentrum herausgerückt; die Gläser durchbrechen die Fassade. Auch die Epitaphien wurden, wie erwähnt, so restauriert, dass noch erkennbar ist, dass sie 1968 schnell aus der Kirche gebracht und dabei teilweise zerstört wurden. Zudem findet sich an der Nordfassade des Paulinums der Gedenkstein, der an die Zerstörung 1968 erinnert. Der Stein allerdings ist unauffällig und wird von Besucher:innen häufig nicht wahrgenommen. Auffälliger erinnert die Bronzeskulptur auf dem Augustusplatz an die zerstörte Kirche.

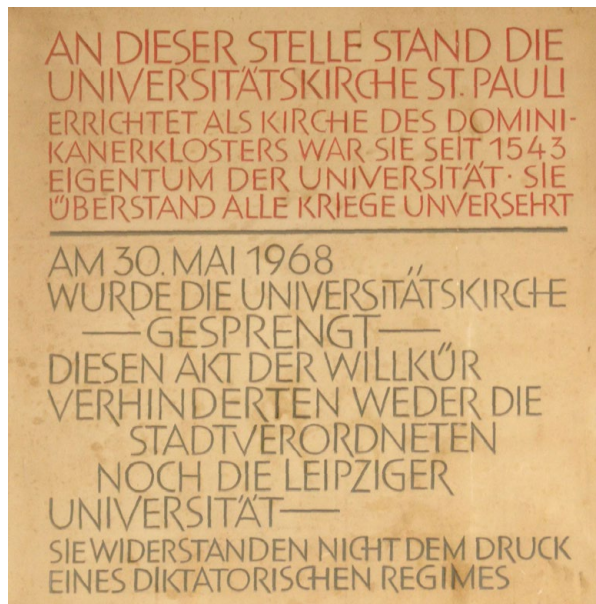


Abb. 6: Gedenkstein zur Erinnerung an die Sprengung der Universitätskirche St. Pauli, Foto: Wikimedia Commons³⁴

34 Wikimedia Commons, JHaller (Saippuakauppias), [https://de.wikipedia.org/wiki/Paulinerkirche_\(Leipzig\)#/media/Datei:Gedenktafel_Paulinerkirche_Leipzig.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Paulinerkirche_(Leipzig)#/media/Datei:Gedenktafel_Paulinerkirche_Leipzig.jpg) (2.1.2025).



Abb. 7: Modell der alten Paulinerkirche, Foto: Transara

Es stellt sich m. E. die Frage, wie es gelingen kann, dass *das* markante, stadthistorisch und darüber hinaus bedeutsame Datum 30.5.1968 auch in dem Gebäude noch deutlicher sichtbar wird. Wie die Nikolaikirche wenige Hundert Meter entfernt für die Friedliche Revolution steht, so könnte und sollte der Raum der Universitätskirche noch deutlicher für die Erinnerung an die DDR-Diktatur stehen und zu einem Ort werden, der die Zerstörung von Tradition und Kultur durch eine Staatsideologie symbolisch zeigt (und auch den weithin fehlenden Mut zum Protest der geistigen Eliten, der Angehörigen der Universität Leipzig nicht verschweigt).³⁵ Auch hier könnte und sollte zunächst experimentiert werden – mit einer Kunstinstitution im Raum (sofern dafür noch Platz ist neben all der geretteten Kunst), mit einer Fotodokumentation im Eingangsbereich oder z.B. mit Augenzeugenberichten, die über Kopfhörer wahrgenommen werden könnten.

(3) *Site-specific art* – Der Altarbereich der Universitätskirche erscheint vielen Besucher:innen als einigermaßen ‚voll‘ bis überfüllt. Der Paulineraltar nimmt viel Platz ein, und erfreulicherweise wurden nicht wenige Epitaphien aus der Kirche gerettet und restauriert, die nun den Raum jenseits der Glaswand füllen. Für weitere aktuelle Kunst gibt es da kaum einen Ort. Eine spannende Frage wäre aber zweifellos, ob nicht das im Gegensatz dazu überaus ‚leere‘ (und zweifellos auch wegen der Multifunktionalität seiner Nutzung leer belassene) Kirchenschiff ein ebenso geeigneter wie interessanter Ort für gegenwärtige Kunst wäre. Platz für Bilder an den Wänden gäbe es genug; die Raumhöhe ermöglicht Installationen über den Köpfen der Besucher:innen; auch Skulpturen könnten ihren Weg in den Raum finden. Besonders anregend erschien mir an diesem Teil des Kirchenraumes die Offenheit zwischen ‚sakral‘ und ‚profan‘, die diesen Raum kennzeichnen und die Künstler:innen zu Gestaltungen zwischen ‚Himmel‘ und ‚Erde‘, zwischen ‚Transzendenz‘ und ‚Immanenz‘ anregen könnte.³⁶

(4) *Liturgisches Leben zwischen Stadt und Universität* – Die Besucher:innen der Gottesdienste in der Universitätskirche an den Sonn- und Feiertagen setzen sich aus drei Gruppen zusammen: Universitätsangehörige, nicht nur, aber vor allem der Theologischen Fakultät; Tourist:innen, die die Kirche sehen wollen, aber ggf. auch den im Leipziger Innenstadtkontext singulär späten Gottesdienstbeginn um 11 Uhr schätzen, und Menschen aus der Leipziger Stadtöffentlichkeit, von denen einige die alte Universitätskirche noch kannten und mit ihr bzw. mit der Sprengung Erinnerungen ver-

35 Vgl. den Beitrag von Kim Groop in diesem Band.

36 Nicht wenige Menschen, die in diesen Raumteil erstmals eintreten, sagen sofort und spontan: „Das ist eine Kirche!“ – und sie verweisen dann auf die in Erinnerung an die ehemalige Kirche gestaltete Decke, die gotisierenden Fenster und die Glassäulen, auf die Empore und die Orgel. Für andere liegt diese Anmutung einigermaßen fern und sie empfinden den Raum eher als offen-multifunktionalen Aula-Raum der Universität.

binden; andere schätzen die besondere kirchenmusikalische Gestaltung oder die Predigten durch Lehrende der Theologischen Fakultät. Eine Wahrnehmung der Kirche in der Logik der Citykirche könnte auch die liturgische Gestaltung herausfordern und inspirieren. Universitätskirchen erwiesen und erweisen sich vielerorts als liturgische Experimentierräume. Kooperationen mit Playern aus der Stadtöffentlichkeit (etwa mit der gleich um die Ecke liegenden Oper oder einem der Leipziger Theater) wären denkbar und mit ihnen eine Öffnung des kirchlichen Kultus in die Kultur der Stadt hinein.

(5) *Eine universitäre „Heterotopie“?*³⁷ – Die Universität Leipzig hat keinen „Raum der Stille“, keinen für Menschen verschiedener Religionen oder religionslose Menschen offenen Raum für Gebet, Meditation, persönliche Andacht etc. Die Universitätskirche ist religiös eindeutig determiniert und als christlicher Sakralraum erkennbar; aber vielleicht könnte sich der Raum dennoch verstärkt als Ort der Unterbrechung für Studierende, Lehrende und weitere Mitarbeitende der Universität erweisen – ein Ort, an dem andere Logiken gelten als sonst an der Universität, ein Ort des Innehaltens und der Ruhe!? Könnten sich auch diakonische Praktiken entwickeln, die Citykirchen ebenfalls vielfach kennzeichnen und die sich traditionell mit Kirchenräumen verbinden? Ganz praktisch müsste dann nicht nur an den Öffnungszeiten, sondern auch am Eingang/an der Zugänglichkeit gearbeitet werden. Aber das sind Kleinigkeiten; die größere Frage lautet: Wie kann es gelingen, die Potentiale des Ortes über das, was jetzt da ist, hinaus zu entwickeln – im Sinne eines Ortes innerhalb der Universität und innerhalb der Stadt?

37 Das von Michel Foucault in die Diskussion gebrachte Konzept der „Heterotopie“ (des „anderen Ortes“) wurde in den vergangenen Jahrzehnten vielfach auch auf Sakralräume übertragen. Vgl. – in besonderer Zuspitzung auf das Thema „Kirche in der Stadt“ – Fries, Patrick, „Wir leben nicht in einem leeren, neutralen Raum“. Kirche in der Stadt als Heterotopie und „urban player“, in: Theologie und Glaube 97 (2007), 209–225.

Die alte Paulinerkirche als hybrid genutzter Raum

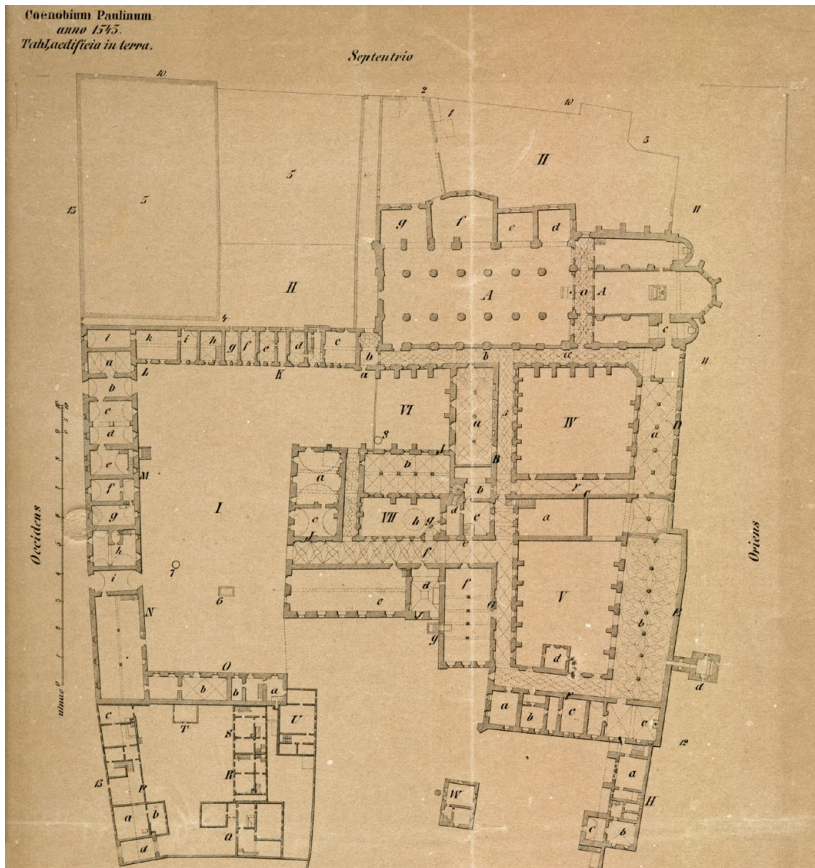


Abb. 1: Albert Geutebrück (1801–1868); Lithografische Anstalt von J.G. Bach (1850–1900): Coenobium Paulinum 1543 (Erdgeschossgrundriss), 1859, Lithografie (Detail), Quelle: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inv. Nr. MÜ-III-16

Der Rats- und Universitätsbaumeister Albert Geutebrück rekonstruierte im 19. Jahrhundert den Grundriss des spätmittelalterlichen Dominikanerklosters St. Pauli. Der Plan basiert auf bautechnischen Untersuchungen und der Beschreibung der Rektors Caspar Borner († 1547), die den Zustand des säkularisierten Klosters bei der Übernahme durch die Universität zeigt. Deutlich sind im Grundriss der Universitätskirche (oben rechts) ein Lettner am östlichen Ende des Langhauses sowie eine Reihe von Kapellen an der Nordwand zu erkennen, die zum Langhaus hin geöffnet waren. Im Zuge der Umnutzung zur Universitätskirche ließ Borner die Kirche von Altären, Stifterbildern und Denkmälern bereinigen, drei der Familienkapellen wurden abgerissen, die Pflugksche Kapelle zur Eingangshalle umgewidmet. Auch den Lettner ließ Borner entfernen.



Abb. 2: Unbekannter Stecher: Paulinerkirche und Hortus Medicus mit akademischem Festzug und astronomischer Konstellation, 1707, Kupferstich, Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Inv. Nr. 1216/90

Der Stich zeigt die Universitätskirche von der Grimmaischen Straße aus. An der Nordseite sind Kapellenanbauten zu erkennen: die spätgotische Marienkapelle der Familie Pflugk (1393) und rechts daneben die 1617 errichtete Begräbniskapelle für Leonhard Schwendendörffer (1585–1652) im Stil der Spätrenaissance (1812 abgebrochen). Die Universitätskirche diente vor allem als Aula für akademische Festveranstaltungen, Gottesdienste fanden bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts hingegen eher selten statt. Bedeutung erhielt der Kirchenbau als Grablege für hochgestellte Universitätsangehörige und verdiente Mitglieder der Stadtgesellschaft.



Abb. 3: Herbert Zschunke: Barocke Kanzel in der Pauliner-Universitätskirche von Valentin Schwarzenberger (1738),
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Archiv, Fotonr. 06860

1710 wurde an der Universitätskirche ein regelmäßiger akademischer Gottesdienst an allen Sonn- und Feiertagen eingeführt. In der Folge wurde der Kirchenraum zu einem evangelischen Predigtraum mit doppelgeschossigen Seitenemporen umgestaltet. Im Westen errichtete man ein barockes Eingangsportal mit Vorhalle; die Orgel wurde von der Kreuzgangempore auf die Westseite des Kirchenschiffs versetzt. 1738 erfolgte der Einbau einer neuen barocken Kanzel, geschaffen von Valentin Schwarzenberger. Der Raum wurde jedoch weiterhin als Aula für akademische Festakte genutzt, wozu ein neues Katheder Aufstellung fand.



Abb. 4: Lichtdruck Naumann Leipzig: Blick vom Chor auf das Mittelschiff der Paulinerkirche, 1875,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Archiv, Fototr. 96861

Nachdem die Universitätskirche in den Befreiungskriegen 1813 in Folge der Nutzung als französisches Lazarett und Gefangenenlager verwüstet war, war eine Instandsetzung des Kirchenraums erforderlich (1814–1817). 1838 erfolgten Umbauten durch Albert Geutebrück, die vor allem die Fassade betrafen. Die Aufnahme von 1875 zeigt den Zustand nach Renovation und Umbau: Die Chorschränken, die den Hauptchor von den Nebenchören abtrennten, erhielten Zinnentürmchen als Bekrönung. Die Epitaphien, die bereits im Zuge des barocken Umbaus größtenteils in den Chor verlagert worden waren, fanden dort nun alle Aufstellung. 1841 platzierte man den von Ernst Rietschel geschaffenen Kenotaph für Dietrich von Wettin zentral im Chor. Ein niedriges Eisengitter grenzte den Chor vom Mittelschiff ab.



Abb. 5: Heinrich Otto Knäbig: Der Augustusplatz in Leipzig, um 1845, kolorierte Lithografie,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Inv. Nr. 1192/90

1830 wurden die noch aus dem spätmittelalterlichen Kloster stammenden Bauten, die an die Universitätskirche anschlossen, abgerissen. An ihrer Stelle entstand das Augusteum, das neue Universitätshauptgebäude, das von Karl Friedrich Schinkel als klassizistischer Bau entworfen und von Albert Geutebrück ausgeführt wurde. Auch die Universitätskirche erhielt eine Fassade im Stil „klassizistischer Gotik“, um sie dem neuen Hauptbau optisch anzugleichen.



Abb. 6: Fritz Cölln: Paulinerkirche, Blick von der Orgelempore in den Chor, um 1920,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Inv. Nr. 5181/90

1897–1899 kam es in Folge des Um- und Neubaus des Augusteums unter Arwed Rossbach auch zu umfassenden Veränderungen an der Universitätskirche. Diese erhielt eine neugotische Fassade, auch der Innenraum sollte wieder „spätgotisch“ erscheinen. Die barocken doppelgeschossigen Emporen wurden entfernt, der Innenraum und insbesondere das Gewölbe im Chor durch historisierende Bemalung hervorgehoben.



Abb. 7: Die Emporen der Universitätskirche nach dem Umbau von 1897–1899, um 1955,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Archiv

Eingeschossige Arkadenemporen mit Balustraden ersetzen die herausgerissenen zweigeschossigen Barockemporen. Auf der Südseite (im Bild gegenüber) befand sich die Professorenempore, der Rektor nahm dort auf einem gepolsterten Rektorensessel Platz.



Abb. 8: Fritz Cölln: Chor der Paulinerkirche von Westen, um 1915,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Inv. Nr. 4272/90

Durch Einbauten wurde der Chor in seiner Wirkung stark verändert: das Fußbodenniveau war erhöht und über den Triumphbogen hinweg ins Langhaus verlängert worden; das letzte östliche Joch trennte man vom Chor ab, um dort eine Sakristei einbauen zu können. Eine halbhohe Wand mit Maßwerkbalustrade und Buntglasfenster konkurrierten optisch mit dem spätgotischen Paulineraltar.



Abb. 9: Fritz Cölln: Nordchor nach Südwesten, um 1920,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Inv. Nr. 4273/90

Nord- und Südchor der Universitätskirche waren durch halbhohe Wände zum Hauptchor und zum Kirchenschiff hin abgetrennt. Im Nordchor waren der 1911 aus den Tafelbildern des Paulineraltars zusammengestellte Gemäldealtar sowie verschiedene Epitaphien angebracht. Durch Vorhänge, die auf Höhe der Gewölbeansätze angebracht waren, konnte der Hauptchor optisch noch stärker von den Seitenchören abgetrennt werden. Ein Öffnen der Vorhänge dürfte den Raumeindruck stark verändert haben.

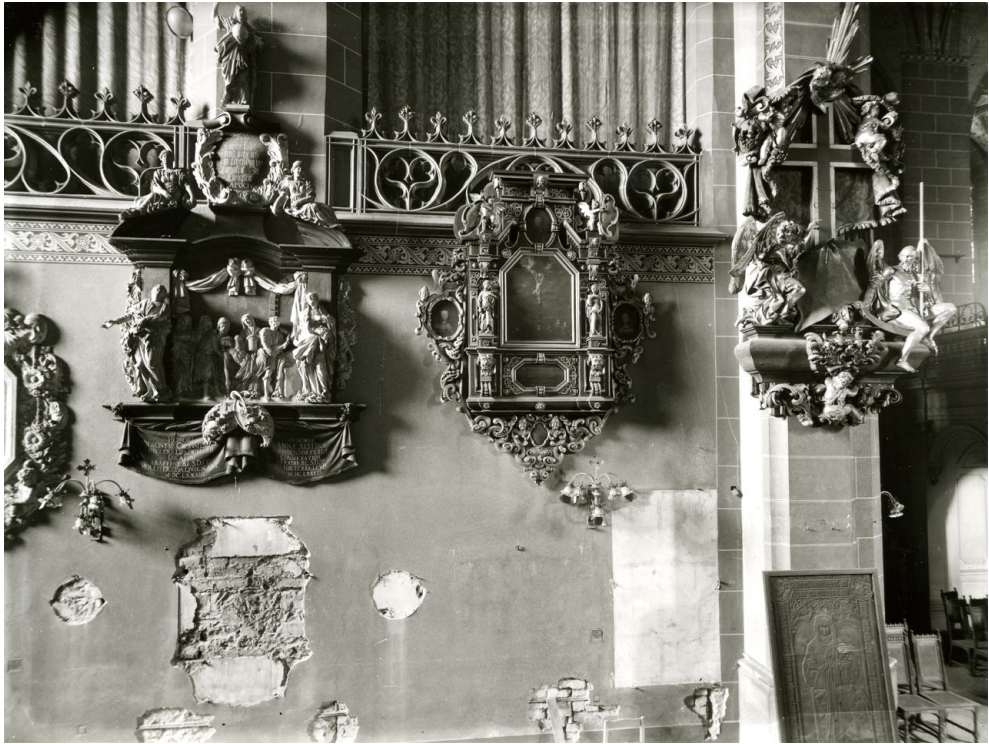


Abb. 10: Erich Kirsten: Südwand des Hauptchors der Universitätskirche während der Bergungsarbeiten 1944,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Archiv, Fototr. 22217

In der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember wurde das Hauptgebäude der Universität bei dem ersten großen Luftangriff auf Leipzig stark getroffen und in großen Teilen zerstört, an der Universitätskirche wurden Fenster und Dachhaut beschädigt. Die Aufnahme zeigt die daraufhin ergriffenen Schutzmaßnahmen für die Kunstwerke: Die Bildhauer Kunze aus Leipzig und Hempel aus Dresden bauten Epitaphien und mobile Kunstwerke ab; diese wurden dann an sicheren Orten eingelagert. Große Steinepitaphien wurden eingemauert.



Abb. 11: Siegfried Adler: Katholisches Hochamt mit Bischof Spülbeck in der Paulinerkirche, 1955/1960 (?),
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Archiv, Fotnr. 25955, Original im Besitz
der katholischen Propsteikirche Leipzig

Die römisch-katholische Propsteigemeinde St. Trinitatis hatte beim Luftangriff im Dezember 1943 ihre Kirche verloren. Ab 1946 war die Mitnutzung der Universitätskirche vertraglich geregelt. Die Aufnahme zeigt die vollbesetzte Paulinerkirche während eines Hochamts mit Bischof Otto Spülbeck, Bischof des katholischen Bistums Meißen und zuvor 1945–1955 Propst von Leipzig.



Abb. 12: Hartmut Scholz: Sprengung der Paulinerkirche am 30.05.1968,
Quelle: Universität Leipzig, Kustodie | Kunstsammlung, Archiv

Am 30. Mai 1968 wurde die seit 1962 unter Denkmalschutz stehende Kirche auf massiven politischen Druck hin gesprengt. Davor blieben nur wenige Tage, vom 24.–28. Mai, um Kunstwerke und Ausstattungsstücke zu bergen.



Blick in den Altarbereich des Paulinums, 2018, Foto: Kustodie/Marion Wenzel



Abb. 14: Blick aus dem Altarbereich in den Aulenteil des Paulinums, 2020, Foto: Steffen Spitzner

Aulenteil und Altarbereich sind durch eine bewegliche Plexiglaswand getrennt. Diese sorgt für konstante klimatische Bedingungen für die ausgestellten Kunstwerke.

Auswahlbibliographie

- Hütter, Elisabeth, Die Pauliner-Universitätskirche zu Leipzig. Geschichte und Bedeutung, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Forschungen und Schriften zur Denkmalspflege, Bd. 1), Weimar 1993.
- Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen: Stadt Leipzig. Die Sakralbauten. Mit einem Überblick über die städtebauliche Entwicklung bis 1989, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, bearb. von Heinrich Magirius, Hartmut Mai, Thomas Trajkovits und Winfried Werner, 2 Bde, Bd. 1 München/Berlin 1995 (Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen), 483–515.
- Kößling, Rainer/Zerbe, Doreen, Ade Welt ich bin nun daraus. Memoriale Inschriften auf Grabsteinen und Epitaphien der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig, hg. von Rudolf Hiller von Gaertringen (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe A, Bd. 7), Leipzig 2011.
- Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Bd. 5: Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext, hg. von Michaela Marek und Thomas Topfstedt, Leipzig 2009.

Vergleichende Perspektiven

Räume der Stille und das Ringen um die religionssensible Universität¹

Im Frühjahr 2016 sorgte die Schließung eines Raums der Stille an der TU Dortmund bundesweit für Aufregung und entfachte eine Debatte über interreligiöse Andachtsräume an Universitäten und Schulen. Im Kielwasser der Dortmunder Entscheidung wickelten einige Universitäten ihre Räume der Stille ab, während andere wie beispielsweise Lüneburg und Göttingen in dieser Zeit aufwändig gestaltete Räume neu eröffneten. In der medialen Berichterstattung fanden die Schließungen naturgemäß einen breiteren Widerhall als die Öffnungen. Die plakative Rhetorik changierte zwischen Überschriften wie „Kulturkampf“ oder „Muslimische Übernahme“ und stilisierte Räume der Stille an Hochschulen zur interreligiösen Konfliktzone. Das eigentliche Thema, nämlich die Frage nach der Rolle von Religionen und Weltanschauungen an staatlichen Hochschulen und in anderen öffentlichen Einrichtungen, trat auf diese Weise in den Hintergrund.

In diesem Beitrag kommen Räume der Stille aus religions- und organisationssoziologischer Perspektive als Antwort auf religiöse Pluralisierung in funktional differenzierten Organisationen in den Blick. Im ersten Abschnitt sichte ich knapp bestehende Debatten zu Räumen der Stille. Dabei liegt das Augenmerk auf den institutionellen Kontexten und den damit verbundenen Funktionserwartungen, der gestalterischen Umsetzung sowie auf der tatsächlichen Nutzung oder Nichtnutzung. Im zweiten Abschnitt gehe ich auf Räume der Stille an Hochschulen in Deutschland ein und greife dazu auf den (limitierten) Forschungsstand und eigene Erhebungen zurück. Im dritten Abschnitt schließlich skizziere ich einige Chancen und Herausforderungen von Räumen der Stille im Kontext der Hochschuleseelsorge.

Einleitung: Räume der Stille

Räume der Stille begegnen uns in den unterschiedlichsten Zusammenhängen. Man findet sie in Krankenhäusern, an Flughäfen, in Parlamenten und teilweise auch an Schulen und Universitäten. Dabei ist der Begriff ‚Raum der Stille‘ selbst durchaus schillernd und bezeichnet keinen bestimmten Bautypus, sondern eher ein allgemeines

1 Bei diesem Text handelt es sich um eine überarbeitete und ergänzte Fassung eines früheren Beitrags: Nagel, Alexander-Kenneth, Räume der Stille, in: Hirschberg, Corinna/Freudenberg, Matthias/Plisch, Uwe-Karsten (Hg.), Handbuch Studierendenseelsorge. Gemeinden – Präsenz an der Hochschule – Perspektiven, Göttingen 2021, 110–119.

Anliegen, nämlich Religion bzw. Spiritualität Raum zu geben und Ruhe und Einkehr zu ermöglichen.²

Wissenschaftliche Debatten über Räume der Stille wurden im deutschsprachigen Raum ursprünglich vor allem in der Praktischen Theologie geführt und streckenweise durch architekturtheoretische Beiträge ergänzt. Hier lassen sich grob zwei Interessenschwerpunkte unterscheiden: Dazu gehört zum einen die begriffliche Klärung und *typologische Unterscheidung* von Räumen der Stille anhand unterschiedlicher Grade der Präsenz und Prägnanz religiöser Symbole.³ Andere Autor:innen setzen sich mit unterschiedlichen *institutionellen Kontexten* auseinander, begonnen beim namensgebenden „Room of Quiet“ im Hauptquartier der Vereinten Nationen⁴ über Räume der Stille in Hochschulen⁵, Flughäfen⁶ und Justizvollzugsanstalten⁷ bis hin zu Andachts- und Abschiedsräumen in Hospizen und Krankenhäusern.⁸

Die genannten Beiträge spiegeln das akademische Bemühen wider, die Vielfalt an Raumarrangements, die sich selbst als „Raum der Stille“ bezeichnen, einer systematischen Beschreibung zugänglich zu machen. Der kritische Übertritt des Begriffes von der Objekt- in eine Metasprache wird dabei in der Regel nicht thematisiert, auch wenn wiederholt auf die „Hilflosigkeit“ der Selbstbezeichnung und die damit verbundenen theologischen und architektonischen Herausforderungen hingewiesen worden ist.⁹

Hier setzt eine Reihe neuerer religionswissenschaftlich orientierter Zugänge an. Sie fragen beispielsweise nach den *Trägermilieus* hinter der augenfälligen Konjunktur von Räumen der Stille,¹⁰ den *hegemonialen Strukturen* multireligiöser Gastfreundschaft¹¹

- 2 Tietz, Jürgen, Entsakralisierung des Sakralen. Gibt es einen Bautypus „Raum der Stille“?, in: Das Münster 57 (2004), 322–323.
- 3 Kraft, Sabine, Räume der Stille. Eine Studie des Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, Marburg 2007; Groß, Gisela, Multireligiöse Räume, in: Kunst und Kirche 63 (2000), 66–72; Kuschel, Karl-Josef, Multireligiöse Andachtsräume – Eine Problemanzeige. Theologische und interreligiöse Perspektiven, in: Kunst und Kirche 73 (2010), 5–11.
- 4 Kletke, Daniel, Der Meditationsraum bei den Vereinten Nationen in New York, in: Kunst und Kirche 63 (2000), 98–99.
- 5 Blümel, Peter/Marinkovic, Peter, Raum der Stille, Haus der Religionen oder Konsequenter Laizismus? Brauchen Hochschulen religiös geprägte Räume?, in: Kunst und Kirche 73 (2010), 44–47.
- 6 Duschka, Andreas, Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen, in: Kunst und Kirche 73 (2010), 27–29.
- 7 Von Wiese, Stefan, Gesetz und Chaos. Meditationsräume in der JVA-Gelsenkirchen, in: Kunst und Kirche 63 (2000), 103–105.
- 8 Eppler, Gerold, Abschiedsräume, in: Kunst und Kirche 68 (2005), 52–58.
- 9 Tietz, Entsakralisierung, 323; Nitschke, Marcus, Multireligiöse Gebetsräume? Vorüberlegungen für eine Architektur des Dialogs, in: Kunst und Kirche 73 (2010), 36–39, 37.
- 10 Beinhauer-Köhler, Bärbel, Im Zwischenraum. Plurale Raumarrangements aus religionswissenschaftlicher Perspektive, in: Beinhauer-Köhler, Bärbel/Schwarz-Boenneke, Bärbel/Roth, Mirco (Hg.), Viele Religionen – ein Raum?! Analysen, Diskussionen und Konzepte, Berlin 2015, 55–76, 74 f.
- 11 Beinhauer-Köhler, Zwischenraum, 61; Nagel, Alexander-Kenneth, Kontaktzone oder Spannungsfeld? Multireligiöse Räume in religionssoziologischer Perspektive, in: Beinhauer-Köhler/Schwarz-Boenneke/Roth (Hg.), Viele Religionen – ein Raum?!, 35–54, 39 ff.

sowie den politischen Opportunitäten und *Konflikten*, die hinter der Einrichtung solcher Räumlichkeiten stehen.¹² Zugleich machen religionsgeschichtliche Untersuchungen deutlich, dass die multikonfessionelle oder multireligiöse Nutzung religiöser Räume historisch durchaus ihre Vorläufer hat.¹³ Ein wesentlicher Unterschied scheint derweil darin zu bestehen, dass frühere plurale Raumarrangements wie etwa Simultankirchen in erster Linie als „Notlösungen“ in „Umbruchssituationen“ gelten können,¹⁴ während zeitgenössische Räume der Stille in der Regel als dauerhaftes spirituelles Habitat gedacht sind.

Für diesen Beitrag möchte ich eine *religions- und organisationssoziologische Sicht* auf Räume der Stille stark machen. Räume der Stille kommen hier als Antwort komplexer Organisationen auf religiöse Pluralisierung sowie als materieller Ausdruck religiöser Kommunikation in den Blick. Das Augenmerk liegt also weniger auf dem gestalterischen Ist-Zustand als auf den Aushandlungs- und Verständigungsprozessen, in denen sich die Träger der Räume als pluralistische Organisation neu erfinden. Im Anschluss daran ist für diesen Beitrag die Unterscheidung zwischen der institutionell zugedachten Funktion und der tatsächlichen individuellen oder kollektiven Nutzung multireligiöser Räume zentral. Idealtypisch lassen sich drei Varianten institutioneller Funktionserwartungen unterscheiden:

1. Die erste (*synergetische*) Variante geht davon aus, dass die Hauptfunktion der umgebenden Organisation besser erreicht wird, wenn sie mit religiösen bzw. spirituellen Praktiken kombiniert wird: Im Krankenhaus können spirituelle Angebote die Gesundung oder das Wohlbefinden verbessern. An Schulen und Universitäten verspricht Einkehr Stärkung und macht im besten Falle aufnahmefähig für Neues.
2. Die zweite (*protektive*) Variante gründet in dem Bestreben, religiöse und spirituelle Praktiken aus den ‚regulären‘ Vollzügen der Organisation herauszuhalten. So richten manche Krankenhäuser Räume der Stille ein, damit muslimische Patient:innen nicht auf ihren Zimmern beten und dadurch Anstoß erregen.
3. Eine dritte (*symbolische*) Variante beruht auf der Signalfunktion, die sich aus dem bloßen Vorhandensein von Räumen der Stille ergibt: Ein evangelisches Krankenhaus markiert sich durch einen Raum der Stille als religionssensibel und kann so z. B. sein diakonisches Profil zeigen. Eine Universität mag einen Raum der Stille als Ausweis ihrer Internationalität und Weltoffenheit nutzen. Kurzum: Räume der Stille sagen etwas über die Organisation aus, die sie geschaffen hat.

12 Nagel, Kontaktzone, 52; Beinhauer-Köhler, Zwischenraum, 57 ff.

13 Verstegen, Ute, Normalität oder Ausnahmesituation? Multireligiöse Raumnutzung aus historischer Perspektive, in: Beinhauer-Köhler/Schwarz-Boenneke/Roth (Hg.), *Viele Religionen – ein Raum?!*, 77–100.

14 Verstegen, Normalität, 97 f.

Demgegenüber variiert die Nutzung stark je nach institutionellem und räumlichem Kontext und ist darüber hinaus nur schwer zu erheben.¹⁵ Im folgenden Abschnitt trage ich einige Erkenntnisse aus dem bestehenden Forschungsstand und eigenen Erhebungen zur Funktion und Nutzung von Räumen der Stille an Hochschulen in Deutschland zusammen.

Räume der Stille an Hochschulen

Der Forschungsstand zu Räumen der Stille in Bildungseinrichtungen wie Universitäten und Schulen im deutschsprachigen Raum ist bislang recht übersichtlich. Ein Sonderheft der Zeitschrift „Kunst und Kirche“ aus dem Jahr 2010 zu multireligiösen Gebetsräumen versammelte eine Reihe von Beiträgen, die sich mit Räumen der Stille an deutschen Hochschulen beschäftigen. Dabei steht vor allem die Frage im Vordergrund, „ob und in welcher Form religiös geprägte Räume [...] notwendig und sinnvoll sind bzw. ob derartige Räume nicht einfach zum Standard einer international ausgerichteten Universität gehören“.¹⁶

Die Antworten waren vorsichtig affirmativ und forderten eine prinzipielle Religionssensibilität der Hochschulen ein. Die Einrichtung multireligiöser Räume könne Hochschulen helfen, ihre Vollzüge zu reflektieren und Bildung in einen ganzheitlicheren Kontext zu stellen.¹⁷

Darüber hinaus liegen Dokumentationen zu einzelnen Räumen vor. So berichtet Rudolf Steinberg ausführlich über das *Haus der Stille an der Universität Frankfurt a. M.* Dabei handelt es sich um ein freistehendes Gebäude, das im Rahmen einer Standortneuordnung eigens errichtet wurde, um den interreligiösen Dialog an der Universität zu fördern.¹⁸ Steinberg, der das Vorhaben maßgeblich mit betrieben hat, verweist auf die großzügige Finanzierung durch das Land Hessen in Höhe von mehr als 800.000 Euro und den religionsneutralen Gestaltungsansatz, der auf eine sakrale Anmutung ohne konkrete konfessionelle Bezüge gerichtet ist.¹⁹ Im Hinblick auf die Nutzung wird angemerkt, dass der Raum überwiegend von muslimischen Studierenden genutzt

15 Nagel, Alexander-Kenneth, Cui Bono? Soziologische Einsichten zur Funktion und Nutzung multireligiöser Räume, in: Erne, Thomas/Noss, Peter/Bracht, Christian (Hg.), Open Spaces – Räume religiöser und spiritueller Vielfalt, Kromsdorf/Weimar 2016, 61–70, 63.

16 Blümel/Marinkovic, Raum der Stille, 44.

17 Bucher, Rainer, Multireligiöse Räume an staatlichen Universitäten. Ein katholisches Plädoyer, in: Kunst und Kirche 73 (2010), 48–51, 51.

18 Steinberg, Rudolph, Das „Haus der Stille“ auf dem Westend-Campus der Goethe-Universität Frankfurt, in: Beinhauer-Köhler/Schwarz-Boenneke/Roth (Hg.), Viele Religionen – ein Raum?!, 149–162, 150.

19 Steinberg, „Haus der Stille“, 153 ff.

wird, wobei es vereinzelt zu Konflikten unter den Nutzer:innen kommt, etwa mit Blick auf eine geschlechtergetrennte islamische Gebetspraxis.²⁰

Ein weiterer Beitrag dokumentiert den 2015 eingerichteten *Raum der Stille an der Universität Göttingen*. Im Zentrum stehen dabei vor allem die Entstehung und Gestaltung des Raumes. Anders als in Frankfurt waren es nicht muslimische Universitätsangehörige, sondern die ESG, welche den Wunsch nach einem „zentralen geistlichen Ort auf dem Campus“ äußerte.²¹ Dabei stellte sich insbesondere die Frage, inwiefern ein Raum der Stille zusätzlich zur Universitätskirche überhaupt nötig sei. Ein wichtiges Argument war in diesem Zusammenhang offenbar das Fehlen eines islamischen oder jüdischen Gebetsraums auf dem Campus.²² Ähnlich wie in Frankfurt sollte die Raumgestaltung die „Erfahrung einer Daseinserweiterung in einem religiös-unspezifischen Sinn“ ermöglichen und dadurch „Freiräume“ innerhalb des Universitätsalltags eröffnen.²³ Im Unterschied zu Frankfurt lag die Verwaltung des Raums nicht bei einem externen Verein, sondern bei einem multireligiös besetzten Beirat im Arbeitsbereich der Vizepräsidentin für Internationales.²⁴ In der Zwischenzeit ist die Organisationsverantwortung auf die Kommunikationsabteilung der Universität übergegangen.

Eine vergleichende Analyse von religiös-pluralen Raumarrangements an verschiedenen Universitäten (Frankfurt a. M., Hannover, Paderborn, Oldenburg) wurde im Rahmen einer Masterarbeit durchgeführt. Die Autorin arbeitet zunächst die große Varianz zwischen den verschiedenen Modellen mit Blick auf ihre Gestaltung und administrative Aufhängung heraus und konstatiert eine zunehmende ‚Religionisierung‘ im Zuge der Nutzung, vor allem für das islamische Gebet.²⁵ An mehreren Standorten stieß das Vorhaben zur Einrichtung eines Raums der Stille zunächst auf Kritik. Neben prinzipiellen Bedenken zur Unvereinbarkeit von Religion und Wissenschaft²⁶ wurden im Einzelfall Sorgen um den Wegfall studentischer Arbeitsplätze artikuliert.²⁷ Im Zusammenhang mit der muslimischen Nutzung spielten fehlende Waschgelegenheiten und geschlechtergetrennte Gebete an verschiedenen Standorten eine Rolle.²⁸

20 Steinberg, „Haus der Stille“, 157.

21 Galle, Christiane, Ein Freiraum zum Wohle aller. Der neue „Raum der Stille“ an der Universität Göttingen. in: Erne, Thomas/Noss, Peter/Bracht, Christian (Hg.), Open Spaces – Räume religiöser und spiritueller Vielfalt, Kromsdorf/Weimar 2016, 163–172, 164.

22 Galle, Freiraum, 165.

23 Galle, Freiraum, 166f.

24 Galle, Freiraum, 170.

25 Matthias, Stephanie, Räume der Stille an deutschen Universitäten. Eine Verortung der Religion an säkularen Hochschulen?, in: Beinbauer-Köhler/Schwarz-Boenneke/Roth (Hg.), Viele Religionen – ein Raum?!, 123–146, 144.

26 Matthias, Universitäten, 133.

27 Matthias, Universitäten, 138.

28 Matthias, Universitäten, 142.

Der kurze Überblick macht deutlich, dass eine systematische Bestandsaufnahme und Charakterisierung von Räumen der Stille an deutschen Hochschulen derzeit nicht vorliegt und dass sich die vorhandenen Räume stark unterscheiden. Diese Unterschiede betreffen

- die Größe, Lage und Ausgestaltung des Raumes,
- die Verbindung zu Leitthemen innerhalb der Universität (z. B. Internationalisierung, Gesundheit, Diversität) und, damit verbunden, die administrative Anbindung,
- die Gestaltung von Nutzungsordnungen (von juristisch knapp bis zu emphatischen Bekenntnissen zum Pluralismus) und
- die Nutzung der Räume und damit verbundene Konfliktlinien.

In einer ersten Überblicksrecherche, die sich überwiegend auf Universitäten im nord- und mitteldeutschen Raum bezog, konnten wir im Jahr 2020 elf Räume der Stille identifizieren (Bremen, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Hildesheim, Kassel, Lüneburg, Oldenburg, Paderborn, Siegen). Für weitere Standorte wie Mainz und Marburg gab es Hinweise auf (meist muslimische) Initiativen zur Einrichtung eines solchen Raumes.

Wie in der Einleitung angesprochen, bringen Räume der Stille die Frage nach der Rolle von Religionen und Weltanschauungen an staatlichen Hochschulen auf den Punkt. Daher verwundert es nicht, dass nach der öffentlichkeitswirksamen Schließung einiger Räume der Wunsch nach einer *Regulierung* des religiösen Lebens an Universitäten laut wurde. So veröffentlichten die Landeshochschulkonferenz Niedersachsen und das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur im Jahr 2017 eine gemeinsame Empfehlung zu Räumen der Stille.²⁹ Ausgehend von einem wohlwollenden Verständnis religiöser Neutralität werden Räume der Stille dort als „Entspannungsorte“ beschrieben, die auch eine religiöse Nutzung zulassen. Darüber hinaus werden die „Weltoffenheit“ und „die Anerkennung von Vielfalt und Inklusion“ an niedersächsischen Hochschulen hervorgehoben und dadurch als legitime Ziele für die Einrichtung von Räumen der Stille festgesetzt. Diese hätten „grundsätzlich eine andere Funktion als ein ‚Gebetsraum‘“. Eine „vorrangige, insbesondere regelmäßige Nutzung zu bestimmten Zeiten durch bestimmte [...] Nutzergruppen“ sei zu vermeiden und die „Gleichberechtigung der Geschlechter“ zu wahren.

Die Vermutung liegt nahe, dass die zuletzt genannten Regularien eine direkte Reaktion auf die Berichterstattung über die Schließung von Räumen der Stille darstellen, in der die Übernahme eines Raums der Stille durch Muslim:innen und Aus-

29 Landeshochschulkonferenz, Gemeinsame Empfehlung zu „Räume der Stille“, <https://www.lhk-niedersachsen.de/positionen/gemeinsame-empfehlung-zu-raeume-der-stille> (18.05.24).

grenzungspraktiken gegenüber Frauen im Vordergrund standen. Auch der 2017 veröffentlichte „Verhaltenskodex zur Religionsausübung an der Universität Hamburg“ hebt hervor: „Im Raum der Stille wird keine Form der Diskriminierung geduldet. Dazu gehört unter anderem auch die Diskriminierung des weiblichen oder männlichen Geschlechts durch eine geschlechtsspezifische Teilung des Raumes.“³⁰ Direkt im Anschluss heißt es: „Religiöse Feste finden nicht auf dem Gelände der Universität statt. Sie sind auf den ‚Raum der Stille‘ zu beschränken. Der ‚Raum der Stille‘ ist der angemessene Raum für die Gestaltung religiöser Ausdrucksformen“. Hier überwiegt erkennbar die oben angesprochene *protektive Funktionsbestimmung*, die Räume der Stille als Instrument zur Einhegung des religiösen Lebens versteht.

Bei allen Unterschieden scheint die *geschlechtsspezifische Teilung des Raumes* eine verbreitete Sorge zu sein. Stephanie Matthias deutet unterschiedliche Varianten und Umgangsweisen damit an. Diese reichen von der Akzeptanz des geschlechtergetrennten Gebets über seine anhaltende Problematisierung bis hin zu gestalterischen Eingriffen, die den Eindruck der Separierung abmildern.³¹ Auch Rudolph Steinberg berichtet von Diskussionen innerhalb des Kuratoriums, „ob es intervenieren solle, wenn bei einem muslimischen Gebet die Frauen auf die Empore verbannt wurden“.³²

Im Folgenden stelle ich knapp einige Ergebnisse einer Fallstudie zu Praktiken der Separierung im Raum der Stille an der Universität Göttingen vor. Der Raum der Stille in Göttingen verfügt über einen halb-transparenten weißen Vorhang, der den Raum in zwei ungleich große Areale teilt. Eine Aufschrift weist darauf hin, dass der Vorhang beim Verlassen des Raums geöffnet sein muss. Gemeinsam mit einer Kollegin habe ich zwischen dem 05.11.2019 und dem 10.02.2020 eine teilnehmende Beobachtung in dem Raum durchgeführt.³³ Ein zentraler Fokus lag dabei auf dem Umgang mit dem Vorhang. Insgesamt wurde der Raum in dieser Zeit von 150 Besucher:innen genutzt, wobei sich Männer und Frauen die Waage hielten. Der weitaus überwiegende Teil der Besucher:innen (81 %) nutzte den Raum zum islamischen Gebet. Dabei bestand eine gewohnheitsmäßige Aufteilung dergestalt, dass muslimische Frauen ausschließlich das kleinere Areal nutzten, während Männer ihr Gebet in dem größeren Areal verrichteten. In der alltäglichen Praxis war der Vorhang standardmäßig geschlossen, so dass der Raum beim Betreten bereits entsprechend vorstrukturiert war.

Über die passive Beobachtung hinaus bestand unsere einzige *Intervention* darin, den Vorhang zu öffnen, wenn sich kein:e Nutzer:in im Raum befand. Dabei waren

30 Zitiert nach: <https://www.fid.uni-hamburg.de/verhaltenskodex-religionsausuebung-inkl-ausfuehrungsbestimmung.pdf> (22.08.2024).

31 Z. B. ein nicht blickdichter Vorhang, vgl. Matthias, Universitäten, 142.

32 Steinberg, „Haus der Stille“, 157.

33 Ich danke Frederike Dirks, die als wissenschaftliche Hilfskraft die Erhebung maßgeblich mit unterstützt hat. Insgesamt haben wir an 27 Tagen 33 Stunden in dem Raum verbracht und die Wochentage und Tageszeiten variiert, um unterschiedliche Nutzungsprofile erfassen zu können.

es in der Folge in mehreren Fällen Frauen, die – nach höflicher Rückversicherung – den Vorhang wieder zuzogen. Dies deutet darauf hin, dass die geschlechtsspezifische Teilung des Raumes in diesem Fall keine (unmittelbare) Exklusionsgeste durch männliche Nutzer darstellt, sondern einen geschützten Raum für weibliche Nutzerinnen schafft. Dafür spricht auch, dass meine Kollegin sich zu einigen Beobachtungszeitpunkten gezielt im ‚Männerbereich‘ aufgehalten hat, ohne besondere Aufmerksamkeit oder Ansprache zu erfahren. In einer studentischen Befragung von zehn Nutzer:innen brachte eine muslimische Interviewpartnerin allerdings zum Ausdruck, dass sie sich durch die asymmetrische Raumaufteilung diskriminiert fühle. Indes wird auch hier nicht die Separierung an sich problematisiert, sondern nur die ungleich großen Areale. Andere Nutzerinnen wünschten sich, der Vorhang möge blickdichter sein, während wieder andere feststellten, die Transparenz gebe ihnen ein Gefühl von Kontrolle.

Anders als in der Berichterstattung suggeriert und anders als im Frankfurter Fall handelt es sich hier also nicht um eine aktive Ausgrenzung von Frauen durch Männer, sondern um eine beidseitig weitgehend akzeptierte Separierung, die auf der geteilten Norm eines geschlechtergetrennten Gebets beruht. Natürlich kann man die fraglose Akzeptanz dieser Separierung und insbesondere der räumlichen Schlechterstellung der Frauen problematisieren, zumal der Raum (anders als etwa Moscheen beim Freitagsgebet) zu gleichen Teilen von Frauen und Männern genutzt wird.

Fazit: Räume der Stille im Kontext von Sakralraumtransformation

Die zentralen Ergebnisse des Beitrags lassen sich wie folgt zusammenfassen: Obwohl zahlreiche Hochschulen in Deutschland Räume der Stille unterhalten und wenngleich Räume der Stille an Universitäten im Jahr 2016 im Rampenlicht der Aufmerksamkeit standen, steht eine systematische Erfassung und vergleichende Analyse noch aus. Die wenigen bestehenden Beiträge und erste Recherchen verweisen auf eine enorme *Heterogenität* dieser Räume mit Blick auf a) ihre Größe, Lage und Ausgestaltung, b) ihre Anbindung an größere Themen der Hochschul-Governance (z. B. Internationalisierung, Gesundheit, Diversität) und die administrative Aufhängung, c) die Gestaltung von Nutzungsordnungen sowie d) die Nutzung der Räume und damit verbundene Konfliktlinien. Zugleich zeigen sich einige Übereinstimmungen, etwa die Spannung zwischen dem säkularen Funktionszweck „Entspannung“ und einer überwiegend religiösen Nutzung, die Herausforderung, spirituelle Erfahrungen ohne vertraute religiöse Symbole zu evozieren sowie Auseinandersetzungen über eine Geschlechterseparierung für das islamische Gebet. Dabei scheint der Betrieb trotz dieser Spannungsfelder alles in allem eher konfliktarm zu verlaufen. Wo Kon-

flikte entstehen, ist das Bemühen erkennbar, diese ganz im Sinne des universitären Rahmens intellektuell zu bearbeiten.

Im Hintergrund dieser konkreten Beobachtungen steht dabei das allgemeinere Thema der *Religionssensibilität von Hochschulen und anderen öffentlichen Einrichtungen* in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften. Abseits von religionsverfassungsrechtlichen Fragen der Sicherung der negativen und positiven Religionsfreiheit changiert der organisationspraktische Diskurs häufig zwischen den Polen ‚Ganzheitlichkeit‘ und ‚störungsfreier Vollzug‘. Der störungsfreie Vollzug betont das Eigenrecht der spezifischen Funktionsbestimmung der Organisation (z.B. Forschung und Lehre). Demgegenüber legt Ganzheitlichkeit den Akzent auf die Synergien, die sich aus der Verschränkung unterschiedlicher Funktionssysteme ergeben und letztlich dem Organisationszweck zugutekommen können.

Zugleich ist die gesellschaftliche *Funktionsbestimmung von Universitäten* selbst ständig in Bewegung: Wo Forschung kooperativ betrieben (z.B. als ‚Citizen Science‘) oder aktivistisch interpretiert wird oder aber Wissenstransfer und ‚Third Mission‘ als universitäre Aufgaben gestärkt werden, sind Bildungseinrichtungen gehalten, sich expliziter mit sozialen Konfliktlagen auseinanderzusetzen und sich gegebenenfalls zu positionieren. Pressemeldungen von Universitäten und Positionspapiere verschiedener Fachgesellschaften zu den Terrorangriffen der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 und der darauffolgenden militärischen Intervention in Gaza machen deutlich, dass Hochschulen nicht nur Orte der Wissensproduktion, sondern Arenen bzw. Labore der gesellschaftlichen Auseinandersetzung sind. Dabei legen empirische Studien zum Umgang mit religiöser Diversität in Flüchtlingsunterkünften den Schluss nahe, dass gerade die Zunahme nicht-christlicher Religionen tendenziell mit einer restriktiveren Lesart von Religionsneutralität einhergeht. Im Hintergrund steht möglicherweise eine „diversitätsinduzierte Verunsicherung“ der verantwortlichen Akteure infolge fehlender Religionskompetenz.³⁴

Schließlich, aber nicht zuletzt, sind Räume der Stille auf unterschiedlichen Ebenen hochrelevant für das Thema *Sakralraumtransformationen*. Zum einen stehen und entstehen sie selbst oft genug durch Umnutzung: Eine im Kontext der umgebenden Organisation funktionale Räumlichkeit wird bewusst aus dem bestehenden Funktionsprogramm herausgelöst, um nunmehr einen „Kontrapunkt“ dazu zu bilden.³⁵ Indem

34 Nagel, Alexander-Kenneth, Das Ringen um religiöse Diversität in Flüchtlingsunterkünften: Restriktion, Simplifizierung, Externalisierung, in: Zeitschrift für Evangelische Ethik 64 (2021), 170–184, 181 f.

35 Bloch, Alina, Rekreation – Wertschätzung – Glaube. Räume der Stille an Schulen und ihre funktionale Ausdifferenzierung, in: Beinbauer-Köhler/Schwarz-Boenneke/Roth (Hg.), Viele Religionen – ein Raum?!, 101–122, 118.

die Organisation auf diese Weise ihre eigene Utopie inkorporiert und zugleich einen Raum für individuelle Transzendenzerfahrungen schafft, wird ein vormals profaner Raum sakralisiert. Aber es geht auch konkreter: So werden Kapellen in konfessionellen Krankenhäusern zum Teil in Funktionsräume umgewandelt und insofern profanisiert, weil etwa die halbrunde Anlage so gut für den geplanten Kreissaal passt. Oder aber sie werden zu Räumen der Stille umgestaltet und dadurch religiös entgrenzt. In diesem Fall werden die Räume selbst zu Orten der Grenzarbeit zwischen unterschiedlichen religiösen Traditionen, aber auch zwischen religiösen und nicht-religiösen Formen der Transzendenz.

Agnieszka Halemba

Considering a place of religion in secularity

Garrison Church in Potsdam and Reconciliation Chapel in Berlin

Only a few of the city churches that were demolished between 1947 and 1987 on the territory of the German Democratic Republic (GDR) have been rebuilt to date. There is also no doubt that those that have been restored were not erected because of a lack of space for Christian worship in East German cities. On the contrary, the number of members of the EKD and the Catholic Church has steadily declined, and of those who still pay church tax, many do not attend services.¹ Churches such as the *Frauenkirche* in Dresden or the University Church and the Aula (*Paulinum*) in Leipzig were rebuilt despite low numbers of worshippers and for reasons far beyond the practical need for worship spaces.²

Yet religious communities, religious symbols, and religious practices play an important role in each of these restored buildings. Christian symbolism is present and religious services are held within their walls and are considered crucial aspects of the functioning of these places, which also perform a range of other practical and symbolic functions. In this article, I will not focus on the controversies and debates concerning whether and how these churches should be rebuilt; instead, I will emphasize the question of the role of religious communities and religious symbols in the network of different actors involved in reconstruction initiatives: What are their roles? How are religious practice and symbolic power present in such places? Who lobbies for their presence and what purposes do they serve?

This article is based on ethnographic research conducted at two sites, where churches have been constructed after the previous buildings were blown up during the GDR era. I will briefly outline the *modus operandi* of the religious communities at the Garrison Church in Potsdam and the Reconciliation Chapel at the Berlin Wall Memorial and show how the architecture of both places closely corresponds to the divergent

1 Ahrens, Petra-Angela, *Kirchenausstritte seit 2018: Wege und Anlässe. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativbefragung*, Vol. 1, Baden Baden 2022.

2 James, Jason, *Undoing trauma: reconstructing the Church of Our Lady in Dresden*, in: *Ethos* 34 (2006) 2, 244–272; Middell, Matthias/Schubert, Charlotte/Stekeler, Pirmin, *Erinnerungsort Leipziger Universitätskirche: eine Debatte*, Leipzig 2003; Mayer, Thomas, *Die Universitätskirche und das Paulinum. Eine journalistische Chronologie über den Neubau am Augustusplatz in Berichten, Kommentaren und Interviews 1992–2016*, Leipzig, 2016; Groop, Kim, *Undoing GDR Iconoclasm: The Return and Interpretation of a Spiritual and Academic Heritage through the Building of the Paulinum in Leipzig*, in: *Church History* 88 (2019) 4, 1013–1038; Häder, Michael/Kretzschmar, Gerald, *Die ‚Religion‘ der Dresdner Frauenkirche, Empirische Befunde zur Bindung an ein schillerndes Phänomen*, in: *International Journal of Practical Theology* 9 (2005) 1, 4–24.

ways in which the religious communities on those two sites operate. The study on which this article is based, has been conducted since 2020 as part of the research project funded by the National Science Centre in Poland and focused on the significance of religious buildings in the secularised context of Eastern Germany.³ The project is composed of three case studies. Firstly, there is research concerning the renovation and sustaining of village churches in the central and northern part of Brandenburg.⁴ The second case study concerns the initiative of rebuilding the Garrison Church tower in Potsdam.⁵ These two studies are conducted primarily by the author of this article. The third case study is conducted by Piotr Winiarczyk, a student from the University of Warsaw, and concerns the activities of the Reconciliation parish at the Berlin Wall Memorial at Bernauer Straße.

The aim of the project is, among others, to investigate how and for what purpose various actors use and point towards religious symbols, materiality, theological concepts, organisations, and communities; besides, the project focuses on strategies that religious actors adopt in the context which may be called post-secular with Ingolf Dalferth.⁶ He uses this term differently than many works in sociology, religious studies, or anthropology of religion.⁷ For him, this term is chiefly descriptive and not analytical or methodological. According to Dalferth, it should not be used in reference to those situations where religion has an increased or important position in society, returns to public space, or receives recognition from secular actors. Instead, he advises to use it to describe the opposite – namely situations where religion loses relevance. While a secular approach means an active stance toward religion, rooted in differen-

3 National Science Centre grant number NCN OPUS 2019/33/B/HS3/02136.

4 Halemba, Agnieszka, *Postreligijne i niereligijne wykorzystanie budynków kościelnych na przygraniczu polsko-niemieckim*, in: *Etnografia Polska*, 63 (2019) 1/2, 5–22; Halemba, Agnieszka, *Whose church is it? The nonreligious use of religious architecture in eastern Germany*, in: Bogumił, Zuzanna/Yurchuk, Yulia (Hg.) *Memory and Religion in Postsecular Perspective*, Routledge 2022, 308–325.

5 Halemba, Agnieszka, *Religious, Nonreligious and Faith-based Activism in the Re-building of the Garrison Church in Potsdam*, in: *Religion, State & Society*, 51 (2023) 1, 49–64; Halemba, Agnieszka, *Church Building as a Secular Endeavour: Three Cases from Eastern Germany*, in: *Religions* 14 (2023), online; Halemba, Agnieszka, *Reconciliation and its (Mis)uses – Rebuilding the Garrison Church in Potsdam*, in: De Jong, Ferdinand/Mapril, José (Hg.), *The Future of Religious Heritage. Entangled Temporalities of the Sacred and the Secular*, Routledge 2023, 87–109.

6 Dalferth, Ingolf, *Post-secular Society: Christianity and the Dialectics of the Secular*, in: *Journal of the American Academy of Religion* 78 (2010) 2, 317–345.

7 Lubańska, Magdalena, „Ani kapłani, ani błażni”. Odsłony zwrotu postsekularnego w antropologii, in: *Slavia Meridionalis* 20 (2020), 1–30; Beckford, James A., *SSSR Presidential Address. Public Religions and the Postsecular: Critical Reflections*, in: *Journal for the Scientific Study of Religion*, 51 (2012), 1–19; McLennan, Gregor, *The postsecular turn*, in: *Theory, culture & society* 27 (2010) 4, 3–20.

tiating between religious and secular spheres,⁸ post-secular society is the one, where no stand on matters of religion has to be taken. This is because, according to Dalferth, in post-secular society religion is irrelevant to the social self-understanding. Although individual people can be religious, religious organisations can function, or even the state could have official and regulated relations with them, religion remains irrelevant to the self-definition of society and its identity. Therefore, post-secular states do not bother to describe relations between themselves and religion – it does not matter for their operation and self-definition. Dalferth suggests that in this sense the term could be used to describe several European states, including Germany.

In my other work,⁹ I used the term “confident political secularism” also in reference to the situation in the eastern part of Germany. If after *Berlinerblau*¹⁰ “political secularism” is a kind of political philosophy and practice in which the secular grants itself the right to unilaterally define the rules of the relationship between secular and religious, “confident political secularism” can be used to describe those situations where the main principle of subjugating the religious to the secular in the defining process seems to go unquestioned by all public actors – religious, secular, or non-religious. In “confident political secularism”, religion occupies a clearly subjugated but fairly neutral position; it is a subject of decisions and discussions taking place in the public sphere, where religious actors can also participate, but where the dominance of secular governance is accepted and goes unquestioned. Religion and religious organisations are not seen as being in competition, in opposition, or in the position of dominance with regard to the secular actors, and they are not seen as a threat. They are mainly seen as irrelevant, in the sense suggested by Dalferth.

However, the fact that religion is deemed irrelevant does not mean it is gone. On the contrary, religious organisations exist, lay claims to certain spaces and areas of life and are mobilised by state actors to fulfil certain tasks. Religious communities and organisations possess tools and skills that can be used by secular actors, both state and non-state, to advance various agendas, going beyond the needs and goals of religious organisations and groups themselves. Theological concepts, specific narratives, rituals, and materiality do not disappear because we are in a post-secular situation in Dalferth’s sense. The reconstructed or newly constructed churches in the places of those blown up in the GDR times are very good examples of those processes, in which the religious is mobilized for a variety of purposes; on the other hand, however, the religious also has to find a place and role for itself.

8 Asad, Talal, *Formations of the Secular: Christianity, Islam, modernity*, Stanford 2003.

9 Halemba, *Church Building*, 287.

10 *Berlinerblau*, Jacques, *Political Secularism*, in: Zuckerman, Phil/Shook, John R., *The Oxford Handbook of Secularism*, New York 2007, 85–102.

Garrison Church in Potsdam

The Garrison Church in Potsdam was built between 1730 and 1735 by Friedrich Wilhelm I, the “Soldiers’ King”, for his court and soldiers.¹¹ The architect of the church was Philipp Gerlach, who designed many famous buildings in Berlin and Potsdam. It was important for the celebration of Prussian military victories, but also city events such as the first meeting of an elected city council in 1804 and many others. This church was clearly a place where state and religion went hand-in-hand. In discussions around the rebuilding, the most often evoked day is the 21 March 1933 (*Tag von Potsdam*), when the festivities related to the opening of the new German parliament, with Adolf Hitler as the new chancellor, took place in Potsdam, partly inside and in front of the Garrison Church. The contrast between the vision of this church as a monument of Baroque architecture and its perception as central to Prussian and also National Socialist militarism is very evident if we compare the covers of two important books on the history of this church: Andreas Kitschke’s *Die Garnisonkirche Potsdam. Krone der Stadt und Schauplatz der Geschichte* (2015) and Matthias Grünzigs, *Für Deutschtum und Vaterland. Die Potsdamer Garnisonkirche im 20. Jahrhundert* (2017). While on the cover of Kitschke’s book, we see a majestic, serene Garrison Church, surrounded by trees, an architectural monument in its glory, on the second cover, the Garrison Church is a background silhouette, while the main scene is occupied by the marching military troops.

Interesting is also the cover of the third book on the history of the Potsdam Garrison Church, written by Anke Silomon, *Pflugscharen zu Schwertern – Schwerter zu Pflugscharen: Die Potsdamer Garnisonkirche im 20. Jahrhundert* (2014). Here we see the ruins of the Garrison Church, which draws attention to its post-war fate and directly relates to the idea of its reconstruction, which is currently underway. The church was gravely damaged during the bombing of Potsdam in April 1945. However, although it was not possible to use the main church corpus after the war, a religious community of the Holy Cross prepared a small chapel in the church tower and used it for many years for religious services.¹² The ruins stayed in the city centre until 1968, when they were blown up in two steps in May and June. Shortly afterwards, a major city street and a new modern concrete building were erected on the

11 Kitschke, Andreas, *Die Garnisonkirche Potsdam. Krone der Stadt und Schauplatz der Geschichte*, Berlin, 2015; Silomon, Anke, *Pflugscharen zu Schwertern – Schwerter zu Pflugscharen. Die Potsdamer Garnisonkirche im 20. Jahrhundert*, Berlin 2014; Gass, Karl, *Der Militärtempel der Hohenzollern. Aus der Geschichte ‘unserer lieben’ Garnisonkirche zu Potsdam*, Das Neue Berlin, Berlin, 2000; Grünzig, Matthias, *Für Deutschtum, Reich und Vaterland. Die Potsdamer Garnisonkirche im 20. Jahrhundert*, Berlin 2017.

12 Kitschke, *Garnisonkirche Potsdam*; Colla, Marcus, *Memory, Heritage and the Demolition of the Potsdam Garnisonkirche 1968*, in: *German History* 38 (2020) 2, 290–310.

spot, where the Garrison Church used to stand, clearly an act aimed at removing its presence from the city landscape.

The initiative to rebuild the Garrison Church has complex roots and history. As the rebuilding itself is not the main theme of this article, it suffices to say that it was initiated neither by a local religious community nor by the church organization, in this case *Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz* (Evangelical Church of Berlin, Brandenburg and Silesia-Upper Lusatia – in short: EKBO). Instead, the main impulse, accepted at that time by the city council of Potsdam, came from the *Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel* (Traditional Association of the Potsdam Carillon – in short: TPG), a society formed by a group of professional soldiers devoted to the protection of Prussian military traditions. They approached the EKBO and the Potsdam city council with their idea to rebuild the church, but they indicated that this should be a place where religious work with military personnel takes place. The TPG required from the Church a legally binding renunciation of such practices as church asylum, blessings of homosexual couples, and preaching feminist theology, as well as counselling conscientious objectors to military service.¹³

This request was rejected by the EKBO, and TPG was gradually removed from the reconstruction discussion and process. The rebuilding was carried forward anyway, with the support of various bodies and people on different levels of politics, church, and civil involvement. In 2001, the first Concept of Use for the future building was prepared by the working group initiated by EKBO. In 2004, the future Garrison Church was invited by the former Bishop of Coventry, Paul Oestereicher, to become part of the international Cross of Nails community¹⁴. In 2006, the Supporting Society for the Rebuilding of the Garrison Church in Potsdam (*Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche Potsdam e.V.* – in short: FWG) was established, and in 2008, the Garrison Church Foundation (*Stiftung Garnisonkirche Potsdam* – in short: SGP) became the body responsible for the rebuilding. In 2011, a temporary chapel behind the building site as a home to a small Cross of Nails religious community was erected. Finally, the rebuilding itself started in 2017, and the tower was finished in 2024.

From the very beginning and until today, the initiative to rebuild the Garrison Church evokes strong opposition. The military significance of this church for Prussia

13 Chronologie des Wiederaufbaus, <https://lernort-garnisonkirche.de/chronologie-des-wiederaufbaus/> (31.05.24).

14 The Cross of Nails network originated in Coventry after its cathedral was destroyed by German bombs in 1940. The Provost Richard Howard committed not to seek revenge, but to strive for reconciliation. After the war, he had the words 'Father Forgive' inscribed on the wall behind the altar of the ruined cathedral. The Cross of Nails was created by joining three carpenter's nails from the roof beams of the old cathedral and placed above the high altar in the new cathedral built next to the ruin. Coventry is at present a centre of an international reconciliation ministry, with the Cross of Nails as its most recognizable symbol.

and also Nazi Germany are most often evoked by the opponents of its rebuilding. However, some supporters of rebuilding are claiming that the restored church will make both sides of the Prussian past visible – the cultural (through the beauty of architecture) as well as the military and oppressive. Without this church, the argument goes, Prussia is presented in Potsdam exclusively through beautiful palaces and gardens, which can facilitate naïve nostalgia, hiding the controversial aspects of the Prussian past. Garrison Church makes them visible.

Equally important is the aesthetic argument. Potsdam had been a city of residence of Prussian kings, but many 18th and 19th century buildings in the city centre were either destroyed in 1945 or desolated during the GDR times. In October 1990, the Potsdam city council decided that a “cautious re-approximation to the city’s characteristic, evolved historical cityscape”¹⁵ was to take place. In practice, this meant that the urban landscape from before the bombardment of Potsdam in 1945 should guide the plans for the city centre development in the future. Garrison Church is a part of this development, but for it to be rebuilt, some infrastructure built during the GDR times would have to be removed. Most importantly, the conflict focuses on the building of a Data Centre (*Rechenzentrum* – in short: RZ). Presently, the reconstructed church tower is built so closely to the RZ that the two buildings almost blend into each other to form a single unit incorporating very different architectural styles. Obviously, such a modernist-baroque hybrid does not satisfy the expectations of those who specifically value a return to baroque aesthetics in the reconstruction of the city.

There are also other points of contention: one of them is the amount and sources of funding, another the decision-making process accompanying various phases of the project, or even controversies related to the East-West debates in Germany. There are arguments related to the alluded elitism of the project, as well as pragmatic arguments related to the fact that the RZ is currently being used intensively as the headquarters of many independent artists and non-governmental organisations and associations.¹⁶ There are concerns about whether they will find a suitable home elsewhere in the city.¹⁷ The debate on the pragmatic side of the project also concerns how the building is and ought to be used in the future. And while the issue of religion was hardly present at all in the aforementioned discussion points, it comes to the fore here.

15 Landeshauptstadt Potsdam, Neugestaltung, <https://www.potsdam.de/de/seit-1990-neugestaltung-als-brandenburgische-landeshauptstadt> (31.05.24).

16 Rechenzentrum, <https://rz-potsdam.de/> (31.05.24).

17 A so-called Kreativ Quartier (<https://kreativ-quartier-potsdam.de/>) is currently being built in close proximity to the RZ and the reconstructed church, where a number of artists and other organisations are expected to be based when the RZ ceases to exist; however, these plans raise many doubts among RZ users.

The rebuilding of the tower of Garrison Church in Potsdam started officially on the 29.10.2017 with a religious service at the building site. The Garrison Church Foundation, the official contractor for the building, is an independent but church related organisation. Representatives of the EKBO take part in its supervisory and executive boards, and of course all important stages in the building process are accompanied by religious services. In this sense, religion is present at this site, accompanying important moments through providing a ritual form for them.

There is also a religious community. Since 2019, when I began to observe the activities around the Garrison Church reconstruction regularly, the relationship between important actors such as FWG and SGP and this religious community changed several times, but invariably the latter has remained a weaker partner. On the one hand, it was the religious community that was entrusted in the early years with translating into action the three basic conceptual pillars of the future work in the rebuilt church (or tower): Remembering History, Learning Responsibility, and Living Reconciliation.¹⁸ There was a pastor and a religious community, that would organise events related to those themes. The activities intensified after Cornelia Radeke-Engst started as a pastor in 2012.¹⁹ Until her retirement in 2021, this community organised all kinds of events, many of which had reconciliation as a theme. They tightened the relations with the International Cross of Nails Community, introducing the Litany of Reconciliation into the weekly Prayers for Peace and many other events. This link to the internationally recognised network was supposed to contribute to the positive image of the place and the rebuilding initiative in general.

And yet, as Cornelia Radeke-Engst stated in many interviews given after her retirement²⁰, the work of the religious community was often ignored by the media and went unnoticed by the general public. The main debate concerning the Garrison Church focused on the conflict regarding the architectural shape of the future building and financial support. In my opinion, the pastor was right to notice that the efforts of the religious community went largely unnoticed. Moreover, the members of the religious community on many occasions expressed a feeling that their presence and needs are not given due attention by the nonreligious supporters of the rebuilding. On the

18 Betriebs- und Nutzungskonzept für den Turm der Garnisonkirche Potsdam, <https://www.mitte-schoen.de/wp-content/uploads/2021/03/Nutzungskonzept-ANSICHT.pdf> (20.05.2026).

19 Veranstaltungen Nagelkreuzzentrum an der Garnisonkirche Potsdam seit 2014, Pfarramt der Nagelkreuzkappelle Garnisonkirche Potsdam 2019. From March 2023, the duties of the pastor were taken over by Jan Kingreen, who seems to have a rather different vision of the religious presence in the tower of the Garrison Church than his predecessor. This article, however, is based on materials collected before he took over as a pastor.

20 Interview Märkische Allgemeine Zeitung: Pfarrerin Cornelia Radeke-Engst im Abschieds-Interview: „Das Nagelkreuz ist der Kompass“ <https://www.maz-online.de/lokales/brandenburg-havel/pfarrerin-cornelia-radeke-engst-im-abschieds-interview-das-nagelkreuz-ist-der-kompass-PEDTDQZMXMNTK2MDVZLOO5QSWM.html> (31.05.24).

one hand, they were given the extremely important task of filling the initiative and the future building with content, not only a religious one; on the other hand, their influence on construction decisions was relatively weak.

It is also significant that the representatives of the religious community were not invited and did not take part in the dialogue initiated in 2020 by the mayor of Potsdam, which included group actors involved in the disputes regarding rebuilding.²¹ After the pastor's retirement and reshuffling of power relations between FWG and SGP in 2021 (details of which go beyond the scope of this article), the significance of the religious community diminished even more as most events in the temporary chapel as well as educational work started to be organised by FWG and SGP. This was visible very clearly during an event organised in the chapel in June 2023, which was a podium discussion between Martin Sabrow, a former Director of the Centre for Contemporary History in Potsdam, and Nikolas Bernau, architecture critic and journalist from Berlin. The event's title was "Toxic Stones", and the questions concerned whether the building is predestined to be rooted in its difficult past. Both speakers asked during this event: Is this even a church? Nikolas Bernau gave an example of *Frauenkirche*, stating that this rebuilt edifice is clearly a church, devoted to religious worship but also to touristic and memorial functions. It was not clear for the speakers whether religious worship would also have a place in the rebuilt church (or tower) in Potsdam.

Although the temporary chapel and the future church might not be the most active places in terms of religious worship, one cannot say that religious symbols, concepts, and ideas play no role in the rebuilding process. Until recently,²² they were however subjugated to the very idea of rebuilding the Garrison Church as a part of baroque Potsdam. The very inclusion of the initiative in the Cross of Nails network, even before the establishment of a functioning religious community at the site, shows that initiatives and ideas that have their origin in religious impulses are important for this project as pathways enabling legitimization.

This is evident, for example, in the discussion regarding the place of the physical Cross of Nails in the future building. After the acceptance by the Cross of Nails network, there was some talk about whether this particular cross should be placed on the steeple of the church. However, this idea was abandoned rather quickly; officially at the request of the Cross of Nails network itself, but it seems that it was also due to pressure from people who want the church tower (and the church as a whole) to be rebuilt in its original form, i.e. with the tower surmounted not by a cross, but by a crown and eagle – symbols of the Prussian kings.

21 Halemba, Activism.

22 As mentioned above, there are some important changes taking place since the appointment of a new pastor in March 2023.

There is also the concept of reconciliation itself, as one of the ideas guiding the activities undertaken at the site. As I have shown elsewhere²³, the theological notion of reconciliation was used here post factum as a legitimisation of a project that, at its root, had little to do with the need for and process of reconciliation. I do not want to suggest that no work was done in the provisional chapel under the umbrella of reconciliation; on the contrary, many meetings were organised in which the idea of reconciliation was central. However, the overall impression remains: religious concepts, materiality, and symbols are, in the case of the Garrison Church, subservient to the idea of reconstruction, pursued, in my opinion, mainly for aesthetic reasons. Religion is subordinated to secular goals, and religious individuals and organisations have little influence on decision-making processes.

On many occasions I have witnessed members of the parish community expressing their concern and determination that the needs of the group as a religious community should be taken into account in the planning process. They understand that for many of the supporters of this development, the church building is important for reasons that go far beyond religious use. The religious community is there because of the very materiality of this building, and also because religion enables certain avenues that facilitate the justification and social acceptance of this project.

Chapel of Reconciliation at Bernauer Straße

The situation at the second of our field-sites looks very different indeed. Although the Berlin Wall Memorial is full of religious symbolism, was erected partly on church grounds, and has historical and present links to active religious communities located nearby or onsite, those religious dimensions do not dominate the perceptions of visitors and tourists, who are interested primarily in the history of the Berlin Wall. The Berlin Wall Memorial is perceived as a site of secular memorialization, with a focus on a divided city and victims of Communist violence. The materiality linked to religion is present, but it fades to the background. The religious community, however, has had an important role in establishing and maintaining what appears at first sight to be a secular site of remembrance. The religious community is both hardly visible and at the same time a driving force behind the daily operation of the site.

When the Berlin Wall was built in 1961, the neo-Gothic Church of Reconciliation was trapped in the middle of a guarded border strip. It was closed to believers for more than 20 years and used only by border guards, until it was blown up and removed in 1985. After the fall of the Berlin Wall, the land on which the church had stood was

23 Halemba, Reconciliation.

returned to the parish of Reconciliation, located then in the western part of the city. Its pastor, Manfred Fischer, was instrumental in establishing this site not only as a religious place, but more importantly as a memorial site.²⁴ He wanted a place to commemorate the Berlin Wall and its victims, but at that time, he had to push through a lot of opposition from those, who wanted the Wall, as a symbol of division of Germany, to disappear completely.

Moreover, there was also some opposition from another parish, St. Sophia, whose cemetery was previously located on the territory of the death strip. In 1961, during the construction of the Wall, exhumations were carried out and part of the cemetery was moved towards the south. After the fall of the Wall the pastor of the St. Sophia parish wanted to reclaim the site. A dispute ensued between the two pastors, which was acted out on the materiality of the site. Some elements of the wall had been moved in 1997 by machinery hired by the St. Sophia parish, but as soon as pastor Fischer saw them working, he blocked further demolition. St. Sophia parish had to give up on its claims, but the pieces did not return to their place. They now form a part of the Memorial accompanied by a plaque on which the inscription reads: "In 1997, St. Sophia Parish tore out two sections of the Berlin Wall in a place where, presumably, mass graves from the Second World War were located".

The break in the Wall was replaced with steel bars to mimic the continuity of the wall. This helped to alleviate another conflict, this time with the St Lazarus Deaconry House, whose windows overlook Bernauer Straße. The fall of the Wall meant that the inhabitants could finally get rid of the Wall blocking the view. The metal bars give a feeling of the wall continuing, but do not take away the view of the greenery of the Berlin Wall Memorial. The decision on how exactly the bars should look like was meticulously thought out by Pastor Fischer. Standing in front of the bars, one can see what is on the other side. The distance between one bar and the other allows you to pass freely from one side to the other, but when you stand at the concrete wall and look toward the bars, the perspective makes them form one surface and merge with the concrete wall.

In 1999, a Documentation Centre was opened in the Reconciliation parish house, that for several years previously had been used as a chapel. A year later, a separate new Chapel of Reconciliation was consecrated. In the meantime, the Berlin Wall Memorial as a site of remembrance was being established, and this process was influenced by suggestions of various religious communities and their pastors. Religious actors were from the very beginning at the centre of establishing the memorial site, but their presence is not too overtly marked in the material structures.

24 Harrison, Hope M., *After the Berlin Wall: Memory and the Making of the New Germany. 1989 to the Present*. Cambridge 2019, 478.

In this respect, the Chapel of Reconciliation is a very interesting architectural structure. Few people perceive its external shape as unambiguously ecclesial; above all, the chapel has no tower and the cross is only visible on the façade in a way that makes it appear as a mere play of shadows. The original cross from the tower of the blown-up neogothic church lies on the ground near the chapel. It was bent and damaged as a result of the fall, and left on the ground as memorialization of the destruction. The new oval building is made of clay mixed with debris from the old blown up church as well as soil from the death stripe of the Wall and is enclosed by an openwork wooden structure. It gives the impression of a lightweight construction and blends into the surroundings rather than dominating them. The chapel is placed where the Reconciliation Church used to stand but its dimensions are much smaller; the ground plan of the old church is marked around the chapel with a metal outline delineating the church square. Inside the chapel hangs a woodcut with the scene of the Last Supper, which bears many traces of damage. It was decided to leave the damage as it is, without repairing it, again, to commemorate the destruction.

The pastor and the religious community have important roles at the Wall Memorial: the pastor doubles as a guide at the site, and the parish members are responsible for commemorative events that take place regularly. Many parish activities are focused on places and issues that are not straightforwardly recognised as religious; moreover some active members of the parish and many of those who take part in parish-organised activities are declared nonbelievers. To give an example: behind the chapel is a community garden. To receive a plot, one does not have to be a church or parish member. However, the pastor and religious members explicitly say that this is the place where, for them, the most important form of religious activity takes place: bringing people together. The pastor even uses the term “church” while talking about the garden. At the same time the garden is a place of memorialization – in a similar way as the walls of the chapel re-worked the debris and the suffering from the death stripe, the work in the garden includes involvement with the soil from the death stripe, which is in this way reworked and directed towards the future. There is also a unusual cross placed in the garden – it is indeed a piece of natural wood only roughly shaped like a cross. Those who want to recognise the cross in it can easily do it, but others can see just a nice piece of wood in it. The pastor said that it was selected on purpose and after a long search, as a symbol bringing together everyone, who visits the garden for rest and a feeling of community, regardless of their religious belonging.

Even more significantly, the secular administration of the Berlin Wall Memorial actively invites religious actors not only to participate but to have a decisive voice in what happens at the site. Some employees of the memorial centre are members of the parish, and some took Church membership although they are declared nonbelievers.

Religious and secular life are intertwined and religious materiality melts smoothly into the secular space.

Conclusions

The difference between the rebuilding processes and the materiality of the Garrison Church and the Berlin Wall Memorial is striking. At the latter site, primarily commemorating the division of Germany and its victims, the original church has not been rebuilt, but the religious community is more influential in shaping commemorative practices than in Potsdam, where the church in its “original” form is being rebuilt. Both cases are, of course, driven by broader political issues and power relations. More specifically, in each case, religion is mobilised by secular actors to alleviate tensions and frictions occurring in the political field. However, it is mobilised in very different ways. In the case of the Berlin Wall Memorial, the initial reluctance of many actors to mark and commemorate the division of the city and the existence of two parts of Germany was counterbalanced by the actions of religious actors, who then took on the role of invisible managers and organisers consistently remaining in the background and creating space for secular commemorative practices. In this case, the religious materiality is modest and hidden, blending into the surroundings. The space is saturated with symbolism and oriented towards the commemoration of the Wall and its victims. There is no church tower, no conspicuous cross, and the meeting place of the religious community becomes the garden behind the chapel building, where diversity, including religious diversity, is accepted and accommodated.

In the case of the Garrison Church, the materiality of the church is the most important issue debated in the city and beyond. The church as a building is exposed – the tower of the Garrison Church is intended to be a landmark, significantly redefining the city skyline. It is visible and this visibility is its main function. However, the religious community is not the guiding force behind the activities on this site, although it does have an important function. Usually, discussions about the presence of religion in the public sphere concern the rights of religious communities and entities to be treated as equal participants. Here we are dealing with a different but no less important situation: religious elements are mobilised by non-religious actors.

Both the parish established at the Garrison Church tower in Potsdam and the Reconciliation Parish on Bernauer Straße in Berlin are part of the international Coventry Cross of Nails network and are explicitly dedicated to reconciliation. Both parishes are situated in places that are important for commemoration processes and both are connected to difficult parts of German history. Both are located on sites where previous church buildings or their remains were blown up during the GDR

era. At the same time, there is a different constellation of secular-religious entanglements and power relations associated with the reconstruction process of both; there is a very different materiality at the two sites; there is a difference in the way the two parishes operate on the ground; and there is a difference in commemoration strategies.

One can safely say that all cases of churches rebuilt after being demolished during the GDR times are different, e.g. the *Frauenkirche* in Dresden serves primarily as a religious site, with relatively little space devoted to memorialisation. The case of the University Church/Aula *Paulinum* is different again. From the beginning, the very fact of rebuilding a church within the space occupied by a secular and state-sponsored university was contested and criticised from a point of view of secularism understood here as a doctrine of separation between the state and the church, also in organisation of space.²⁵ The present operation of the University Church and Aula is based on the principle of separation between religious and secular use.²⁶ The choir room is full of clearly religiously connoted artefact from the original building, and can be separated from the main nave/aula by a glass door and a screen, that, if used, blends out the more obvious religious symbols almost completely. The nave is painted white, with possibilities of various and changing illuminations, which makes the main part of the church into a projection screen, on which various uses can temporarily imprint their marks. What is even more interesting is that elements of the original church interior are only placed in the choir section, where the religious users have to take into account the requirements of conservation with regard to these elements when planning the use of the space. In the *Paulinum*, the situation is clear: the main user and owner of the space is the university, making all the decisions concerning this space. Even the organisation of the entrance to the building is significant – tourists wishing to visit the church must pass through a side door leading to the university lobby, which contrasts the expected religious character of the building. Among various users, there seems to be an acceptance of the need to separate the secular from the religious, which may be due to the nature of the discussions that took place in the initial phase of the debate concerning the potential restoration of the church. This makes the *Paulinum* situation very different from the two cases discussed in this article – the Garrison Church in Potsdam seems to be dominated by non-religious interests; the Berlin Wall Memorial, on the other hand, the interpenetration of secular and religious actors, symbols, and spaces seem to be taken for granted.

It is not my purpose to evaluate the activities of this or that community. After all, their *modus operandi* does not derive directly from the desires of their members or from how a given pastor understands the role of religion in the contemporary world.

25 Middell/Schubert/Stekeler, Erinnerungsort.

26 This part of the text is based on the presentations of the TRANSARA Workshop in Leipzig in February 2023.

There are many broader socio-political issues in which a given project and thus also a religious community is entangled. The aim is to observe alternatives for religious communities with a similar starting point: the need to deal with issues of commemoration, the changing social fabric of a given city, and political entanglements of the project. This is one way of showing the diversity of possibilities for the presence of religion in a situation of a “confident political secularism” or, if we want to adopt Dalferth’s terminology, a post-secular society.

What are the causes for such a significant diversity in the modality of the presence of various religious communities? There are many factors and almost endless avenues of interpretation. Here I would like to draw attention to one in particular – the way religious symbols and materiality are introduced into the immediate surroundings and the space of the city in general. Religious materiality has social significance, also for people who do not consider themselves religious. The tower of the Garrison Church is built to dominate the skyline of the city. The materiality of the Garrison Church comes to the fore in the debate, which brings criticism to the fore, despite many sincere efforts to make the chapel – and subsequently the rebuilt tower or church – a place for debate, reconciliation, and democracy-building. Implicitly, critics ask whether it is possible to separate the materiality from the message.

In Berlin’s Chapel of Reconciliation, the situation is quite different. Religious symbols are of course present, but both the history of the creation of the Berlin Wall Memorial, in which religious people and organisations were involved, and the current activities of the religious community and its pastor do not put themselves in the foreground. The building of the chapel incorporates history and memory into itself rather than dominating them; the religious symbols are present in a way that allows to see them in a servant role, dedicated to building a better, more just society in general. And in this situation, the religious community has a central role, albeit invisible in its religious aspect. It in practice organises a significant part of the events and commemorations. It is, however, an activity interwoven into everyday life, where religion is perhaps close to what Dietrich Bonhoeffer indicated in his notion of a religionless Christianity.

Stefanie Lieb

Museen in Kirchen – zwischen Kult und Konservierung

Oh, I believe in yesterday
Paul McCartney

Von musealen Kirchenräumen

Die Anfänge des Museums liegen in den kirchlichen und höfischen Sammlungen, Wunder- und Kunstkammern der Frühen Neuzeit. Bereits für das 17. Jahrhundert sind Kunst- und Naturalienkabinette in kirchlichen Institutionen nachweisbar, so bei den „Jesuiten in Rom durch Athanasius Kircher“ oder bei den „lutherischen Pietisten durch August Herrmann Franke“ in Halle an der Saale.¹ Die Katholische Kirche eröffnete 1734 ein Museum antiker Skulpturen auf dem Kapitol sowie die Vatikanischen Museen und gehörte damit „im 18. Jh. zu den Gründern der ersten öffentlichen Museen Europas“.² Stefan Laube konnte darlegen, dass die „Affinität von Sakralität und Musealität“ architektonisch in zwei Typen zum Ausdruck kommt: erstens bei modernen Museen, die umgenutzte Kirchen oder Klöster als Ausstellungsorte verwenden (z. B. das Germanische Nationalmuseum Nürnberg oder das Museum Schnütgen in Köln),³ und zweitens „eröffnen Kirchen selber, ohne dass sie ihre Rolle als Gotteshaus verlieren, einen Rahmen für Praktiken, die als museal gelten können.“⁴ Darüber hinaus waren bereits im Mittelalter neben der gottesdienstlichen Nutzung und der Einrichtung von Schatzkammern die Kirchenräume auch dazu geeignet, „Gegenstände dauerhaft auszustellen und zugleich vor unbefugtem Zugriff zu schützen.“⁵ So finden sich beispielsweise rätselhafte Kuriosa wie Mammut- oder Walfischknochen⁶ oder technische Erfindungen wie astronomische Uhren⁷ in mittel-

1 Laube, Stefan, *Von der Reliquie zum Ding. Heiliger Ort – Wunderkammer – Museum*, Berlin 2011, 28.

2 Baumann, Maria, *Kirchliche Museen – nicht alltägliche Orte des Staunens*, in: *das münster* 76 (2023), H. 1, 104–111, 104; vgl. weiterhin: Knacker, Katharina, *Mission Museion. Museen der katholischen Kirche im deutschsprachigen Raum*, Bielefeld 2016.

3 Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg, das u. a. die Kirche des spätmittelalterlichen Kartäuserklosters als Ausstellungsort nutzt (vgl. Laube, *Reliquie*, 23), oder das Museum Schnütgen in Köln, bei dem die Sammlung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kunst in der romanischen Damenstiftskirche St. Cäcilien untergebracht ist.

4 Laube, *Reliquie*, 23.

5 Ebd., 35.

6 So z. B. der ausgestellte Walfischwirbel in Kloster Alpirsbach oder im Halberstädter Dom; vgl. Laube, *Reliquie*, 89, 93.

7 So z. B. die Astronomische Uhr im Straßburger Münster von 1352 oder in St. Nikolai in Stralsund von 1394.

alterlichen Klosterkirchen und Kathedralen – Gegenstände, die nicht direkt mit einer liturgischen Handlung oder einem liturgischen Ort in Verbindung zu bringen sind. Nach Stefan Laube waren Kirchenräume also – bis zum 19. Jahrhundert mit seinem purifizierenden Ansatz – neben der sakralen Nutzung auch „profane“ Orte der musealen Nutzung, die sogar eine Vermittlung zwischen beiden Sphären ermöglichten: „Die Kirche als Zone des Erhabenen und Heiligen, die pointiert der Alltagswahrnehmung entzogen gewesen sei, ist ein Wunschbild, vielmehr sind in Kirchen Strategien der Vermittlung dominant, die auf den Grat zwischen Sakralem und Säkularem balancierten.“⁸

Hybridmodell Paulinum: Museum plus Kirche plus Universität

Mit dieser historischen Herleitung des Ursprungs vom Museum aus dem mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchenraum und dem dortigen zeitlichen und räumlichen Nebeneinander von sakralen und säkularen Kunstwerken, Dingen und Praktiken, wie sie Laube überzeugend dargelegt hat, lässt sich jedoch das Hybridmodell des Leipziger Paulinums als kombinierte „Uni-Museums-Kirchen-Aula“ nicht hinreichend erklären. Wenn man so will, ist bereits die neue Architektur von Erick van Egeraat an sich ein Museums- und Gedenkbau⁹ für die 1968 gesprengte Universitätskirche, bei dem eben nicht durch Rekonstruktion, sondern durch die Schaffung eines „charaktervollen hellen weißen Raum[s]“ ein „respektvoller Hintergrund“¹⁰ für die universitären Veranstaltungen und die historischen Kunstschatze eingerichtet wurde. Ebenso stellt sich auch bei einem Besuch der Unikirche St. Pauli (allerdings ohne Gottesdienstteilnahme) und der Betrachtung der 27 barocken Epitaphien¹¹ an den neu dafür geschaffenen Chorschranken der Raumeindruck eines Museums mit kirchlichen Ausstellungsexponaten ein, ähnlich wie man es von den bereits erwähnten Museen in ehemaligen Kirchenräumen wie in Nürnberg oder Köln¹² kennt (Abb. 1, 2, 3). Aber auch das trifft es ja nicht ganz, denn es handelt sich um eine nach dem Befund der Chorausstattung von St. Pauli von 1968 erfolgte Rekonstruktion des liturgischen Ortes mit den originalen Kunstwerken, die die Spuren und Schäden der jahrzehntelangen

8 Laube, Reliquie, 46.

9 Obwohl der Architekt selbst diese Deutung ablehnt. Vgl. van Egeraat, Erick, *Erinnerungen für die Zukunft*, in: Zimmerling, Peter (Hg.), *Universitätskirche St. Pauli. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft*, Leipzig 2017, 185–194, 193.

10 Ebd.

11 Vgl. Hiller von Gaertringen, Rudolf, *Die Epitaphien der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig*, in: Zimmerling, *Universitätskirche*, 223–236.

12 Vgl. Anm. 3.



Abb. 1: Leipzig, Paulinum, Blick in Chorraum mit Plexiglaswand, 2017, Foto: Stb-le, Wikipedia, CC BY-SA 4.0¹³

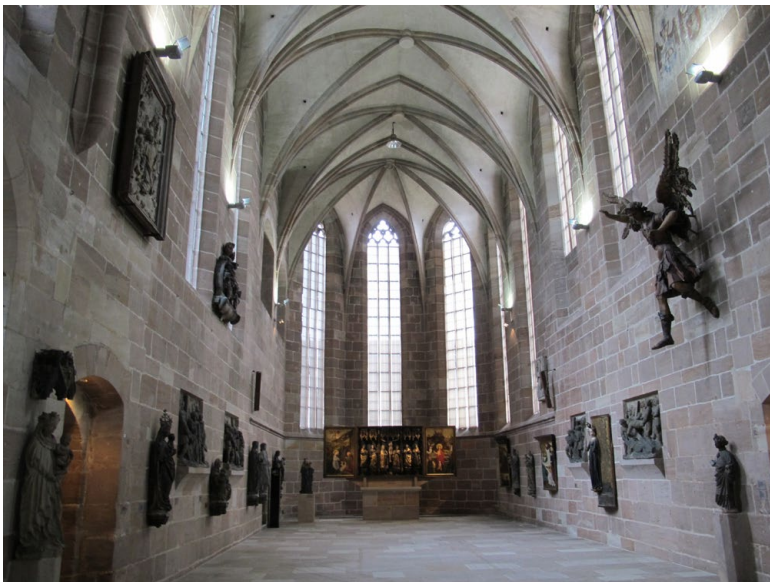


Abb. 2: Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Ausstellungsraum in der ehem. Kartäuserklosterkirche, Foto: Sailko, Wikipedia, CC BY-SA 3.0¹⁴

13 [https://de.wikipedia.org/wiki/Paulinum_\(Universit%C3%A4t_Leipzig\)#/media/Datei:20171203_Blick_zum_Altarraum_anl%C3%A4sslich_der_Weihe.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Paulinum_(Universit%C3%A4t_Leipzig)#/media/Datei:20171203_Blick_zum_Altarraum_anl%C3%A4sslich_der_Weihe.jpg)

14 https://de.wikipedia.org/wiki/Kart%C3%A4userkloster_N%C3%BCrnberg#/media/Datei:Germanisches_nationalmuseum,_ex-chiesa_del_monastero1.JPG



Abb. 3: Köln, Museum Schnütgen, Ausstellungsraum in ehem. Damenstiftskirche St. Cäcilien,
Foto: Raimond Spekking, Wikipedia, CC BY-SA 4.0¹⁵

Einlagerung bewusst präsentieren.¹⁶ Diese Rekonstruktion des liturgischen Ortes mithilfe der restaurierten Ausstattungstücke beschränkt sich allerdings auf den kleineren östlichen Teilraum des Paulinums (der an den Chorraum der untergegangenen Universitätskirche erinnern soll), der von dem größeren Westraum durch eine deckenhohe Plexiglaswand abgetrennt ist. Letzterer ist bis jetzt von einer stark rekonstruierenden Tendenz durch Integration von historischer Ausstattung frei – diskutiert wird jedoch bereits seit längerem die Wiederanbringung der Barockkanzel an ihrer „ursprünglichen Stelle“.¹⁷ Da dieser originale Standort am nordöstlichen Vierungspfeiler an der Schnittstelle zwischen Chor und Langhaus beim Paulinum aber durch eine Glaswand abgetrennt wird, käme für die Wiederanbringung der Kanzel nur der erste nordöstliche Pfeiler in der Aula in Frage. Diese Infiltration des Historischen in

15 https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Museum_Schn%C3%B4tgen,_K%C3%B6ln_-_Innen-6692.jpg

16 Vgl. Hiller von Gaertringen, Epitaphien, 233: „In ihren Verletzungen dokumentieren sich die Brutalität der Zerstörung, die Zeitnot der Bergung und die Fährnisse schlechter Lagerung. Aus diesem Grund müssen die Schäden bis zu einem gewissen Grad weiter sichtbar bleiben, um auch nachfolgende Generationen zu einer Reflexion über die DDR und ihren Umgang mit religiösen Fragen anzuregen.“

17 Vgl. Stötzner, Ulrich, Die Kanzel der Universitätskirche, in: Zimmerling, Universitätskirche, 217–222.

den neuen Aula-Raum ist wiederum nicht im Sinne des Architekten, der diesen Veranstaltungssaal ganz bewusst von jedem Musealen freihalten möchte: „Die im Chorraum ausgestellten Epitaphe unterstreichen seine eher abgeschlossene Atmosphäre, während der Hauptraum mit der erhöhten Empore Aufgeschlossenheit ausstrahlt.“¹⁸ Durch diese zwar visuelle Transparenz zwischen Kirchenraum und Aula, aber atmosphärische Unterscheidung in „abgeschlossen“ („Chorraum“) und „aufgeschlossen“ („Hauptraum“) entsteht hier doch der Eindruck einer Trennung zwischen museal-sakralem und zeitgemäß-säkularem Bereich, auch wenn van Egeraat es anders konzipiert haben will: „Die Aula ist die Kirche, und die Kirche ist die Aula.“¹⁹

Das Aufeinanderstoßen bzw. die Trennung von zwei unterschiedlich aufgeladenen Atmosphären im Chor- und Hauptraum sind bei geschlossener Glaswand auch klimatisch erfahrbar: Die Thermorezeption produziert im Chorraum ein wärmeres und feuchteres Klima als im Hauptraum. Das hat konservatorische Gründe, denn besonders die hölzernen Barock-Epitaphien im Chorraum benötigen „eine Klimatisierung mit kontrollierter Luftfeuchte“, da sie mit ihrer farbigen Fassung und Vergoldung sowie Vorschädigung durch die jahrzehntelange unsachgemäße Lagerung „noch sensibler auf Klimaschwankungen“ reagieren als „normale Kunstwerke“.²⁰ Aufgrund dieser hohen konservatorischen Auflagen ist eine längere Öffnung der Plexiglaswand zwischen Chor- und Hauptraum auch nicht möglich, ohne Gefahr zu laufen, die Kunstwerke nachhaltig zu schädigen.

Neben diesen musealen Nutzungsbedingungen kommt beim Paulinum noch der weitere Nutzungsaspekt der Kustodie hinzu.²¹ Mit „Kustodie“ bezeichnet man allgemein Einrichtungen an Universitäten, die sich der Bewahrung und Vermittlung der kunst- und wissenschaftshistorischen Sammlung der jeweiligen Hochschule widmen. Die Kustodie der Kunstsammlung der Universität Leipzig entstand Anfang der 1970er Jahre als Folge der dritten Hochschulreform der DDR von 1968: „Sowohl die Auflösung der Fakultäten und Institute als auch die Niederlegung wichtiger symbolträchtiger Gebäude – so die Sprengung der Universitätskirche und der Abriß des Augusteums – hatten weitreichende Folgen insbesondere für die dort aufbewahrten Kunstwerke, die ihren Kontext verloren und selbst verlorenzugehen drohten.“ So wurden die Kunstwerke aus der gesprengten Universitätskirche im Untergeschoss des Leipziger Dimitroffmuseums jahrelang „zwischengelagert“. Erst 1982 erfolgte die

18 Van Egeraat, *Erinnerungen*, 193.

19 Ebd.

20 Hiller von Gaertringen, *Epitaphien*, 228.

21 Hiller von Gaertringen, Rudolf /Jung, Cornelia/Schulz, Simone, *Kustodie*, in: Senatskommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (Hg.), *Geschichte der Universität Leipzig. 1409–2009*, Band 4/2, Leipzig 2009, 1514–1541, 1515. Vgl. den entsprechenden Beitrag im Abschnitt „Innensichten“.

Umlagerung der Kunstwerke in ein Kirchendepot.²² Es handelt sich bei diesem Depot um das Kunstarchiv der Evangelischen Landeskirche im Untergeschoss der 1981 umgebauten Heilandskirche in Leipzig-Plagwitz.²³ Kustos Rudolf Hiller von Gaertringen veranlasste seit seinem Dienstantritt 2002 die Restaurierung der Kunstwerke aus der ehemaligen Universitätskirche und organisierte 2004 ihre Überführung in ein universitätseigenes Depot.²⁴ Zwischen 2014 und 2017 erfolgte dann schließlich die Aufstellung des spätgotischen Pauliner-Altars (der bis dahin in der Leipziger Thomaskirche seinen Interimsstandort hatte)²⁵ sowie die Aufhängung von 21 großen und sechs kleinen Epitaphien im Kirchenraum des neu errichteten Paulinums.²⁶

Liturgische versus konservatorische Konsequenz?

Die polyfunktionale Nutzung des Paulinums als Universitätskirche und -aula sowie als Museum der universitären Kunstsammlung birgt von liturgischer sowie konservatorischer Perspektive aus viel Konfliktpotenzial in sich: Die zeitgenössische Liturgie akzeptiert zwar den teilrekonstruierten, museal wirkenden Kirchenraum als Kultstätte, hat jedoch für die aktuelle Gottesdienstpraxis der historischen Ausstattung neue Prinzipalstücke hinzugefügt. Der Hauptaltar, der Volksaltar, der Ambo und der Taufstein wurden von einer Klasse der Bauhaus-Universität Weimar unter Leitung von Bernhard Rudolf und Helmut Hengst entworfen. Sie unterscheiden sich in ihrer geometrischen Nüchternheit und mit der Farbkombination von schwarz-grauem Naturstein und grünlichen Glaselementen von dem reich dekorierten mittelalterlichen Retabel sowie den barocken Epitaphien an den Chorschranken. Der Blick vom Aula-Bereich in den Chorraum vermittelt den Eindruck einer Ausstattungsfülle, ja fast Überladenheit. Und die kunsthistorische Brille differenziert sehr schnell in historische „museale“ Ausstattung und zeitgenössische „funktionale“ Prinzipalstücke – integriert in einen postmodernen „White Cube“ mit gotisierender Rahmung. Wenn dieses neue architektonische Gehäuse nicht wäre, könnte man hier fast einen typischen, durch die Jahrhunderte hindurch transformierten europäischen Kirchenraum annehmen, mit dem übernommenen mittelalterlichen Schnitzaltar und den barocken Epitaphien der Akademiker, die hier in der Universitätskirche ihren Gedenkplatz er-

22 Hiller von Gaertringen/Jung/Schulz, Kustodie, 1532.

23 Vgl. Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Hg.), bearb. v. Magirus, Heinrich /Mai, Hartmut/ u. a., Stadt Leipzig. Die Sakralbauten. Bd. 1, München/Berlin 1995, 483–678: Universitätskirche St. Pauli, 537.

24 Hiller von Gaertringen/Jung/Schulz, Kustodie, 1538.

25 Vgl. Petzoldt, Martin, Der spätgotische Pauliner-Altar der Universitätskirche St. Pauli, in: Zimmerling, Universitätskirche, 195–216.

26 Hiller von Gaertringen, Epitaphien, 228.

halten haben. Und schlussendlich kommt die moderne liturgische Ausstattung für den zeitgemäßen Gottesdienst hinzu. Da die historisch gewachsene Architekturlülle jedoch fehlt und durch eine neutral-weiße Raumkulisse ersetzt wurde, mutet der Chorraum tatsächlich eher wie ein Museumsraum für sakrale Kunst an, in dem auch ein Gottesdienst oder eine Universitätsveranstaltung gefeiert werden könnten.

Aus konservatorischer Sicht stellt sich die Situation anders da: Hier sind die geretteten kostbaren Sammlungsstücke der Universität Leipzig endlich wieder an ihrem Ursprungsplatz angebracht und können von dort aus durch ihre raumekonstruierende Wirkung die gesprengte Universitätskirche optisch zumindest teilwiedererstehen lassen. Darüber hinaus sind die Kunstwerke Geschichtsspeicher und Erinnerungsorte der Universität und ihrer Kirche,²⁷ über deren Präsentation und Interpretation die kulturpolitische Geschichte und Bedeutung vermittelt werden kann. Um dies nach aktuellen museologischen Richtlinien tun zu können, ist allerdings eine thermisch abgeschlossene Atmosphäre notwendig. Für eine ideale kuratorische Ausstellung der Objekte wäre sicherlich etwas mehr Platz für die Betrachtenden sowie für weitere Beschriftungen oder partizipatorische Elemente wünschenswert gewesen. Diese Möglichkeiten sind jedoch aufgrund des Platzmangels durch die Parallelität der liturgischen Gegebenheiten sowie der Orientierung des Neubaus an der historischen Raumdisposition verwehrt. Es scheint so, dass beide Kulturpraktiken, die der Religion und die des Museums, unterschiedliche statische Zeit- und Raumkoordinaten zu Grunde legen und sich dadurch eher voneinander abgrenzen, statt sich auf die Suche nach dem gemeinsamen liminalen Ort zu begeben, den Anna Minta mit Bezug auf Carol Duncan bei Museen mit rituellem Charakter und sozial-auratischer Wirkungsmacht erkennt.²⁸

Kirchenraum als „Transitiotop“

Dieser liminale Raum als Zwischen- oder Schwellenraum, den man sowohl im Museum wie in der Kirche erfahren kann, erhält durch die „Dinge“ in ihm (Ausstattung, Kunstwerke) als „materiellen Kraftfeldern“ eine Umdeutung hin zum „mythi-

27 Vgl. von Gaertringen, Epitaphien, 229–233 sowie den Beitrag von Kim Groop in diesem Band.

28 Vgl. Minta, Anna, Öffentliche Bauten als (Kult-)Orte der Gemeinschaft, in: Buchner, Maximiliane/Minta, Anna (Hg.), Raumkult – Kultraum. Zum Verhältnis von Architektur, Ausstattung und Gemeinschaft, Bielefeld 2019, 23–43, 40; Duncan, Carol, *Civilizing Rituals: Inside Public Art Museums*, London 1999; Deeg, Alexander, Zwischen Aula und Kirche. Kulturwissenschaftliche und theologische Perspektiven zum neu entstandenen Bindestrich-Gebäude und Konsequenzen für die Nutzung, in: Zimmerling, Universitätskirche, 275–282, 280; Turner, Victor W., Liminalität und Communitas, in: Belliger, Andrea/Krieger, David J. (Hg.), *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*, Opladen 1998, 251–264.

schen Raum“.²⁹ Diesen mythischen Raum, „in dem es keine scharfe Grenze zwischen Transzendenz und Immanenz gibt, in dem diffuse Verhältnisse der Wechselwirkung kausale Zuordnungen ersetzen“, bezeichnet Stefan Laube auch als „Transitiotop“.³⁰ Das Transitiotop ist in Abgrenzung zu Marc Augés Vorstellung des „Nicht-Ortes“ oder „Transitraums“³¹ zu verstehen, den dieser als durch Flüchtigkeit und Identitätslosigkeit bestimmten Ort definiert, der auch als Gegensatz zum „Erinnerungsort“ zu verstehen ist. Der Kirchenraum als Transitiotop wäre nach wie vor ein Zwischenraum, jedoch mit der „Raumvorstellung horizontale[r] Kontaktzonen zum – wie auch immer vorgestellten – Jenseits“ und mit „Felder[n] der Transformation ohne strikte Trennungen“.³² Dieses Transitiotop wäre dann auch ein kollektiver Erinnerungsraum, in dem die erfahrbare und erfahrene Geschichte Platz hat, die sich über die inszenierten Dinge im Kirchenraum sowie die architektonischen Spuren wahrnehmen und vermitteln ließe.³³

Für das Paulinum würde das bedeuten, dass der gesamte Innenraum, also der Haupt- und der Chor-Raum, nicht als aufgeteilt in zwei Zonen des Säkularen und des Sakralen, sondern vielmehr als ein öffentlicher Einheitsraum erfahren werden kann. In diesem Gemeinschaftsraum können Museum, Religion und Universität horizontal, fluide und gleichzeitig praktiziert werden – vielleicht ein wenig so wie in einem mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Kirchenraum, der nebeneinander das alltäglich Banale, wundersame Kuriositäten, Kunstwerke und das religiöse Glaubensritual mit seinem liturgischen Gerät beinhaltet hat.³⁴

Gleichzeitig ist das Paulinum als Neubau so etwas wie eine Museumshülle für den symbolischen Ort der gesprengten Universitätskirche sowie des Augusteums, gleichermaßen als memoriale „Wiedergutmachung“. erinnert wird hiermit allerdings nicht an das „unbequeme Denkmal“ des in den 1970er Jahren entstandenen DDR-Universitätsgebäudes, das 2007 abgerissen wurde.

Ein vergleichbares Konzept der Überbauung mehrerer historischer Schichtungen eines sakral-musealen Gedenkortes findet sich beim Diözesanmuseum Kolumba in Köln (Abb. 4).³⁵ Hier wurde von 1947 bis 1950 in die kriegszerstörte Ruine der Kirche St. Kolumba eine kleine Gedenkkapelle „Madonna in den Trümmern“ durch Gottfried

29 Laube, Reliquie, 45. Bezugnehmend auf Cassirer, Ernst, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum* (1931), in: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hg.), *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2006, 485–500.

30 Ebd.

31 Augé, Marc, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt am Main 1994, 2. Aufl. München 2011.

32 Laube, Reliquie, 46.

33 „Es scheint so, dass erst über das an Dinge gebundene, meist eigentümlich zwischen Faktizität und Fiktion changierende Konkretum, Memoria wirksam werden kann“ (Laube, Reliquie, 232).

34 Vgl. Laube, Reliquie, 46.

35 <https://www.kolumba.de/> (03.04.24).



Abb. 4: Köln, Kolumba, Diözesanmuseum, Blick in Ausstellungsbereich mit Fenster zum Dom, gotischer und zeitgenössischer Skulptur, Sitzbank, Foto: August Fischer, Wikipedia, CC BY-ND 4.0

Böhm gebaut, die neben der neuen liturgischen Ausstattung auch alte Kunstwerke sowie Trümmersteine aus dem Vorgängerbau zeigt. Dieser gesamte Erinnerungskomplex wurde dann von 2003 bis 2007 mit einer weiteren großen Architekturhülle des Schweizer Architekten Peter Zumthor überbaut, dem heutigen Diözesanmuseum Kolumba. Im Inneren finden sich die modernen Museumsräume als „Grey Cube“, in denen historische liturgische Kunst unmittelbar und wenig kommentiert neben zeitgenössischer Kunst ohne direkten religiösen Bezug präsentiert wird.³⁶ Es gibt pro Jahr eine große Thementausstellung sowie weitere kleinere Ausstellungen zeitgenössischer und historischer Kunst in den unterschiedlichen Kabinetträumen.³⁷ Die Museums-

36 Vgl. Knacker, *Mission*, 165: „Seit 1993 wurden im Kölner Diözesanmuseum gezielt mittelalterliche Werke zeitgenössischer Kunst gegenübergestellt. Durch die Kombination von Werken unterschiedlicher Epochen und Gattungen, die aber das gleiche Thema behandeln, sollte eine Interpretation nicht über das erklärende Wort, sondern über die Kunst selbst geschehen. Plotzek wollte dadurch eine Wechselwirkung zwischen den Werken schaffen und das jeweilige Besondere bewusst machen. Die Korrespondenzen zwischen den Werken sollten einzig und allein durch verwandte oder gegensätzliche künstlerische Anliegen geschaffen werden.“

37 Vgl. Knacker, *Mission*, 285: „Das Haus wurde als ‚lebendes Museum‘ beschrieben, in welchem in jährlichem Wechsel Werke der eigenen Sammlung in neuen Kontexten präsentiert wurden. Nur einige Hauptwerke verblieben immer. Die Idee, die Ausstellung einmal im Jahr zu wechseln, entstand im ersten Ausstellungsjahr. Man wählte als Datum der Ausstellungseröffnungen dasselbe Datum

architektur, die sich über der Ruine der Kirche und auch der Andachtskapelle der Nachkriegszeit erhebt, soll inklusive der in ihr ausgestellten Kunst als ein Raum und Inventar „in Bewegung“³⁸ erfahrbar werden. Kolumba in Köln ist somit auch als ein „Transitiotop“ nach Stefan Laube zu verstehen: ein öffentlicher und offener Schwellenraum mit unterschiedlich wechselnden Schwerpunktzonen, changierenden Atmosphären und porösen Durchlässigkeiten, nach innen zur historischen Stratigrafie sowie nach außen in den Stadtraum.³⁹

Das kirchliche Museum als „Erinnerungs-, Erlebnis- und Diskussionsraum“

Wollte man das Paulinum museumstypologisch einordnen, dann liegt es zwischen dem Modell des „kirchlichen Museums“ sowie dem der „Kustodie“, also einer universitären Kunstsammlung. Für beide Museumstypen gibt es institutionalisierte Arbeitsgemeinschaften, die sich mit den besonderen Konditionen eines Museumskonzepts zwischen Kirche und Kunst bzw. Universität und Kunst auseinandersetzen. Für die kirchlichen Museen ist es die „Arbeitsgemeinschaft kirchlicher Museen und Schatzkammern“⁴⁰, für die Kustodie ist es die „Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitäts Sammlungen in Deutschland“ mit einer Zusammenstellung der universitären Sammlungsportale.⁴¹ Die Kunstsammlung in der Paulinerkirche in Leipzig ist nur auf letzterem Portal der Kustodien zu finden, hier allerdings sehr präsent und mit Vorbildfunktion.⁴² Zu überlegen wäre, ob man die historische Ausstattung im Paulinum und ihre museale Präsentation vielleicht auch einmal aus der aktuellen Perspektive der Arbeitsgemeinschaft kirchlicher Museen beleuchten könnte. Im aktuellen Paderborner Positionspapier von 2023 findet sich dazu folgende Erklärung:

„Kulturelle und pastorale Vermittlungstätigkeit bilden die Hauptgrundlage der Tätigkeiten der kirchlichen Museen und Schatzkammern als Erinnerungs-, Erlebnis- und Diskussionsräume im Hier und Jetzt. Sie stellen Fragen in den Lebenswelten und geben Impulse, um die tiefe Bedeutung unserer

wie für die Eröffnung des Neubaus. Während des Aufbaus des jährlichen Ausstellungswechsels vom 1. bis zum 13.9. blieb das Museum geschlossen, eröffnet wurde am 14.9., dem Tag der Kreuzerhöhung. Zusätzlich wurden vierteljährlich Sammlungsschwerpunkte in einzelnen Räumen präsentiert und es gab Einzelausstellungen zeitgenössischer Künstler.“

38 Knacker, Mission, 285.

39 Vgl. Büscher, Barbara/Krasny, Elke/Ortmann, Lucie (Hg.), Porös-werden. geteilte räume – urbane dramaturgien – performatives kuratieren, Wien 2024.

40 <https://kirchliche-museen.org/die-arbeitsgemeinschaft/> (04.04.24).

41 <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de> (04.04.24).

42 <https://www.kustodie.uni-leipzig.de/besuch/paulinum> (04.04.24).

Existenz zu verstehen. Kirchliche Museen besitzen gegenüber dem Kirchenraum eine größere ‚Neutralität‘ und dienen daher auch als Experimentierfelder für die in der zeitgenössischen Kunst sich manifestierenden Gespräche zu religiösen und künstlerischen Fragestellungen und Sichtweisen. Kirchliche Museen leisten einen Beitrag zur Förderung von Dialog zwischen Kulturen, schaffen Raum für Nachdenklichkeit. Sie unterstützen als kirchliche Einrichtungen Menschen auf der Suche nach Sinn.“⁴³

Mit diesem sehr offenen und überreligiösen Ansatz kann es auch gelingen, die religiösen Kunstwerke im Paulinum in ihrer Doppelcodierung als sakrale Epitaphien der untergegangenen Universitätskirche und als herausragende Kunstzeugnisse von Mittelalter und Früher Neuzeit zu präsentieren und für ein zeitgemäßes Erlebnis zu öffnen. Da der Ausstellungsraum des Paulinums eben kein eindimensionaler Kirchenraum ist, bieten sich hier auch Möglichkeiten der Bewegung an: beispielsweise die Öffnung durch Wechselausstellungen und das Experimentieren durch die Gegenüberstellung mit zeitgenössischer Kunst. Falls diese Flexibilität und museale Lebendigkeit aufgrund konservatorischer Bedenken hinsichtlich einiger fragiler und hochgefährdeter Ausstattungstücke nicht umsetzbar sein sollten, wären Überlegungen bezüglich der Auslagerung dieser Werke und Präsentation in einer separaten ‚Schatzkammer‘ anzustellen. Des Weiteren könnte im Sinne eines liminalen und porösen Raumkonzepts der Bereich des Experimentierfeldes für Kunst, Religion und Wissenschaft auch auf die Zone des Hauptraums ‚hinter der Glaswand‘ ausgedehnt werden – und zwar nicht nur optisch, sondern spürbar durch ein leibhaftiges Raum-Kunst-Erlebnis mit Erinnerung und Zukunft.

43 https://dioezesamuseum-paderborn.de/wp-content/uploads/2023/07/20230531_Positionspapier_ArgeKirMus.pdf (04.04.24).

Helmut Schwier

Universitätskirchen in Deutschland – Erkundungen in einem unübersichtlichen Feld

1. Fragen und Sachverhalte

Muss es eigentlich eigene Universitätskirchen geben? Ist das nicht eine schädliche Konkurrenz zu den Kirchengemeinden der Universitätsstädte und gleichzeitig mindestens unverständlich, wenn nicht gar übergriffig im Bereich säkular funktionierender Universitäten? Solche Fragen sind nicht neu, sondern wurden im Zuge der Gründungen von Universitätskirchen ebenfalls gestellt und diskutiert. Dabei sind die Einschätzungen, welche Rolle Christentum und Kirchen in der deutschen Gesellschaft spielen oder (nicht) spielen sollten, mehr als disparat. Analoges gilt für die Theologie als Bestandteil der Institution „Universität“ und der *scientific community*. Wie sind in diesem Geflecht Universitätskirchen, Universitätsgottesdienste und Universitätsprediger:innen zu verorten? Welche wissenschaftlichen, religiösen und kulturellen Funktionen und Herausforderungen sind hiermit verbunden? Widmen wir uns zunächst den historischen Sachverhalten.

In Deutschland gibt es an den Orten evangelisch-theologischer Fakultäten evangelische Universitätsgottesdienste, das dazugehörige Amt des Universitätspredigers und Kirchen, in denen diese Gottesdienste gefeiert werden. Dies ist derzeit der Fall an 17 Orten: in Berlin, Bonn, Bochum, Erlangen, Göttingen, Greifswald, Halle, Hamburg, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Mainz, Marburg, München, Münster und Rostock; in Tübingen als 18. Standort gibt es keine Universitätsprediger:innen, sondern die Einrichtung des sogenannten Frühpredigeramtes in der dortigen Stiftskirche, wahrgenommen durch eine:n Theologieprofessor:in der evangelisch-theologischen Fakultät. An den Standorten der Kirchlichen Hochschulen werden regelmäßige Hochschulgottesdienste gefeiert, in Neuendettelsau beispielsweise im Rahmen der dortigen diakonischen Einrichtungen.

Die historischen Entwicklungen vor Ort sind komplex und nicht selten verworren,¹ und die gegenwärtigen Bedingungen scheinen nicht minder herausfordernd zu sein.

1 Vgl. hierzu als Standardwerk mit dem Fokus auf Göttingen die Habilitation von Hammann, Konrad: Universitätsgottesdienst und Aufklärungspredigt. Die Göttinger Universitätskirche im 18. Jahrhundert und ihr Ort in der Geschichte des Universitätsgottesdienstes im deutschen Protestantismus (Beiträge zur Historischen Theologie 116), Tübingen 2000. Zu Münster gibt es beispielsweise eine unveröffentlichte Masterarbeit von Rohmann, Markus, Die Geschichte der Evangelischen Universitätskirche Münster in praktisch-theologischer Perspektive, Münster 2014. Es wäre wünschenswert, weitere universitäts- und lokalgeschichtliche Studien anzuregen, zu

Eine praktisch-theologische Gesamtanalyse liegt bisher nicht vor. Im November 2012 hat es allerdings eine Tagung der Universitätsprediger:innen in Heidelberg gegeben, deren Ergebnisse dokumentiert wurden und erste Wahrnehmungen und Reflexionen der unterschiedlichen Profile ermöglichen.² Waren dort homiletische, liturgische und kirchentheoretische Fragen zentral, so sollen hier die Fragen nach Raumnutzungen im Mittelpunkt stehen. Dazu wurde 2023 den Universitätsprediger:innen ein kurzer Fragenkatalog geschickt, auf den zwölf Antworten eintrafen. Diese Angaben samt weiterer Recherchen bilden die Grundlage der Ausführungen.

2. Rahmenbedingungen und Modelle

Christian Albrecht hat in seiner praktisch-theologischen Lektüre der historischen Ergebnisse Konrad Hammanns³ anhand der ersten Initiativen und Gründungen von Universitätsgottesdiensten (Halle 1692, Jena 1705, Leipzig 1710, Göttingen 1737)⁴ in vier Thesen systematisiert, was prototypisch und bis heute von exemplarischer Relevanz ist:⁵

erarbeiten und zusammenzuführen. Zu einzelnen Universitätskirchen gibt es allerdings Kirchenführer und kunsthistorische Literatur.

- 2 Themenheft: Universitätsgottesdienste, in: Liturgie und Kultur. Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst 2 (2013), 5–29, https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/2013-2-LuK.pdf (10.10.2024) mit dem ausführlichen Tagungsbericht von Tanja Martin, einer praktisch-theologischen Lektüre der Arbeit Konrad Hammanns von Christian Albrecht und einem Vortrag zur Predigt im Universitätsgottesdienst von Reinhard Schmidt-Rost. Auf der Tagung, auf der 12 von 17 Standorten von Universitätsgottesdiensten vertreten waren, standen die Berichte der Standorte und der Austausch im Mittelpunkt. Eine Nachfolgetagung in Frankfurt blieb ohne Veröffentlichung der Tagungsbeiträge.
- 3 Albrecht, Christian, Historische Perspektiven auf Themen und Probleme des Universitätsgottesdienstes. Eine praktisch-theologische Lektüre von Konrad Hammanns Monographie zur Geschichte des Universitätsgottesdienstes, in: Liturgie und Kultur 2 (2013), 5–17.
- 4 Zur Übersicht der Erstgründungen vgl. Hammann, Universitätsgottesdienst, 179; die letzte Gründung im 18. Jh. war Erlangen 1743. Die meisten Gründungen erfolgten dann im 19. Jh.: Bonn 1822, Breslau 1827, Heidelberg 1838/96, Rostock 1841, Berlin 1847, Dorpat 1847, Gießen 1848, Königsberg 1869, Marburg 1871–84, Straßburg 1888, Kiel 1888, Greifswald 1890. Im 20. Jh. folgten Münster 1914, Mainz 1946/47, Hamburg 1926/55, München 1968 und Bochum 1975. In Erfurt, wo es keine evangelisch-theologische Fakultät gibt, wurden 2006 offiziell evangelische Universitätsgottesdienste und ein Universitätsprediger installiert. Nach dem Weggang des Amtsinhabers scheint es hier keine Fortsetzung gegeben zu haben; die dortige Michaeliskirche, die seit 2002 den Titel „Universitätskirche“ trägt, hat keine Wohnortgemeinde, sondern ist u. a. als Kulturkirche für übergemeindliche Nutzungen offen. In Marburg gab es vor dem 19. Jh. universitäre Gottesdienste und ab 1653 für die reformierte Universitätsgemeinde den „Vierwochenprediger“, einen Theologieprofessor, der alle vier Wochen zu predigen hatte; der Titel „Universitätsprediger“ wird dort erst ab 1882 verliehen, so dass man den „Vierwochenprediger“ mit gewissen Einschränkungen als Universitätsprediger *avant la lettre* ansehen kann.
- 5 Vgl. Albrecht, Historische Perspektiven, 9–11.

1. An der ersten Gründung in Halle (1692) zeigt sich das ausschließliche persönliche Engagement Einzelner und das Versäumnis einer institutionell-rechtlich gesicherten Grundlage.
2. In Leipzig stand zwar seit 1545 in der Paulinerkirche ein universitätseigener Raum zur Verfügung, jedoch gelang es erst im August 1710, dort Universitätsgottesdienste zu feiern, die ausschließlich von Fakultätsmitgliedern zu halten waren. Dies regelt ein Reskript der Kurfürstlichen Regierung, durch das der Universitätsgottesdienst als Institution der ganzen Universität verankert wurde.
3. In Jena wurden ab 1705 in der universitätseigenen Kollegienkirche Universitätsgottesdienste gefeiert – wie in Halle ohne institutionell-rechtliche Absicherung und bei gleichzeitiger Wahrung der Parochialrechte der Stadtpfarreien, die hier wie an nahezu allen anderen Orten unliebsame Konkurrenz fürchteten, so dass zur Befriedung andere Gottesdienstzeiten gewählt werden mussten und die Kollekte an die Armenkasse der Stadtkirche gegeben wurde.
4. In Göttingen wurde 1737 durch den absolutistischen Staat ein förmliches Universitätskirchenwesen gegründet mit Universitätsprediger und der Einrichtung der sogenannten Universitätskirchendeputation, die noch heute besteht.

Die institutionell-rechtliche Absicherung bzw. ihr Fehlen, die Konkurrenz zu den Parochialgemeinden und diverse Versuche, diese zu mindern, spielen auch heute in vielen Universitätsorten mit Gottesdiensten eine große Rolle. In diesen lokalen Konstellationen entwickelten sich dann auch unterschiedliche Traditionen zur Anzahl der Universitätsgottesdienste samt der für Liturgie und Predigt Verantwortlichen. An einigen Orten wird im gesamten Kirchenjahr wöchentlich gefeiert, an anderen Orten während der Vorlesungszeit wöchentlich an Sonn- und Feiertagen oder in einem größeren Abstand (14-tägig bis monatlich); in Bochum haben sich beispielsweise Universitätsgottesdienste an Werktagen bewährt.

Verantwortlich für die Gottesdienste sind neben den Universitätsprediger:innen professorale Mitglieder der Theologischen Fakultäten, mancherorts auch Angehörige des akademischen „Mittelbaus“⁶ und der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) sowie anderer kirchlicher Einrichtungen (z. B. Predigerseminar). Gastpredigten

6 In Heidelberg werden die nicht-ordinierten Mitglieder, z. B. des Mittelbaus, in einem geordneten Verfahren seitens des Badischen Oberkirchenrats zum Dienst an Wort und Sakrament *pro loco et tempore* (für die Universitätskirche und für die Dauer der Zugehörigkeit zur Theologischen Fakultät) beauftragt. Die ordinierten und beauftragten Predigenden bilden den Predigerkonvent. Der Konvent wählt aus der Gruppe der ordinierten Theologieprofessor:innen für drei Jahre eine:n Vorsitzende:n, der den (kirchlichen) Titel „Universitätsprediger:in“ trägt, verabredet die Predigt- und Liturgiedienste und kooperiert mit dem gewählten Leitungsgremium, dem Kapitel der Universitätsgemeinde.

werden nicht selten von kirchenleitenden Persönlichkeiten und anderen Prominenten übernommen.

Von großer Bedeutung und Auswirkung ist, ob es einen eigenen Gottesdienstraum, gar eine selbstständige Universitätskirche gibt oder ob die Universitätsgottesdienste in geregelter Kooperation mit Kirchengemeinden erfolgen oder eventuell dort nur einen institutionell schwach geregelten Gaststatus innehaben. Die derzeitige Gebäudesituation sieht – abgesehen von der besonderen Konstellation in Leipzig, die in diesem Beitrag nicht zu berücksichtigen ist⁷ – folgendermaßen aus:

- In Göttingen, Marburg und Münster gibt es Universitätskirchen, die dem Land bzw. der Universität gehören;
- in Bonn ist die genaue Rechtslage nicht ganz klar; man kann von einem Eigentumsrecht der Universität und einem Nutzungsrecht der Kirche sprechen; auch in Rostock ist die genaue Eigentumsfrage offen;
- in Kiel wurde 1964/65 eigens eine neue Universitätskirche gebaut,⁸ die der Landeskirche gehört (heute: Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland) und deren Leitung und Nutzung im Zusammenwirken von Universitätsprediger:in, Studierendenpfarramt und dem „Kirchenkollegium“, einem beratenden Gremium der Universitätsgemeinde, erfolgt;
- in Heidelberg gehört das Gebäude der Universitätskirche zwar der Stiftung Schönau (Baulast) sowie der Badischen Landeskirche, aber ihre Leitung (und Nutzung) erfolgt ausschließlich durch das seitens der Universitätsgemeinde gewählte Gremium („Kapitel“), das satzungsgemäß wiederum analog zu den unterschiedlichen Statusgruppen der Universität zusammengesetzt ist;⁹
- in den genannten Orten sowie in Leipzig gehört zur Universitätskirche keine Parochialgemeinde;
- in Bochum, Erlangen, Greifswald, Hamburg, Jena, Mainz und München sind die Universitätsgottesdienste in der Regel zu Gast in je einer Stadtkirche, die in der öffentlichen Kommunikation nicht selten auch als Universitätskirche bezeichnet wird;

7 Hierüber informieren die anderen Beiträge des vorliegenden Bandes. Wie abwechslungsreich und unterschiedlich die regelmäßige Nutzung des Paulinum als Hybridraum ist, samt der enormen logistischen Herausforderungen, zeigen exemplarisch die dokumentierten „Raumwahrnehmungen – Innenperspektiven“.

8 Zu Planung, Bau und Architektur der Kieler Universitätskirche gibt es entsprechende Literatur, zusammengestellt auf der Homepage Straße der Moderne, <https://strasse-der-moderne.de/kirchen/kiel-universitaetskirche/> (06.11.2024).

9 Zwei Theologieprofessor:innen, vier Studierende, vier „Sonstige“, darunter ein Professor bzw. eine Professorin einer anderen als der Theologischen Fakultät, Universitätsprediger:in und ESG-Pfarrer:in gehören dem Kapitel qua Amt an, ebenso ein Mitglied des ESG-Gemeinderats.

- in Berlin werden die Universitätsgottesdienste derzeit im Berliner Dom gefeiert, in früheren Jahren waren sie in wechselnden Kirchen der Stadt;
- in Halle werden Universitätsgottesdienste in wechselnden Kirchen der Stadt und einmal pro Semester auch in der Schlosskirche Wittenberg gefeiert.

Die Gebäude-Situation und die unterschiedlichen Konstellationen hinsichtlich der Parochialgemeinden stellen entscheidende Rahmenbedingungen für Gottesdienste, weitere Nutzungen und mögliche Konzeptionen der Universitätskirchen dar. Das Feld ist insgesamt pluriform.

3. Gottesdienste in den Universitätskirchen: Universität und Kirche in der Stadt

An allen Orten werden Universitätsgottesdienste zum Semesterstart und sehr häufig zum Semesterschluss gefeiert, was an einigen Orten auch in ökumenischer Ausrichtung geschieht. Das ist der regelmäßig wahrgenommene Kasus. Offensichtlich und naheliegend ist es, dass dort, wo Universitätsgottesdienste zu Gast in anderen Kirchen und Gemeinden sind, im Grunde nur Gottesdienste gefeiert werden können. Das zeigte bereits der Austausch der Universitätsprediger:innen 2012¹⁰ und wird durch die Umfrage 2023 bestätigt. Dabei können aber Nuancen durchaus benannt werden. Während zum Beispiel in München der Universitätsgottesdienst, der etwa sechsmal im Semester gefeiert wird, den Gemeindegottesdienst ersetzt bzw. umfasst und daher zur gewohnten Uhrzeit am Sonntag stattfindet, ist er an anderen Orten zusätzlich zum Gemeindegottesdienst und wird beispielsweise am Abend (z. B. Greifswald, ca. viermal im Semester) gefeiert. In Mainz ist es umgekehrt: Der monatlich veranstaltete Universitätsgottesdienst ist zwar zu einer etwas späteren Uhrzeit als sonst der Gemeindegottesdienst,¹¹ aber an diesen Sonntagen werden die Gemeindegottesdienste am Abend gefeiert.

Andere, eher kasuelle Gottesdienste oder experimentelle Gestaltungen sind bei den Universitätsgottesdiensten mit Gaststatus sehr selten. Das stellt sich an den Orten mit „eigenen“¹² Universitätskirchen etwas anders dar.

Zunächst werden dort die Sonntagsgottesdienste häufiger, mitunter in engerer Takung gefeiert: an jedem Sonn- und Feiertag (Leipzig), an jedem Sonntag und erstem Feiertag (Heidelberg, seit 2022 mit dreiwöchiger Sommerpause), wöchentlich wäh-

10 Vgl. hierzu auch Martin, Tanja, Der Universitätsgottesdienst in Deutschland? Gottesdienstliche Vielfalt im kontextuellen Spannungsfeld von „Hörsaal – Kirche – Stadt und Kultur“ (Tagungsbericht), in: Liturgie und Kultur 2 (2013), 21–29, bes. 21–24.

11 11:15 Uhr statt 10:00 Uhr.

12 Gemeint ist hier die Nutzung, nicht das institutionell-rechtlich verankerte Eigentumsverhältnis.

rend der Vorlesungszeit (Bonn,¹³ Göttingen, Kiel,¹⁴ Münster), 14tägig im Semester (Marburg, Wintersemester), monatlich im Semester (Marburg, Sommersemester, Rostock). In diesen Kirchen gibt es weitere gottesdienstliche Formate. In Bonn werden während des Semesters wöchentliche Mittagsandachten in der Universitätskirche gefeiert, die von Studierenden vorbereitet und durchgeführt werden. Zum Gottesdienstangebot in Heidelberg zählen seit ca. 1950 als feste Einrichtung die wöchentlich gefeierte Evangelische Messe¹⁵ an jedem Mittwochmorgen um 7 Uhr¹⁶ und seit über fünf Jahren der Queergottesdienst, der von Studierenden oft in Zusammenarbeit mit dem Universitätsprediger einmal pro Semester gestaltet und gefeiert wird. In Leipzig werden mittwochabends Vespern in thematischer Ausrichtung, z. B. als Semesterthema, gestaltet. An einigen Orten gibt es stark ausgebaute Kooperationen mit der ESG, an anderen Orten offene oder unterschwellige Konkurrenz. Bei der Tagung der Universitätsprediger:innen 2012 war dazu ein Ergebnis, dass an den Orten mit starker Zusammenarbeit auch die Universitätsgottesdienste von starker studentischer Präsenz und Mitverantwortung profitieren.

In den eigenen Universitätskirchen werden auch in gewisser Regelmäßigkeit Kasualgottesdienste gefeiert, meist Taufen und Trauungen, mitunter Bestattungen von Universitätsangehörigen. Zu besonderen Kasualien zählen die Gedenkgottesdienste für Menschen, die ihren Körper der Medizin gespendet haben: in Göttingen einmal pro Semester, in Rostock einmal im Jahr in Kooperation mit der Medizinischen Fakultät, in Münster als interreligiöse Gedenkfeier. In Leipzig wird als gemeinsame Veranstaltung von Rektorat und Universitätsprediger einmal jährlich das „Universitätsrequiem“ als musikalisch gestaltete Gedenkfeier gehalten mit Nennung der Namen der verstorbenen Universitätsmitglieder.

In besonderen Krisensituationen kann die Universitätskirche einen offenen und sicheren Rückzugsraum bieten und gleichzeitig rituelle und seelsorgliche Hilfe an-

13 Zusätzlich noch Gottesdienste an Heiligabend und Silvester.

14 Zusätzlich noch Gottesdienste an Heiligabend und Silvester.

15 Nach unterschiedlichen Versuchen und Vorformen in den ersten Nachkriegsjahren hat sich seit den 1950er Jahren die Evangelische Messe im mehrheitlich reformiert geprägten Heidelberg durchgesetzt. Sie geht auf liturgische Impulse Peter Brunners, Albrecht Peters' und der Michaelsbruderschaft sowie anderer Kommunitäten zurück, bereichert durch die Integration liturgischer Elemente anderer Konfessionen und Traditionen und wird heute in geteilter Verantwortung unterschiedlicher Funktionen (Liturg, Prediger, Kantor, Küster, Fürbitter) mit starker studentischer Mitwirkung gefeiert und seit den 1960er Jahren mit einem geselligen Frühstück in der Kirche abgeschlossen. Zur Liturgie vgl. Habicht, Tobias/Karcher, Stefan/Reichel, Hanna (Hg.), „... zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“. Eine homiletische Festschrift zu Adolf Martin Ritters 80. Geburtstag (Impulse aus der Heidelberger Universitätskirche Bd. 4), Heidelberg 2013, 19–41. Zu den Chancen und Grenzen seiner Sozialität vgl. die empirische Untersuchung von Martin, Tanja, Die Sozialität des Gottesdienstes. Zur sozialen Kraft besonderer Gottesdienste (Praktische Theologie heute 158), Stuttgart 2019, 238–319.

16 Allein der Mittwoch nach Weihnachten bleibt ausgenommen.

bieten. Nach dem Amoklauf an der Heidelberger Universität im Januar 2022 gelang es beispielsweise, die Universitätskirche über drei Wochen jeden Tag vom 9 Uhr bis 21 Uhr offen zu halten und hier einen Raum der Stille und seelsorgliche Gespräche zu ermöglichen. Auch die „Gedenkfeier“ fand auf Bitten des Rektorats in der Universitätskirche unter der Leitung und Verantwortung des Universitätspredigers statt, sollte aber nicht als christlicher Gottesdienst bezeichnet werden. Dennoch war die mit Rektorat und Landesregierung abgestimmte Liturgie samt Predigt und einigen Zeichenhandlungen christlich imprägniert. Gedenkworte seitens der Politik und der Universität wurden in die Feier integriert, ebenso das Gedenken der Religionsvertreter, die gemeinsam auftraten und handelten.¹⁷

Bemerkenswert ist hieran, dass der Universitätskirche und ihren Vertreter:innen aufgrund ihrer traditionellen Rolle und Erfahrung seitens der säkularen Einrichtung die Gestaltungs- und Deutungskompetenz zugesprochen wird, in solchen Krisen und Katastrophen angemessen und helfend zu agieren.¹⁸ Auch jenseits solcher dramatischen Situationen zeigen die genannten Beispiele,¹⁹ wie in Universitätskirchen auch durch Gottesdienste einschließlich der Kasualien stellvertretend gehandelt werden kann. Dies erfordert Erfahrung und Sensibilität in der Begegnung mit den betroffenen Menschen sowie – heute in verstärktem Maße – beim selbstverständlichen und achtsamen Umgang mit Erwartungen und Ressourcen anderer Religionen und Weltanschauungen. Auch wenn das Amt des Universitätspredigers in Zeiten engster Verbindung von Kirche und Staat entstanden ist und diese Spuren möglicherweise noch in sich trägt, sind die genannten Gottesdienste kein Rückfall in vormoderne Zeiten, sondern können als Beispiele öffentlicher Relevanz des Religiösen gedeutet werden, wodurch die Universitätskirche als exemplarischer Ort im säkularen Kontext ihre Rolle als Interpretationsgemeinschaft wahrnehmen, das „orientierende Potential religiöser Sprache und ihrer semantischen Gehalte in die grundlegenden Wertkonflikte der Gegenwart“²⁰ einbringen und auf diese Weise – im gelingenden Fall –

17 Das waren der katholische Erzbischof, der evangelische Landesbischof, ein Vorstandmitglied der Jüdischen Kultusgemeinde Heidelbergs und der Imam einer hiesigen Moscheegemeinde. Absprachen und Rollenverteilung waren einvernehmlich und unproblematisch.

18 Dies geschieht den Kirchen insgesamt auch (noch) bei gesellschaftlichen Krisen und Katastrophen; vgl. hierzu auch Fechtner, Kristian/Klie, Thomas (Hg.), *Riskante Liturgien. Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit*, Stuttgart 2011.

19 Andere Beispiele sind Gottesdienste in den Universitätskirchen anlässlich der Zeugnisübergabe oder für alle Alumni vor einem Universitätsfest (Göttingen und Bonn) und die gottesdienstliche Gedenkfeier am Volkstrauertag für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in der Heidelberger Universitätskirche und am Gedenkstein der Universität, der an der Außenmauer der Kirche angebracht worden ist.

20 Fechtner, Kristian/Klie, Thomas, *Riskante Liturgien. Zum Charakter und zur Bedeutung von Gottesdiensten in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit*, in: dies. (Hg.), *Riskante Liturgien*, 7–19, 14f. (mit Rückgriff auf Jürgen Habermas' Reflexionen zur Dialektik der Säkularisierung).

eine „Transzendenzvermutung“ in Wort und Geste bekräftigen kann.²¹ Dies geschieht derzeit noch so gut wie nie in interreligiöser Ausrichtung, was auch an fehlenden Beziehungen und Netzwerken liegt. Hier können die Universitätsstandorte mit mehreren Theologien eine Vorreiterrolle spielen, ebenso die Studierendengemeinden.

Neben der Kontakt- und Begegnungsfläche zur säkularen Universität gelingt es an einigen Orten, die alte Konkurrenz zu den Stadtkirchen zu mildern oder zu beseitigen. Daran haben vor allem die Universitätsgottesdienste, die in den Stadtkirchen gefeiert werden, großen Anteil. Auch wenn es vor Ort zwischen Gästen und Gastgebern immer wieder Abstimmungsbedarf gibt, ist die Präsenz der Universität in den Kirchen willkommen und dient nicht selten der gegenseitigen Bereicherung. Dass zumindest an einem Ort, in Rostock, eine evangelische Kirchengemeinde in der Universitätskirche mit regelmäßigen, 14-tägigen Sonntagvormittagsgottesdiensten zu Gast ist,²² ergänzt dieses Bild. Gegenseitiges Gastrecht wird auch bei Kirchenrenovierungen gewährt und wechselseitig in Anspruch genommen. Mitunter gibt es regelmäßige stadtweite Gottesdienste in den Universitätskirchen: zur Eröffnung der Kreissynode in Bonn, am Buß- und Betttag in Marburg.

4. Weitere Veranstaltungen und Konzepte: Kultur und Universität im Kirchenraum

Während in den von den Universitätsgottesdiensten genutzten Stadtkirchen ein reiches kulturelles Programm in der Regel ohne Beteiligung der Universitätsprediger:innen an Planung, Konzeption und Durchführung²³ präsentiert wird,²⁴ ist das Angebot in den eigenen Universitätskirchen nicht weniger reichhaltig: Konzerte, Theateraufführungen, Ausstellungen, Vorträge und je nach Akustik auch Podiumsdiskussionen. Zum Teil finden sie als Veranstaltungen der Universitätskirche statt, zum Teil wird lediglich der Raum gemietet. Hier spiegelt sich die kulturelle und personelle Vielfalt der Universitätsstädte wider mit ihren zahlreichen Chören, Orchestern, Ensembles, Theatergruppen, Performance-Künstler:innen, die immer neu auf der Suche nach geeigneten Aufführungsorten sind und Kunst in vielen Sparten, Ausformungen und Traditionen darbieten und spielen.

21 Vgl. ebd., 15.

22 In Göttingen und Heidelberg sind z. B. ausländische Gemeinden mit regelmäßigen Gottesdiensten in den Universitätskirchen zu Gast.

23 In München kommt dies allerdings in unregelmäßigen Abständen vor.

24 Dennoch kommt es natürlich auch hier zu möglichen Synergien: exemplarisch in Mainz dadurch, dass die zentrale und größte evangelische Kirche die Heimatkirche des renommierten Mainzer Bachchores ist, der gleichzeitig dort in jedem Universitätsgottesdienst eine Bachkantate zur Aufführung bringt. Dass diese Synergie neuerdings unter enormem Einsparungsdruck steht, soll nicht verschwiegen werden.

Durch diese Vielfalt sind die Universitätskirchen wichtige kulturelle Standorte innerhalb der Stadt und an einigen Orten auch aktive Akteurinnen, in Leipzig z. B. durch die fest installierte „Universitätsmusik“,²⁵ in Marburg durch die Performance- und Ausstellungsreihe „Liturgy Specific Art“.²⁶ Ähnlich wie in der Citykirchen- und Kulturkirchenarbeit werden dadurch nicht zuletzt kulturinteressierte Menschen angesprochen und gleichzeitig Netzwerke mit unterschiedlichen Künstler:innen gebildet und gepflegt. Hierbei können nicht zuletzt die kirchlich angestellten Künstler:innen, also die Kirchenmusiker:innen, ihre musikalische Kompetenz einbringen und gleichzeitig Brücken zu anderen Künsten bauen. Da in den Universitätskirchen häufig hochqualifizierte Musiker:innen tätig sind, sind sie als solche Brückenbauer in der Regel geeigneter als die Universitätsprediger:innen mit ihren je unterschiedlich ausgeprägten künstlerischen Begabungen oder Interessen hinsichtlich des Kulturmanagements.

Deutlich weniger häufig als kulturelle Angebote sind abgesehen von Gottesdiensten erstaunlicherweise andere Veranstaltungen seitens der Universität und ihrer Einrichtungen. Theologische Fakultäten nutzen die Universitätskirche naturgemäß öfter. Neben regelmäßigen Lehrveranstaltungen in Homiletik, Liturgik, Kirchenmusik (Heidelberg, Leipzig, Münster) gibt es in mehreren Universitätskirchen Abschlussfeiern, Zeugnisübergaben und ähnliches.

Nicht-theologische Universitätseinrichtungen nutzen die Universitätskirchen jedoch ausgesprochen selten. Bei der Umfrage 2023 hat nur die Heidelberger Universitätskirche hier regelmäßige Veranstaltungen angegeben.²⁷ Im Sommersemester 2011 wurde das dortige 625jährige Universitätsjubiläum in großen, öffentlichkeitswirksamen Formaten gefeiert. Dazu gehörte auch ein ökumenischer Festgottesdienst in der Universitätskirche mit prominenter Beteiligung.²⁸ Gleichzeitig wurde 2011 auf Initiative von Joachim Wambsganß, einem bekannten Heidelberger Astronomen, und dem Universitätsprediger eine Vortragsreihe in der Universitätskirche durchgeführt, die unter dem Titel „Akademische Mittagspause: Halbe Heidelberger Stern-

25 Universität Leipzig, Leipziger Universitätsmusik, <https://www.unimusik.uni-leipzig.de> (13.11.2024).

26 Die Reihe wurde durch das 2022 geschlossene Institut für Kirchenbau und Kunst der Gegenwart initiiert und durchgeführt: <http://www.liturgyspecific.art> (13.11.2024). Das Webzine *kunst-religion* führt hier einiges weiter: <https://kunst-religion.de> (13.11.2024).

27 Hierzu korrespondieren auch die Mitteilungen in der Umfrage, dass derzeit an keinem Ort strategische Planungen zu weiteren Öffnungen verfolgt und umgesetzt werden. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass an einigen Orten nicht einzelne (!) konkrete Veranstaltungen, die universitäts- oder stadtweit wirken, durchgeführt werden (z. B. neben Heidelberg in Bonn, Göttingen und Rostock). In Kiel sind universitätsweite Veranstaltungen in der Ordnung für die Universitätskirche explizit vorgesehen, ohne dass dies hier bisher genutzt worden wäre: Die Universitätskirche ist bestimmt für „[...] besondere Veranstaltungen der Universität, sofern sie nicht den Grundsätzen der Landeskirche für die Überlassung kirchlicher Räume widersprechen.“

28 Universität Heidelberg, 625 Jahre Ruperto Carola. Festwoche vom 25. Juni bis 02. Juli 2011, https://www.uni-heidelberg.de/md/kampagnen/625jahre/fb_festwoche_jubilaeum_final.pdf (10.10.2024).

stunden“ neue Forschungen aus der Astronomie präsentierte: An jedem (!) Werktag des Semesters gab es allgemeinverständliche wissenschaftliche Kurzvorträge für alle Interessierten, insgesamt 70 Vorträge, die nachträglich in einem reich bebilderten Sachbuch veröffentlicht wurden.²⁹ Das Format war nicht zuletzt aus Sicht des Rektorats und vieler Professor:innen der Universität so erfolgreich, dass seitdem in jedem Sommersemester eine andere Fakultät oder ein Sonderforschungsbereich in der Universitätskirche die „Akademische Mittagspause“ durchführt; nicht wenige sind auch über YouTube verbreitet worden.³⁰ Das ist inzwischen eine feste Einrichtung innerhalb der universitären Wissenschaftskommunikation und -vermittlung für die Stadt.³¹

Für den Ort der Universitätskirche sprachen zunächst die gute Erreichbarkeit und der niedrigschwellige Zugang. Das nicht weit entfernt gelegene Hörsaalgebäude wurde von den Verantwortlichen der Astronomie als deutlich hochschwellig und daher unbrauchbar eingeschätzt. Durch die Wahl dieses Raumes, obwohl pragmatisch begründet, ereigneten sich aber weitere Deutungen, Anmutungen und Interdependenzen. Es gab bei einzelnen Astronomen anfänglich durchaus Irritationen, ihre Wissenschaft in einer Kirche zu präsentieren. Das wurde später in der rückblickenden Podiumsdiskussion zur Buchpräsentation auch öffentlich (in der Universitätskirche) geäußert, blieb aber ein Minderheitsvotum. Andererseits äußerte sich bei einer anderen Mittagspause ein Naturwissenschaftler dahingehend, dass der Kirchenraum seinem Vortrag über Biologie „eine andere Dimension“ zufüge. Mit dieser Dimension war erkennbar eine „Transzendenzvermutung“ avisiert, also ein hier diskret bleibender Hinweis³² auf religiöse Erweiterungen, die in diesem Fall der Raum anbietet und freisetzt.

29 Wambsganß, Joachim (Hg.), *Universum für alle. 70 spannende Fragen und kurzweilige Antworten*, Berlin/Heidelberg 2013. Am Ende des Buches (ebd., 434–439) hat der Universitätsprediger auch den Raum der Universitätskirche als Veranstaltungsort beschrieben.

30 Fachrichtungen der „Mittagspausen“ waren z. B.: Medizin, Jura, Mathematik, Germanistik, Theologie und Musik, materiale Textkulturen, structures/Strukturen des Lebens, Universitätssammlungen, Gesundheitswissenschaften. Unter den vielen bei YouTube veröffentlichten „Mittagspausen“ erreichte die „Mathematikvorlesung auf den Kopf gestellt“ von Christian Spannagel übrigens über 1,7 Millionen Klicks – eine Reichweite, von der kirchliche, theologische oder bildungsbezogene Angebote sonst nur träumen können: Universität Heidelberg, Mathematikvorlesung auf den Kopf gestellt, <https://www.youtube.com/watch?v=L0xTXGahEus&t=4s> (21.10.2024).

31 Vgl. hierzu auch die Begrüßung durch den Universitätsprediger beim Start der Akademischen Mittagspause im Sommersemester 2024: <https://www.youtube.com/watch?v=I0NPrvMrXBc&list=PL-RH23xxpyNHYMVp9G3sv1FE275VRwWFp> (21.10.2024).

32 Vgl. Fechtner, Kristian, *Diskretes Christentum. Religion und Scham*, Gütersloh 2015: „Diskretes Christentum [...] ist eine bestimmte Weise religiösen Erlebens und religiöser Kommunikation. Religion wird in ihm eher in zurückgenommener und abgedeckter Form gelebt. [...] [D]ie Rede vom Diskreten Christentum [ist] kein Programm, sie enthält aber eine Aufgabe: christliche

Auch die Kunst im Raum bot Resonanzen und Erweiterungen an: die neugestalteten Kirchenfenster von Johannes Schreiter und regelmäßig seit drei Sommersemestern wöchentliche Kurzkonzerte, die thematisch und organisatorisch in die „Akademischen Mittagspausen“ integriert worden sind. Letztere gehen auf die Initiative von Carsten Klomp, bis 2024 Professor an der Heidelberger Hochschule für Kirchenmusik und Organist der Universitätskirche, zurück. Auch hier ergaben sich, zunächst ungeplant, dadurch Interdependenzen und Synergien, dass durch die Musikalischen Mittagspausen inspiriert einzelne musikkaffine Vortragende z.B. abstrakte Theorien zu Strukturen und Transformationen im Kosmos mit musikalischen Metaphern oder gar einem aufgeführten Musikstück veranschaulichten. Raum und Traditionen der Kirche boten hier also Begegnungsflächen für bildungsinteressierte Menschen unterschiedlicher Herkunft und verschiedenen Alters und für Wissenschaft und Kunst in Theorie und *performance*.

Die Beispiele zeigen, wie der traditionsreiche Raum der historischen Universitätskirche durch sein Interieur und seine Gegenstände zu Resonanzen und auch zu Widersprüchen führt, die sich am Ende konstruktiv und anregend auswirkten.

Gleichzeitig benötigen solche Veranstaltungen Raumveränderungen und logistische Klärungen. Notwendig sind bewegliche Stühle, eine professionelle Akustikanlage in der Kirche, am besten mit Headsets,³³ und eine dem Raum angepasste Ausstattung mit Beamer und transportabler Leinwand. Dies führte in der Heidelberger Universitätskirche zur Platzierung der Leinwand vor dem modern gestalteten Tischaltar, der dadurch nur noch etwas sichtbar blieb, und damit neben dem Ambo, von dem aus vorgetragen und die Power-Point-Präsentation gesteuert wurde. Diese Raumveränderung, die nach jeder Veranstaltung wieder abgebaut wurde,³⁴ bewirkte einerseits eine gewisse Vortragsatmosphäre, konnte aber andererseits die religiösen Spuren im Raum keinesfalls beseitigen. Der große und historisch gewachsene Raum wirkt immer stärker als die individuellen Akteur:innen.

Diese Wirkung des Raums zeigt sich auch in dem zweiten regelmäßigen Veranstaltungsformat der Heidelberger Universitätskirche, dem „Luthermahl“. Hierbei handelt es sich um ein in der Reformationsdekade mit ihren Jubiläen entwickeltes Format: ein festliches Mahl im Kirchenraum, das jährlich im Umfeld des Reformationsfestes stattfindet und zu dem Universitätsangehörige aus allen Fakultäten samt

Religion so wahrzunehmen und so zu gestalten, dass sie nicht bedrängt und bloßgelegt wird.“ (177, ohne Hervorhebungen des Originals).

33 Headsets sind gerade auch für Gottesdienste hilfreich, die den gesamten Raum kreativ nutzen und bespielen, statt nur die Achsen von vorn nach hinten oder gar von oben nach unten wahrzunehmen.

34 Das braucht kundige Hiwis, die die Veranstaltung begleiten und Leinwand wie Mikrofone einrichten. Wie diese Arbeit und der Eingriff in den Raum konkret aussah, zeigt ein humorvolles Kurzvideo: https://www.youtube.com/watch?v=tPdRB_JKFu8 (21.10.2024).

Begleitung eingeladen werden, etwa 70 bis 80 Personen. Als Tischreden halten ein:e prominente:r Kirchenvertreter:in einen Vortrag, ein Universitätsmitglied eine Response. Beides führt stets zu angeregten Diskussionen in den Tischrunden.³⁵

Auch hierfür sind Raumveränderungen und ein nicht geringer logistischer, personeller und damit auch finanzieller Einsatz notwendig. Die Kirche wird von einem größeren Team leergeräumt, gesäubert und dann mit Tischen, Decken, Blumen und Geschirr festlich eingedeckt; im vorderen Bereich der Kirche werden Stehtische für einen Sektempfang aufgestellt, so dass sich dort vor dem Festmahl informelle Gesprächsrunden ergeben können. Die Kirche hat glücklicherweise eine größere Küche und einen abgegrenzten Nebenraum, in dem ein Caterer das Abendessen vorbereitet, das dann vom Team serviert wird. Der Zeitrahmen der Veranstaltung ist 18:30 Uhr bis 22:00 Uhr. Anschließend benötigen die Reinigungs- und Aufräumarbeiten je nach Teamgröße ca. zwei Stunden.

Dass in der Kirche gegessen und getrunken wird, ist für die meisten heute nicht (mehr) anstößig, verbindet es doch die gemeinsame Mahlzeit mit Geselligkeit und Gemeinschaft³⁶ und findet in Jesu Mahlgemeinschaften und dem Abendmahl Anknüpfungs- und Orientierungspunkte. In der Heidelberger Universitätskirche sind gemeinsame Mahlzeiten zudem schon seit den 1960er Jahren üblich.³⁷

Dass in der Universitätskirche auch jenseits des Gottesdienstes Begegnungsräume von Akteur:innen aus universitären und kirchlichen Professionen angeboten und wahrgenommen werden, braucht die Bereitschaft der Verantwortlichen, den Raum zu verändern und je nach den Erfordernissen zu gestalten. Diese Bereitschaft zu Beweglichkeit und Veränderung erhält ihr Gegengewicht gleichzeitig durch die Einsicht in den starken Anstoß des Kirchenraums samt seiner Spuren zu Verstehens- und Deutungsprozessen. In ihnen, nicht im Raum als solchem, zeigt sich Heiligkeit insofern, als dass Transzendenzvermutungen zu unverfügbar bleibenden Transzendenz-erfahrungen führen können, auch wenn diese nur zurückhaltende oder diskrete

35 Vgl. hierzu auch meine Einleitung zum Luthermahl 2021 mit dem Vortrag von Volker Jung über das Thema „Kirche und Digitalisierung inmitten von Corona“, in: Held, Benjamin/Kirchhoff, Thomas/van Oorschot, Frederike/Stoellger, Philipp/Werkner, Ines Jacqueline (Hg.), *Coronafolgenforschung (FEST kompakt. Analysen – Stellungnahmen – Perspektiven 3)*, Heidelberg 2022, 123–125. Tischreden hielten u. a. Heinrich Bedford-Strohm, Jochen Cornelius-Bundschuh, Jonas Grethlein, Martin Hailer, Martin Hein, Volker Jung, Thorsten Moos, Bernd Schneidmüller, Irmgard Schwaetzer, Heike Springhart, Philipp Stoellger, Klaus Tanner und Dorothee Wüst.

36 So z. B. in dem von der Badischen Frauenarbeit seit Jahren veranstalteten „Frauenmahl“ oder aber in den Vesperkirchen mit ihrer starken seelsorglich-diakonischen Ausrichtung auf Wertschätzung und Anerkennung.

37 Vgl. oben Anm. 15. Dazu erfolgte in jenen Jahren der Einbau einer Küche in die historische Kirche durch den damaligen Universitätsprediger Paul Philippi – eine damals sehr ungewöhnliche, aber weitzblickende Entscheidung.

Ausdrucksformen finden. Dies wiederum korrespondiert durchaus mit den Rahmenbedingungen und Konventionen akademischer Kommunikation über existentielle Fragen. Sie zu pflegen und dem Evangelium entsprechend zu vertiefen, ist eine bleibende und lohnende Aufgabe evangelischer Universitätskirchen.

Kirchen als Orte akademischer Feiern – eine Frühform hybrider Nutzung

Kirche und Zivilgesellschaft finden selbst in Ländern mit strikter Trennung von Staat und Religion zuweilen zusammen, so etwa bei der Wiedereinweihung der Kathedrale Notre Dame in Paris am 7. Dezember 2024. Die mittelalterlichen Kathedralen gehörten nie bestimmten Personenkreisen wie etwa den Klerikern, sondern der ganzen Stadtgesellschaft, die sie repräsentierten. Dies gilt in gewisser Weise bis heute.¹ Die symbolische Bedeutung von Notre Dame in Paris nutzten selbst die Protagonisten der Französischen Revolution, wobei die Kathedrale in der Zeit der Restauration bald wieder ihre staatstragende Bedeutung zurückerhielt.²

Die Kirchengebäude hatten neben den in engerem Sinn religiösen stets auch weitere Funktionen, wobei die Trennung der Lebensbereiche erst eine Folge neuzeitlicher Entwicklungen ist. Das gilt in besonderem Maß für die Hauptkirchen der Städte, die der Bevölkerung als Versamlungs- und Verweilstätten öffentlichen Raum boten. Diese eigneten sich dann auch als Orte der Repräsentation unterschiedlicher gesellschaftlicher Institutionen, seien sie höfischer oder bürgerchaftlicher Art. Die Beharrungstendenz von traditionellen Repräsentationsritualen zeigt sich bis hin zu deren heutigen Surrogaten im Schützen- und Karnevalsbrauchtum.³

Es kann daher nicht verwundern, dass Kirchen auch für die Universitätskultur eine bedeutende Rolle spielten. Dienten sie den noch nicht etablierten *universitates* als Vorlesungs- und Disputationsort,⁴ so gestaltete sich das Verhältnis zur Kirche als Institution durchaus ambivalent: „Die Entwicklung der mittelalterlichen *universitas* zur eigenständigen Lehr- und Lernkorporation vollzog sich grundsätzlich als eine Entwicklung *in* der Kirche wie auch als Emanzipation *von* der Kirche“,⁵ wie Rainer

1 Vgl. in Bezug auf den Kölner Dom: Kermani, Navid, Ungläubiges Staunen. Über das Christentum, München 2015, 267: „Ansonsten möchte ich zum Dom zunächst soviel nur sagen, daß mich seit der ersten Klassenfahrt nach Köln die Vorstellung erhob, zu seinen Füßen zu leben, und ich mir der Erfüllung jedesmal dankbar bewußt werde, wenn ich zu ihm aufblicke.“

2 Vgl. Gerhards, Albert, Rituale der Revolution und die Frauen. Ein Beitrag zur Erforschung der Liturgiekritik und alternativer Festorganisationen, in: Ders./Berger, Teresa (Hg.), Liturgie und Frauenfrage. Ein Beitrag zur Frauenforschung aus liturgiewissenschaftlicher Sicht (Pietas Liturgica 7), St. Ottilien 1990, 253–268; ders., Te Deum laudamus – die Marseillaise der Kirche? Ein christlicher Hymnus im Spannungsfeld von Liturgie und Politik, in: Liturgisches Jahrbuch 40 (1990), 65–79.

3 Vgl. in Bezug auf den Karneval: Gerhards, Albert, Kirche und Karneval – in Köln kompatibel, in: Feinschwarz. Theologisches Feuilleton: <https://www.feinschwarz.net/kirche-und-karneval-in-koeln-kompatibel/> (05.02.2025).

4 Müller, Rainer A., Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule, München 1990, 2. Aufl. Hamburg 1996, 11.

5 A.a.O., 13.

M. Müller feststellt. Er schildert in seiner Geschichte der Universität die komplexe Wechselbeziehung anhand der Pariser Universität, die im Mittelalter kein eigenes Domizil hatte. Die Vorlesungen fanden je nach Fakultät an unterschiedlichen Orten statt. „Die Theologen hatten in der Kathedrale, dem Kapitelsaal und schließlich in der Sorbonne ihre wichtigsten Räumlichkeiten; die Mediziner lehrten in Privatsälen. Als Zentrum der Universität galt im 13. Jahrhundert die Kirche der Benediktiner zu St. Julien-le-Pauvre.“⁶

Die Universität Bologna war zunächst eine juristische Lehranstalt, der die Theologie erst später inkorporiert wurde. Die Gebäude waren auch hier auf die Stadt verteilt. „Die Stadt finanzierte Mitte des 15. Jahrhunderts den Ausbau von St. Petronio zum zentralen Hörsaalgebäude der Juristen, in dem freilich eine Nutznießung der Räume durch Artisten und Mediziner nicht vorgesehen war. Eine volle Konzentration der universitären Lehrstätten gelang erst 1563, als Juristen, Mediziner und Artisten das an Stelle der ‚Schulen von St. Petronio‘ errichtete ‚Archiginnasio‘ beziehen konnten. Die Kurie wollte durch diesen Neubau eine Erweiterung von St. Petronio verhindern, um St. Peter in Rom keine bauliche Konkurrenz erwachsen zu lassen.“⁷ Für die Universität Oxford bildete die St. Mary’s Church an der High Street das Zentrum, „wo die Magistervollversammlung tagte, wo sich die Schatzkammer (Archiv) der Universität sowie der Sitz des Gerichtes befanden und auch die Disputationen und Promotionen abgehalten wurden.“⁸

Kirchengebäude boten sich zunächst anscheinend wegen ihrer Raumgröße für den Universitätsbetrieb an. Mit der Zeit erhielten die Universitäten jedoch eigene repräsentative Gebäude mit entsprechenden Versammlungskapazitäten. Die Universitäts-aula oder das *Auditorium maximum* übernahm manche der Funktionen, die vorher in Kirchen stattgefunden hatten. Dadurch verloren die Kirchengebäude im Universitätsleben aber keineswegs ihre Bedeutung. Zum einen waren und sind Kirchen Gedächtnisorte mit ihren Grabdenkmälern für verstorbene Universitätslehrer oder Stifter.⁹ Die Bedeutung von Kirchengebäuden für die Universitätskultur lag aber vor allem in ihrer Funktion für die Universitätsrituale, die keineswegs nur als zeremonielles Beiwerk zu verstehen sind, sondern als performative Akte, die Wirklichkeit konstituieren. Marian Füssel hat die Universitätsrituale vom Mittelalter bis zur Gegenwart eingehend erforscht. Er untersucht die Promotion als den entscheidenden *rite de passage* im Leben des Akademikers in ihrer Eigenschaft als rituelle Praxis der Initiation

6 A.a.O., 34.

7 A.a.O., 36.

8 A.a.O., 37.

9 Vgl. Kohn, Renate, St. Stephan als Bühne für festliche Zeremonien der Universität Wien, in: Kintzinger, Martin/Wagner, Wolfgang Eric/Füssel, Marian (Hg.), Akademische Festkulturen vom Mittelalter bis zur Gegenwart – Zwischen Inaugurationsfeier und Fachschaftsparty (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 15), Basel 2019, 99–115.

in der Vormoderne.¹⁰ Es handelte sich um ein Einsetzungsritual in einen eigenen Stand, wobei die Graduierung an den meisten Universitäten einen ähnlichen Verlauf in zwei Hauptteilen nahm: zunächst die inhaltliche Examinierung durch mündliche Prüfung und Disputation, dann der zeremonielle Teil der rituellen Investitur mit den Zeichen der Doktorwürde. Das eigentliche Promotionsritual setzte sich nach erfolgter Zulassung im Wesentlichen aus drei Sequenzen zusammen: einer Prozession zur Promotionsstätte, dem eigentlichen rituellen Einsetzungsakt und einem gemeinsamen Abschlussmahl.¹¹

Im Folgenden geht es um die Frage, ob und auf welche Weise Kirchengebäude bei Universitätsritualen eine Rolle gespielt haben. Das soll an einigen konkreten Beispielen dargestellt werden.

Balthasar Fischer hat vor einem halben Jahrhundert die damals 500jährige Geschichte der Promotionsfeier an der Theologischen Fakultät Trier erforscht. Die erste fand 20 Jahre nach ihrer Gründung und zweieinhalb Jahre nach Aufnahme ihres Lehrbetriebs im Jahr 1473 statt, und zwar *in ecclesia Trevirensi maiore*, d. h. im Trierer Dom.¹² Über den genauen Ablauf dieser ersten Promotion gibt allerdings erst eine um 1500 niedergeschriebene Fassung der Diözesanstatuten Auskunft, gemäß der die Promotion allerdings nicht mehr im Dom, sondern *in aliqua notabili ecclesia* stattfand, wobei die Promotionslisten des 15. und 16. Jahrhunderts unterschiedliche Innenstadtkirchen ausweisen.¹³ Die Ordnung orientiert sich an der Erfurter Promotionsfeier. Nach der Disputation am Vortag beginnt am nächsten Morgen die Promotion. Erstmals darf der Promovend die Cathedra besteigen, sodann werden ihm Insignien überreicht: ein Ring (sofern er Weltpriester und nicht Ordensmann ist) und das runde schwarze Doktor-Birett. Darauf folgt die eigentliche Promotions-Formel sowie die *fraterna incorporatio* unter die Doktoren der Theologie durch den Kuss, den der Promotor dem Promovierten gibt. Der Promotionsakt schließt mit dem Segen des Promotors über den Promovierten. Darauf folgt ein Vortrag des Doktors über ein biblisches Thema mit anschließender Disputation. „Erst dann folgt eine detaillierte Dankansprache des novellus doctor, nach der der Promotor sich mit seinen Assistenten und dem Promovierten zum Hochaltar begibt, um dort kniend Gott de

10 Vgl. Füssel, Marian, Ritus Promotionis. Zeremoniell und Ritual akademischer Graduierungen in der frühen Neuzeit, in: Schwinges, Rainer Christoph (Hg.), Examen, Titel, Promotionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert, Basel 2007, 411–450.

11 Vgl. a.a.O., 419 f.

12 Fischer, Balthasar, Die Promotionsfeier der Theologischen Fakultät Trier 1473–1798 und 1950–1973, in: Droege, Georg/Frühwald, Wolfgang/Pauly, Ferdinand (Hg.), Verführung zur Geschichte. Festschrift zum 500. Jahrestag der Eröffnung einer Universität in Trier, Trier 1973, 198–219, 199.

13 Vgl. a.a.O., 200 (Anm. 14).

actu celebrato dankzusagen. Danach erklingen Orgel, Trompeten, Glocken und Trommeln pro reverentia novi luminis fidei.“¹⁴

Im Lauf der Zeit ändert sich der Ritus im Detail. Die wichtigste Änderung für den Zusammenhang dieses Beitrags besteht darin, dass in der 1625 niedergeschriebenen Ordnung der inzwischen von den Jesuiten geleiteten Fakultät erstmals erwähnt wird, dass die Promotion nicht mehr in der Kirche, sondern *in aula theologica* stattfindet oder an einem anderen, von der Fakultät angewiesenen Ort. Fischer schreibt den Ortswechsel, den es auch in Freiburg gegeben hat, dem „weniger liturgiefreundlichen Klima“ zu, das mit dem Einzug der Jesuiten angebrochen sein mag.¹⁵ Am Ende der ausführlichen Schilderung des Promotionsaktes in der Aula heißt es: „Beim Hinabsteigen des Promotors und des Promovierten von der Kathedra erklingen Trompeten, und man zieht zur Kirche. Beim Einzug wird mit Orgelzwischenspielen das Te Deum gesungen. Bis zum Ende des Gesangs kniet der Promotor – wenn zwei Kandidaten gleichzeitig promoviert werden – in der Mitte zwischen ihnen an den Stufen des Hochaltars. Ein letzter Absatz regelt das frugale convivium, das die Fakultät dem Promovierten und seinen Gästen zubilligte.“¹⁶

Im Jahr 1775, zwei Jahre nach dem Verbot des Jesuitenordens, erhielt die Fakultät eine eigene Promotionsaula. Die erste dort abgehaltene Promotionsfeier fand in Anwesenheit des Kurfürsten Klemens Wenzelslaus statt. Nur wenige Jahre, bis zur Auflösung der Fakultät im Jahr 1798, konnte die Aula ihre Funktion erfüllen, und erst ab dem Jahr 1964 nach Kriegszerstörung und Wiederaufbau dient sie der neuerrichteten Theologischen Fakultät erneut in ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung. In der Zwischenzeit erlebte der Raum eine wechselvolle Geschichte.¹⁷ Die noch spätmittelalterlich codierte Promotionsfeier ist auch in Trier eine *res mixta* aus Ritualen der Sphären des Rechts und der Religion, wobei der Ortswechsel von der Kirche zur Aula zwar keinen Paradigmenwechsel, wohl aber eine Akzentverlagerung darstellte.

14 A.a.O., 201. Zur Musik in mittelalterlichen Universitätsritualen, hier in Wien, vgl.: Zapke, Susana, Musik, Prozession, Ritus. Performative Formen universitärer Festkultur in Wien nach 1365, in: Kintzinger/Wagner/Füssel (Hg.), Akademische Festkulturen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 227–239.

15 Vgl. a.a.O., 202.

16 A.a.O., 204.

17 „Von März bis Dezember 1798 hat er als Dekadensaal für die republikanischen Gottesdienstfeiern gedient. Am 8. Oktober 1804 sah er einen ‚brillianten Freiball‘ zu Ehren des in Trier weilenden Kaisers Napoleon mit 1500 Lampen auf dem Quadrathof [...]. Von 1819 bis 1861 wurde die Promotionsaula Gymnasialkapelle, in der täglich Gottesdienst gehalten wurde, weil die Jesuitenkirche der evangelischen Gemeinde zugesprochen worden war. [...] Es ist nicht ausgeschlossen, dass der festliche Raum trotz seiner gottesdienstlichen Benützung zugleich weiter als Gymnasial-Aula diente und (wie im 20. Jh.) Ort der jährlichen Abschiedsfeier der Abiturienten mit Überreichung des Abgangszeugnisses war; dann hätte er im Sommer 1835 den Abiturienten Karl Marx auf dem ersten Höhepunkt eines Lebens gesehen, dessen weltweite Auswirkungen in jener Stunde gewiss niemand vorausgesehen hat.“ A.a.O., 217 (Anm. 88).

Ausgehend von den Beobachtungen der Promotionsfeier in Trier ist es naheliegend, die universitäre Nutzung der Kirche St. Ignazio des 1551 gegründeten und bis 1773 von den Jesuiten geleiteten Collegio Romano in Rom in den Blick zu nehmen. Über die akademischen Gepflogenheiten der Vorgängerinstitution der heutigen Universität Gregoriana informiert die *Storia del Collegio Romano* des Jesuiten Riccardo G. Villoslada.¹⁸ Festliche akademische Veranstaltungen fanden sowohl in der Aula des Collegio Romano als auch in der unmittelbar am Kollegsgebäude anschließenden Kirche statt. So heißt es in dem Kapitel über scholastische Dispute und Doktor-Disputationen:

„1673 – 6. September. Man veranstaltete in der Kirche die Disputation der ganzen Philosophie vom Herrn Abt D. Benedetto Panfili. [...] Die ganze Kirche war vornehm geschmückt mit goldgeschnürten Damasten. Es waren viele Kardinäle und sehr viele Prälaten anwesend.“¹⁹

Wie sehr die Jesuiten auf Repräsentation und Nähe zum Zentrum der Macht bedacht waren, zeigt folgende Notiz aus dem Jahr 1721:

„4. Juli. Pater Casini, Magister der Rhetorik, hielt in der Kirche die Lobrede für Papst Innozenz XIII. Die Funktion sollte in der Aula stattfinden und war bereits vorbereitet worden. Der Papst ließ jedoch verlauten, dass er dem gesamten Heiligen Kollegium die Erlaubnis erteile, daran teilnehmen zu können; so gab der P. General in Anbetracht der großen Hitze, die bei einer so großen Zuhörerschaft im Saal herrschen würde, um 21 Uhr die Anweisung, dass die Funktion am nächsten Tag in der Kirche abgehalten werden sollte. In der Nacht wurde die Kirche mit Hilfe von Fackeln prächtig geschmückt, die Kapellen wurden mit Damast geschlossen, zusätzlich zu den Damast auch mit Samtstoffen, die das ganze Kirchenschiff bedeckten; die Porträts der Päpste der Familie Conti wurden mit Epigrammen versehen, und ein großes Porträt des Papstes wurde in der Kirchentür angebracht. Ein Baldachin wurde unter dem Bogen der Kapelle des Hl. Josef errichtet, und auf der gegenüberliegenden Seite wurde der Rednerstuhl aufgestellt. Der vordere Teil des Kirchenschiffs wurde durch zwei kleine Chöre mit einem kleinen Zwischenraum abgeschlossen, der als Durchgang und Eingang zum Theater dienen sollte, und die Chöre waren für die Botschafter und die Verwandten des Papstes bestimmt. Im hinteren Teil der Kirche befand sich eine große Treppe, die für die Instrumente der Sinfonia genutzt wurde. Der Hof war ebenfalls mit Wandteppichen geschmückt, und vor dem großen Tor war eine Inschrift mit dem Wappen des Papstes angebracht. Die Kardinäle wurden von uns ein-

18 Villoslada, Riccardo G., S.I., *Storia del Collegio Romano dal suo inizio (1551) alla soppressione della Compagnia di Gesù (1773)* (Analecta Gregoriana Vol. LXVI), Rom 1954.

19 A.a.O., 270 (eigene Übersetzung, wie auch die folgenden Zitate).

geladen; es waren 29, und sie kamen mit Schleifen und Gewändern, und die Prälaten zählten 100. [...] Achtzehn Schweizer Gardisten wurden einberufen, um den Tumult zu verhindern, und die Kirche wurde zwei Tage lang offen gelassen, um diejenigen zufrieden zu stellen, die sie zu sehen wünschten.“²⁰

Die ausführlichste Schilderung einer akademischen Feier in St. Ignazio stammt aus der Zeit der katholischen Aufklärung unter Papst Benedikt XIV., in der im Collegio Romano erstmals ein Lehrstuhl für Liturgie errichtet wurde, auf den 1748 der Portugiese Emanuele (Manuel) de Azebedo (1713–1796) als erster Inhaber berufen wurde.²¹ Er war ein außerordentlich produktiver Gelehrter, der anscheinend seine Hörer zu begeistern und zu wissenschaftlichen Leistungen anzuapornen wusste. Diese wurden in spektakulären öffentlichen Disputen präsentiert. In einem Brief aus dem Jahr 1751 beschreibt er den Ort einer solchen Veranstaltung:

„Ich habe für diesen Akt (vom 6. Juni) den Tempel unseres Vaters St. Ignatius gewählt, der der Ort ist, an dem diese Universität ihre Veranstaltungen abhält. Er grenzt an unser Haus, weit, großartig, mit hohen und schönen Gewölben, geschmückt mit Gold, Gemälden und Reliefs. [...] Da das Querschiff und der Hochaltar für akademische Handlungen ungeeignet waren, habe ich versucht, sie vom Rest der Kirche zu trennen, indem ich eine 40 Fuß hohe hölzerne Trennwand in Form eines Triumphbogens aufstellte.“

Es folgt eine Beschreibung der Abtrennung der Seitenkapellen und der aufwändigen Ausschmückung des Raums für die akademische Feier. Weiter heißt es:

„Auf der gegenüberliegenden Seite des Triumphbogens befand sich ein wahrhaft königlicher Thron mit einem Baldachin und einem Sessel auf der Predella, und auf der Rückseite das Porträt des Allergläubigsten Königs von Portugal am ersten Tag und am zweiten Tag das Porträt der katholischen Königin von Spanien (Dona Barbara von Braganza). Nicht weit vom Thron entfernt befand sich auf der linken Seite ein Stuhl für die Disputanden, und in fünf halbkreisförmigen Reihen waren auf beiden Seiten angeordnet 500 mit Seide bezogene und mit Gold eingefasste Stühle. Dann folgten vier Reihen von Bänken, und die andere Hälfte des Tempels blieb frei.“

Azebedo betont, dass man keine Kosten und Mühen gescheut habe, um dem Ereignis den gebührenden Glanz zu verleihen. Nie habe die Stadt in Bezug auf Reichtum der Einrichtung, der Anordnung und der Schönheit des Ganzen ein solches Spektakel gesehen. Sogar der Papst war eigens am Vor-

²⁰ A.a.O., 292.

²¹ Vgl. a.a.O., 255–258.

abend der Disputatio gekommen, um sich ein Bild zu verschaffen. „Gnädig aufgenommen in sein Gespräch, informierte ich ihn ausführlich über alles und bot ihm schließlich zwei Bände der zu haltenden Disputationen an, kunstvoll *alla cinese* gebunden mit schönen Illustrationen, und einen Zweig künstlicher Blumen, die so schön waren, dass sie natürlich zu sein schienen, ein Geschenk, das er mit besonderem Wohlwollen annahm.“

Den Tag des Ereignisses selbst schildert Azebedo mit größter Ausführlichkeit:

„Am 6. Juni, um 5 Uhr nachmittags, strömten die Menschen in das Kollegium und die Kirche. Kardinal Neri Corsini, Schirmherr des Königreichs Portugal und Präsident dieses ersten Disputs im Namen des treuesten Königs, traf mit großem Pomp und einem glänzenden Gefolge von Kutschen und treuen Dienern ein, begleitet vom Erzbischof von Damaskus. Ferroni, Sekretär der Heiligen Kongregation der Bischöfe und Ordensleute, und vier Prälaten, nämlich Lercari, Sekretär der Kongregation für die Propaganda Fide, Buffalini, Kommendator des Ordens vom Heiligen Geist, Conti, Sekretär der Kongregation für die gute Regierung, und Correa, Hausprälat Seiner Heiligkeit, mehr als 130 Prälaten und das gesamte Kollegium der Doktoren waren ebenfalls gekommen.“

Dazu kam eine große Zahl von Jesuiten. Nachdem allen ein Band Azebedos „De festis D.N. Jesu Christi“ überreicht worden war, konnte die Veranstaltung beginnen:

„Sogleich begann der Streit. Ich stand auf der Kanzel neben dem Verteidiger, der Pietro Alliod war. [...] Die Kontrahenten waren drei Prälaten der römischen Kurie, Evodio Assemani, der Konsistorialanwalt Rossi und ein weiterer Anwalt. [...]“²²

Villoslada kommentiert die Schilderung Azebedos: „Diese Informationen reichen aus, um den dogmatisch-historischen Charakter des neuen Lehrstuhls für Liturgie und den Pomp, mit dem die akademischen Akte im Rom des 18. Jahrhunderts gefeiert wurden, zu verdeutlichen.“²³

Es wird deutlich, dass man den Kirchenraum wegen seiner Größe und prachtvollen Ausstattung bevorzugte, nicht aber wegen seiner sakralen Bestimmung. Die für den Kult vorbehaltenen Raumteile wurden vielmehr durch Abtrennungen und Kaschierungen ausgespart, und der verbleibende Raum wurde für das akademische Theater neu inszeniert. Darin unterscheidet sich die Disputation des Collegio Romano

22 Azebedo *De divino officio etc.*, col. 1035–1038; Villoslada, *Storia del Collegio Romano*, 259–262.

23 Villoslada, a.a.O., 262.

von der an der Trierer Theologischen Fakultät, die beispielhaft für das Fortleben der spätmittelalterlichen Disputationes in der frühen Neuzeit dargestellt wurde. Steht hier auch noch nach der Übernahme der Fakultät durch die Jesuiten das Ritual als performativer Akt im Mittelpunkt, zu dem neben dem Juridischen auch das Geistliche gehört, ist in Rom das Vordergründig-Zeremonielle so dominant, dass der ursprüngliche Sitz im Leben des akademischen Rituals kaum mehr erkennbar ist. Im Grunde ist dieser barocke Überschwang um die Mitte des 18. Jahrhunderts, der Zeit des Illuminismus, bereits obsolet, der „Riss im Himmel“²⁴ längst vollzogen, für den das Verbot des Jesuitenordens 1773 den (vorübergehenden) Schlusspunkt bildete.

Wie aber sah es an den Universitäten in Städten der Reformation zur Zeit der Frühmoderne aus? Marian Füssel hat den Inaugurationsfeierlichkeiten der Universität Halle im Jahr 1694 eine eigene Untersuchung gewidmet.²⁵ Universitätsrituale hatten die Aufgabe der „Herstellung einer repräsentativen Öffentlichkeit, welche der Visualisierung und Demonstration von Verfassungs-, Lehr- und Gemeinschaftsordnung der Universität diene. Diese richtete sich jedoch nicht bloß nach innen, sondern begründete auch ständische Geltungsansprüche nach außen, etwa gegenüber der städtischen Bevölkerung.“²⁶ Der Gründungsakt hatte eine performative, weil rechtssetzende, Bedeutung. Füssel bezieht sich hier auf eine Zeremonialbeschreibung, eine Quellengattung, die als eine eigene Form von Repräsentation zu begreifen ist, da sie ein idealisiertes Bild eines zeremoniellen Ablaufs beschreibt.²⁷ Das Zeremoniell bestand zunächst im feierlichen Einzug des Fürsten in der Tradition des Adventus und des Huldigungszeremoniells am Vortag des Investiturrituals. Dieses fand nach der Übergabe des Universitätsgebäudes (dem städtischen „Waagehaus“) in der Domkirche der ehemaligen Residenz statt, zu der man sich in feierlicher Prozession begab. Diese war streng hierarchisch gegliedert, alle Protagonisten trugen entsprechende Amtskleidung. Nach fast zwei Stunden erreichte die Prozession unter Glockengeläut die Kirche. „Die Stühle und Bänke der Kirche waren jeweils für eine bestimmte Abteilung der Teilnehmer vorgesehen. Im Innenraum der Kirche hatte man an der Orgel ein mit rotem Tuch überzogenes ‚Theatrum‘ über die ganze Breite der Kirche errichtet, auf dem ein um drei Stufen erhöhter Thron für den Kurfürsten aufgestellt war. Auf beiden Seiten wurden jeweils drei unterschiedliche Stühle aufgebaut, von denen jeweils einer für die Präsentation der Insignien im Inaugurationsakt in Form eines Katheders

24 Vgl. Zehnder, Frank G. (Hg.), Hirt und Herde. Religiosität und Frömmigkeit im Rheinland des 18. Jahrhunderts (Der Riss im Himmel 5), Köln 2000; darin: Albert Gerhards, Die liturgische Entwicklung zwischen 1600 und 1800, 19–36.

25 Füssel, Marian, Universität und Öffentlichkeit. Die Inaugurationsfeierlichkeiten der Universität Halle 1694, in: Freitag, Werner/Minner, Katrin (Hg.), Vergnügen und Inszenierung. Stationen städtischer Festkultur in Halle, Halle 2004, 59–78.

26 A.a.O., 59.

27 Vgl. a.a.O., 62.

erhöht war, so dass sie zusammen mit dem Thron ‚eine gar gute Symmetrie‘ machten.“²⁸ Die detailliert geschilderte Sitzordnung spiegelt die Rang- und Funktionsordnung der Teilnehmer wider. „In einer fein abgestimmten Choreographie wurden so die Vertreter von Universität, landesherrlicher Administration und Adel in eine zeremonielle Ordnung gebracht. Chor und Emporkirche waren zur Rechten mit Männern besetzt, darunter der Kirchenstuhl mit dem Markgrafen von Ansbach und dem kaiserlichen Gesandten Colowrath, auf der Linken befanden sich die ‚einheimischen und frembden Frauenzimmer‘. Von Vertretern der Stadt ist keine Rede, sie dienten, soweit überhaupt zugegen, allein als Publikum. Die minutiöse Gestaltung des zeremoniellen Arrangements verdeutlicht die umweglose Evidenz räumlicher Symbolisierungen für die Etablierung und Visualisierung von Machtverhältnissen.“²⁹ Die Logik des Raums erleichtert zudem die Zuschreibung bestimmter sozialer Rollen: „Oben ist besser als unten, rechts ist besser als links, vorn ist besser als hinten.“³⁰

Die Inauguration fand im Rahmen eines Gottesdienstes statt. Nach der Predigt des Berliner Hofpredigers erfolgte die lateinische Inaugurations-Rede mit der Ernennung des „rector magnificentissimus“ (des sechsjährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm) sowie des Prorektors und der Überreichung der Insignien. Der Tag wurde mit einem opulenten Festmahl beschlossen, das ebenfalls durch eine ausgefeilte Sitzordnung gekennzeichnet war. Die Festlichkeiten setzten sich am nächsten Tag mit öffentlichen Promotionen fort. In feierlicher Prozession zogen Professoren und Kandidaten vom neuen Kollegiengebäude unter Pauken, Trompeten und Glockengeläut in die Marienkirche am Marktplatz, wo die Professoren auf eigenen, mit rotem Tuch präparierten Sitzen Platz nahmen. Die Promotion fand in Anwesenheit des Kurfürsten und seiner Begleitung statt. Danach zog man wieder in Prozession zum Schloss, wo das Festmahl aufgetischt wurde.³¹

Die Informationen aus Halle weisen die dreistufige Struktur der spätmittelalterlichen Promotionsfeier auf, was analog auch auf die Inaugurationsfeier zutrifft. Auffallend ist in Halle aber die deutliche Abgrenzung von der Stadtöffentlichkeit, der man sich als akademische Sozietät zwar offensiv an prominenten Orten (Dom bzw. zentral gelegene Marienkirche) präsentiert, die aber auf die Zuschauer- und Statistenrolle beschränkt bleibt. Damit wird die Besonderheit der Universität und ihrer Angehörigen rituell markiert und konstituiert. Anders als bei den Jesuiten in Rom hatte man allerdings an evangelischen Universitäten offensichtlich keine Probleme damit, den ganzen Kirchenraum für die akademischen Feiern zu okkupieren. Rainer A. Müller präsentiert einen Kupferstich von einer Prorektorats- und Promotionsfeier in der

28 A.a.O., 66.

29 A.a.O., 67.

30 Ebd.

31 Vgl. a.a.O., 70.

Göttinger Universitätskirche bei Anwesenheit des Königs Georg II. im Jahr 1748. Im Chor sind die Prorektoren auf einem seitlichen Katheder versammelt, in der Mitte vor den Stufen zum Kirchenschiff steht ein Tisch (für die Insignien?), der König und sein Gefolge befinden sich auf einer Empore im Kirchenschiff.³²

Als letztes Beispiel wird die Bonner Universitätskirche in den Blick genommen. Es handelt sich um die nach dem Brand des Kurfürstlichen Schlosses im Jahr 1777 neuerrichtete Schlosskirche, die nach napoleonischer Zeit und der preußischen Übernahme des Rheinlandes der 1816 gegründeten evangelischen Gemeinde in Bonn übergeben wurde. Als die 1818 eröffnete Universität in das ehemalige Residenzgebäude einzog, wurde sie zugleich Universitätskirche, was in der Folge zu Problemen führte. Erst 1871 erhielt die Gemeinde mit der Kreuzkirche am Kaiserplatz ihre eigene Pfarrkirche.³³ Damit war die Mitbenutzung durch eine Pfarrgemeinde aber noch nicht zu Ende. Am 19. Januar 1873 fand in der evangelischen Schlosskirche der erste alt-katholische Gottesdienst statt. Die alt-katholische Gemeinde blieb viereinhalb Jahre dort, bis sie 1877 die Gymnasialkirche übernahm.³⁴

Einer der Professoren der Evangelisch-Theologischen Fakultät (und analog einer der Katholisch-Theologischen Fakultät) wurde mit dem Amt des Universitätspredigers betraut, eine bis heute bestehende Institution.³⁵ Thomas Becker stellt in seinem Beitrag über die Geschichte der Bonner Schlosskirche fest, dass die „offizielle“ Haltung der Universität zu dieser Kirche lange Zeit seltsam reserviert gewesen sei. So habe sie bei Universitätsjubiläen und den jährlichen Feiern zunächst keine Rolle gespielt. „Das ist vielleicht die Kehrseite der für Bonn so gerühmten Parität, die den beiden christlichen Konfessionen absolute Ranggleichheit einräumte.“³⁶ Beim 50. Stiftungstag der Universität im Jahr 1868 fanden neben dem Festgottesdienst allerdings auch akademische Feierlichkeiten in der Schlosskirche statt, insbesondere eine Ansprache des Rektors und die Verleihung von Ehrenpromotionen. Dazu hatte der Rektor aber das Presbyterium der Gemeinde in einem Schreiben um Erlaubnis gebeten. „Man fühlte sich als Gast und nicht als Hausherr.“³⁷ Erst seit den 1970er Jahren hat die Universität eine verstärkte Möglichkeit zur Nutzung des Kirchenraums. Der Universitätsprediger

32 Prorektorats- und Promotionsfeier in der Göttinger Universitätskirche, Kupferstich von G.D. Heumann, 1748: Müller, *Geschichte der Universität*, 127; Abb. 44.

33 Vgl. Becker, Thomas, *Die Bonner Schloßkirche*, in: Hübner, Thomas/Schmidt-Rost, Reinhard (Hg.), *Orgelpunkt. Die Geschichte und die Orgeln der Schloßkirche zu Bonn. Festgabe anlässlich der Einweihung der Klais-Organ op. 1882 am Sonntag Cantate, dem 6. Mai 2012*, Rheinbach 2012, 77–102, 89f.

34 Vgl. Berlis, Angela, *Frauen im Prozeß der Kirchwerdung. Eine historisch-theologische Studie zur Anfangsphase des deutschen Altkatholizismus (1850-1890)* (Beiträge zur Kirchen und Kulturgeschichte 6), Frankfurt 1998, 567.

35 Vgl. hierzu den Beitrag von Helmut Schwier in diesem Band.

36 A.a.O., 93.

37 Ebd.

(neuerdings die Universitätspredigerin, jetzt auch zusammen mit einem Beirat) entscheidet über die Nutzung durch Dritte, in besonderen Fällen gemeinsam mit dem Rektor. „Seither übt der Universitätsprediger mit Billigung des Presbyteriums der Kreuzkirchengemeinde das Hausrecht in der Schloßkirche aus. Die Nutzung ist allerdings bei religiösen Gruppen auf Angehörige des Weltkirchenrates beschränkt.“³⁸ Im Zuge der stärkeren Präsenz der Universität im politischen und kulturellen Leben Bonns wurde die Schlosskirche neben den regelmäßigen Gottesdiensten zunehmend für Veranstaltungen unterschiedlichster Art genutzt. Unter dem Titel „Sciences, Humanities & The Divine“ heißt es im gedruckten Semesterprogramm vom Wintersemester 2024/2025: „Das schönste Laboratorium der Welt“ – so wurde die Schlosskirche einmal ausgezeichnet. Und es stimmt: Als Universitätskirche bietet sie den idealen Raum, Glauben und Denken, Gefühl, Ästhetik und Vernunft ins interdisziplinäre Gespräch zu bringen. Denn die Theologie ist eine kritische Wissenschaft, in der nicht nur alles gedacht werden darf, sondern alles gedacht werden muss.“³⁹ Sie fungiert demnach also in erster Linie als zusätzlicher Veranstaltungsort der Evangelisch-Theologischen Fakultät, allerdings mit hybrider Funktion für den interdisziplinären Dialog, für ökumenische Gottesdienste der Absolventinnen und Absolventen, kulturelle Veranstaltungen oder geistliche Konzerte. Öffentlicher Ort der Universität als ganzer ist sie nicht. Der Vorschlag des Verfassers, die nahe dem Beethovenhaus gelegene, barocke Namen-Jesu-Kirche des früheren Jesuitenkollegs, die schon einmal die Universitätskirche der ersten Bonner Universität war, als Hybridraum für die Universität zurückzugewinnen, wurde seinerzeit von der Universitätsleitung abgelehnt, was sie im Nachhinein bedauerte. Das im Besitz des Landes NRW befindliche Gebäude wird nun von der alt-katholischen Kirche als Bischofs- und Citykirche sowie als Kolumbarium genutzt.⁴⁰

Der Parcours durch Kirchennutzungen universitärer Einrichtungen im Lauf der Geschichte zeigte ein breites Spektrum sowohl in der räumlichen Disposition als auch in der Performanz. Der mittelalterliche Kirchenraum war aufgrund seiner Zonierungen (z. B. durch Lettner) eo ipso ein multifunktionaler Raum, der unterschiedlichen Zwecken dienen konnte. Demgegenüber war der barocke Kirchenraum der katholi-

38 A.a.O., 100; allerdings wurde die Schlosskirche während der Renovierung des Bonner Münsters in den Jahren 2017–2021 auch für römisch-katholische Gottesdienste zur Verfügung gestellt.

39 Universität Bonn, Evangelisch-Theologische Fakultät, Die Schlosskirche der Universität Bonn. Sciences, Humanities & The Divine im WS 2024/25. Alle Termine von Gottesdienst bis Kunst; vgl. Universität Bonn, Evangelisch-Theologische Fakultät, Schlosskirche, <https://www.etf.uni-bonn.de/de/schlosskirche> (05.02.2025).

40 Vgl. Namen-Jesu-Kirche, <https://www.namenjesukirche.de> (05.02.2025); dazu: Roth, Hermann Josef, Namen-Jesu-Kirche in Bonn: Bischofskirche im Herzen der Stadt (Fink Kunstführer), Lindenberg im Allgäu 2020.

schen Reform auf bestimmte Funktionen festgelegt.⁴¹ St. Ignazio in Rom musste daher für die Inszenierung des akademischen Theaters aufwendig umgebaut werden. Dies war allerdings dadurch erleichtert, dass sich in der römischen Kirche im Unterschied zu den Jesuitenkirchen nördlich der Alpen keine fest installierten Kirchenbänke befanden. Die Kirchen der Reformation boten gegenüber denen der Altgläubigen anscheinend mehr Entfaltungsraum, wie das Göttinger Beispiel nahelegt. Dies mag sowohl mit der reduzierten Einrichtung als auch mit dem anderen Sakralitätsverständnis zusammenhängen. Die Kirchenräume dienten auch außerhalb der akademischen Feiern als Gedenkort dem Repräsentationsbedürfnis der Universität. Dies gilt nach innen wie nach außen, sowohl in Richtung Universitätsangehörige als auch in Richtung Stadtgesellschaft. Die Feiern selbst hatten vielschichtige Funktionen: rechtssetzende Funktion für die akademischen Akte, identitätsstiftende Funktion für die Universitätssozietät, auch in Abgrenzung zur Stadtgesellschaft oder zur institutionellen Kirche, repräsentative Funktion in politischer Hinsicht durch Anwesenheit von Machthabenden oder deren Vertretung. Konfessionelle Unterschiede spielten offenbar nur eine geringe Rolle. Die ursprüngliche religiöse Einbettung der akademischen Veranstaltung ging aber in der Neuzeit mehr und mehr verloren. Dennoch stellte und stellt der Kirchenraum als Ort akademischer Veranstaltungen unabhängig von religiösen Überzeugungen möglicherweise einen Anspruch dar, der die Akteure an das Ethos ihrer wissenschaftlichen Berufung gemahnt. Insofern bietet sich für die Leipziger Universitätskirche als hybrider Raum eine Chance, die sich auf eine breite Tradition stützen kann.

41 Vgl. Gerhards, Albert, Gebauter Glaube. Spezifische Merkmale der Kirchenräume im Zeitalter der Konfessionalisierung, in: Kopp, Stefan/Moritz, Tilman G./Priesching, Nicole (Hg.), Katholische Konfessionalisierung in Paderborn? Religiöse Prozesse in der frühen Neuzeit, Münster 2021, 113–127.

Von Glaswänden und Membranen, Separation und Permeabilität – Vermittlungen und Trennungen religiöser und säkularer Praxis in Kirchenräumen

Wenn man durch eine architektonische Grenze – etwa eine Tür in einer Mauer oder einen baulich als different markierten Bereich – tritt, dann ist mit diesem Eintritt bzw. Austritt, dem Wechsel zwischen Innen und Außen zugleich ein Übertritt, zwischen gegensätzlichen Umgebungen mit einer Fülle von Kontrasten etwa hinsichtlich Geräuschkulisse, Wärme, Licht, Weite und Stofflichkeit¹ verbunden. Trennungen sorgen dafür, dass es innen wärmer und leiser ist, dass eine bestimmte Akustik entsteht oder dass ein bestimmter Bereich für eine dezidierte Nutzung ausgewiesen wird. In dem Gebäude, um das es in diesem Band geht, ist jedoch unmittelbar anschaulich: Bei Trennungen geht es nicht allein um pragmatische Aspekte. Sicher, die Kunstwerke aus der alten Paulinerkirche brauchen idealerweise eine bestimmte Luftfeuchtigkeit. Zugleich wird mit der Abtrennung aber symbolisch auch das Verhältnis von Kirche und Universität, Religion und Wissenschaft, Gottesdienst und Preisverleihung verhandelt. Wo verlaufen die Grenzen dessen, was als heilig empfunden wird – kommt doch „sanctus“ von „sancire“: umschließen, umgrenzen, und wird Heiligung nicht nur in der jüdischen Alltagspraxis durch Trennungen vollzogen: Festtag und Alltag, rein und unrein? Wo verlaufen die Grenzen dessen, was als heilig empfunden wird – in einer säkularen Universität, aber auch im Kontext kommunaler Mitnutzung von Kirchengebäuden?

Die Frage nach den Grenzziehungen kennzeichnet gegenwärtige Forschung zu „multiple secularities“, also einer Forschung, die Säkularität nicht als gegeben, sondern als Aushandlungs- und Herstellungsprozess begreift. „Diese fragt – ganz grundsätzlich und zugleich an historischen und zeitgenössischen Beispielen – nach kulturell, symbolisch und institutionell verankerten Formen und Arrangements der Trennung von Religion und anderen sozialen Sphären. Solche Grenzziehungen können im Medium Sprache, am Beispiel von Institutionen und rechtlichen Regelungen, aber eben auch im Medium Architektur rekonstruiert werden.“² Monika Wohlrab-Sahr

- 1 Janson, Alban/Tigges, Florian, Grundbegriffe der Architektur. Das Vokabular räumlicher Situationen, Basel 2018, 78.
- 2 Schmidt-Lux, Thomas, Kirche und Aula zugleich? Eine Gebäudeinterpretation des Leipziger Paulinums, in: Karstein, Uta/Schmidt-Lux, Thomas (Hg.), Architekturen und Artefakte. Zur Materialität des Religiösen (Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie), Wiesbaden 2017, 121–144, 143. Schmidt-Lux verweist hier auf Wohlrab-Sahr, Monika/

und Marian Burchardt verwenden in dieser Hinsicht den Begriff der „Säkularität“ (secularity) genau für diese Unterscheidung und grenzen ihn vom „Säkularismus“ (secularism) als ideologischem Programm und „Säkularisierung“ (secularization) als Prozessmodell von Religion in modernen Gesellschaften ab. Mit Talal Asad ist für sie dabei die wechselseitige Bestimmung von Religion und Säkularem wesentlich, die erst durch die Unterscheidung und die In-Beziehung-Setzung als eigenständige und zugleich verflochtene Kategorien entsteht.³

Trennungen kennzeichnen einen wesentlichen Bereich der Artefakte bzw. Architekturen, die uns im Rahmen unserer Arbeit der DFG-Forschungsgruppe 2733 „Sakralraumtransformation“ begegnet sind. Wo Nutzungen oder Akteure ins Spiel kommen, die nicht klar dem religiösen Feld zuzuordnen sind, fassen wir im Leipziger Teilprojekt 2 diese Raumkonstellation als einen Typus hybrider Nutzung. Unter „hybrid“ verstehen wir dabei funktional-deskriptiv die Verbindung von kirchlich-religiösen und anderen Nutzer:innen bzw. Nutzungen. Damit ist Hybridität für uns mehr als eine Multifunktionalität, die sich im innerkirchlichen Bereich abspielt, und etwas anderes als die religionshermeneutische Suche nach der transzendenz-eröffnenden Schnittstelle von Religion und Kultur.⁴

Meine Ausgangsbeobachtung ist: In Kirchenneunutzungen wird das Verhältnis von Kirche zu anderen gesellschaftlichen Teilbereichen unter anderem anhand von Trennungen im Kirchenraum verhandelt. Es werden bestimmten Nutzungen und Nutzer:innen bestimmte Raumbereiche zugewiesen, dafür entsprechende Raumqualitäten und Möblierungen beschrieben, sinnliche und erlebnisbezogene⁵ Anmutungen geschaffen und entsprechende Zugänge bereitgestellt.

Mit einem praxistheoretischen und architektursoziologischen Ansatz lassen sich Trennungen dabei gerade nicht allein als materiale Zustände begreifen. Beide forschungstheoretischen Perspektiven betonen das Wechselspiel zwischen Materialität und Sozialität, zwischen Raum und Nutzung. Die sich formende Materialität bringt soziale Tatsachen zum Ausdruck und prägt sie wiederum durch ihre Beschaffenheit.

Burchardt, Marian, Multiple Secularities. Toward a Cultural Sociology of Secular Modernities, in: *Comparative Sociology* 11 (2012), 875–909.

- 3 Wohlrab-Sahr/Burchardt, Multiple Secularities, wiederabgedruckt in: Duschka, Johannes/Kleine, Christoph/Wohlrab-Sahr, Monika/Zemmin, Florian (Hg.), *Global Secularity. A Sourcebook: Volume I, Mapping the Academic Debate*, Berlin u. a. 2024, 407–418, 411 f.
- 4 Deeg, Alexander/Menzel, Kerstin, Potentiale spannungsvoller Kooperationen. Begriff und Praxis hybrider Kirchennutzung, in: Gerhards, Albert (Hg.), *Kirche im Wandel. Erfahrungen und Perspektiven (Sakralraumtransformationen 1)*, Münster 2022, 171–189.
- 5 Vgl. Keller, Sonja, *Erlebnis Kirche. Skizze öffentlichkeitsorientierter erweiterter Kirchennutzungen*, in: Brunn, Frank Martin/dies. (Hg.), *Raum. Kirche. Öffentlichkeit. Dynamiken aktueller Präsenz*, Leipzig 2019, 105–117.

Im Folgenden interessieren mich daher die materiellen ebenso wie die mit ihnen verknüpften diskursiven Praktiken.⁶

Ausgangspunkt dieses Aufsatzes waren Glaswand und Vorhang im Paulinum. Die Suche nach einer Perspektive, die etwas mehr Distanz zu den kontroversen Diskussionen um dieselben erlaubt, hat mich auf ein komparatives Unterfangen gebracht, das mit diesem Text eine erste Bilanz erfährt. Ich untersuche Kirchenräume, in denen ebenfalls Trennungen eingezogen wurden.⁷ Von ihnen her will ich dann wiederum einen Blick auf das Paulinum zurückwenden.

Ich beginne mit einer Lokalisierung der Trennungen in historischer Rückbindung (1.), gebe dann – sortiert anhand der verwendeten Materialien – einen Überblick über die von mir untersuchten Fälle (2.), bevor ich schließlich vier Thesen entfalte und dafür einzelne Objekte vertieft heranziehe (3.). Grundlage meiner Darstellung sind Internetrecherchen und Medienanalysen, in einigen Kirchen auch – ethnografisch orientierte – Ortsbesuche und Gespräche mit Verantwortlichen.⁸

1. Orte der Trennung und ihre historischen Traditionslinien

1.1 Eingangsbereich

Auf der Suche nach Glasabtrennungen in Kirchenräumen habe ich einige Beispiele für Einbauten im Eingangsbereich gefunden, die allerdings keinen getrennten Bereich einer hybriden Nutzung darstellen. Sie haben unterschiedliche Funktionen: Schutz vor Vandalismus und zugleich Zugang zur Kirche bietet etwa eine breite Glasfront in *St. Hedwig Bielefeld-Heepen* (Nordrhein-Westfalen).⁹ Als Eingangsbereich mit Ticketausgabe und Shop dient ein vollständig aus Glas konstruierter Kubus innen am Eingang der *Dominikanerkirche Krems* (Österreich), die bereits im 18. Jh. profaniert wurde und heute als Landesgalerie Niederösterreich dient.¹⁰ Diese Tren-

6 Damit gehe ich über bereits vorhandene Ansätze wie etwa Radermacher, Martin, „Not a Church Anymore“. The Deconsecration and Conversion of the Dominican Church in Münster (Westphalia, Germany), in: *Material Religion* 17 (2021) 1, 1–28, hinaus.

7 Ich danke Elke Bergt, Referatsleiterin Bau der Evangelischen Kirche Mitteldeutschland, herzlich für alle weiterführenden Hinweise und Gespräche nicht nur zu diesem Thema. Sonja Beeck von „chezweitz museale und urbane Szenografie“ hat auf dem Kirchbautag 2025 in Berlin einen Vortrag gehalten, der sich mit meinen Überlegungen auf dem Leipziger Symposium an vielen Stellen berührt und dem ich noch einige Hinweise auf künstlerische Projekte entnommen habe.

8 Hiermit sei allen herzlich gedankt, die uns ihre Kirchen aufgeschlossen oder gezeigt haben, uns haben Bilder machen lassen und die zum Gespräch mit mir bereit waren.

9 [https://de.wikipedia.org/wiki/St._Hedwig_\(Bielefeld\)](https://de.wikipedia.org/wiki/St._Hedwig_(Bielefeld)) (30.03.2026).

10 <https://www.baunetzwissen.de/glas/objekte/kultur/glaspavillon-in-der-dominikanerkirche-krems-3043441> (30.03.2026).

nungen setzen den Narthex als Übergangsbereich von außen und innen, als verlängerte Schwelle bzw. Vorraum neu in Szene.

1.2 Einbauten und Nebenbereiche unter der Empore oder in den Seitenschiffen

Abgetrennt werden weiterhin Nutzungsbereiche im hinteren Bereich von Kirchen und unter den Emporen. In den meisten Fällen integrieren diese klassische Funktionen des Gemeindehauses in den Kirchenraum: Gruppen- und Veranstaltungsräume unterschiedlicher Größe, Sanitär- und Küchenräume, Büros und Stauraum.

Größere Einbauten, im Grunde ganze Gemeindezentren, die auch über die Kirche hinaus genutzt werden, finden sich im Planungsstatus etwa in der *Martinskirche Apolda* (Thüringen) mit einem Einbau von Atelier ST aus Leipzig, einem Modellprojekt der IBA Thüringen,¹¹ oder schon seit vielen Jahren in Nutzung in der *Stadtpfarrkirche Müncheberg* (Brandenburg), die durch die ganze DDR-Zeit hindurch als Ruine stand und in den 1990er Jahren wieder aufgebaut wurde. Der Einbau von Klaus Block mit der charakteristischen Form eines Schiffsrumpfs und der Verbindung von Glas und Holzlamellen beherbergt auf vier Etagen die Stadtbibliothek sowie Sanitär- und Küchenräume, Büros und einen Seminarraum (fertiggestellt 1996). Die Kirche wird von Kirchengemeinde, Stadt und einem Verein gemeinsam betrieben (Abb. 1).¹²

Ähnliche Beispiele finden sich im 1988–1995 von der neugegründeten Domhütte innen wieder hergerichteten *Dom St. Marien in Fürstenwalde* (Brandenburg)¹³ oder in der *Wallonerkirche in Magdeburg* (Sachsen-Anhalt) mit einem Einbau von Steinblock Architekten.¹⁴

11 Vgl. Menzel, Kerstin/Deeg, Alexander/Karstein, Uta, Simultaneität – Synergie – Symbiose? Brüche und Wechselspiele zwischen kirchlich-gemeindlichen und diakonischen Logiken, in: Menzel, Kerstin/Deeg, Alexander (Hg.), *Diakonische Kirchen(um)nutzung (Sakralraumtransformationen 2)*, Münster 2023, 153–188, und *Evangelische Kirche in Mitteldeutschland (EKM)/Internationale Bauausstellung (IBA) Thüringen* (Hg.), *Ein neuer Typus Kirche. Hybride öffentliche Räume*, hg. von Jürgen Willinghöfer, Berlin 2021, 110–119; Willinghöfer, Jürgen mit der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (Hg.), *Offene Enden: Neue soziale Formen im kirchlichen Kontext*, Berlin 2026, 75–88; <https://atelier-st.de/de/projects/martinskirche-apolda/> (30.03.2026).

12 Vgl. Kasiske, Michael/Kil, Wolfgang, *Kirchen, Räume für Gesellschaft. Bauten von Klaus Block*, Weimar 2024, 23–41; Fisch, Rainer, *Umnutzung von Kirchengebäuden in Deutschland: Eine kritische Bestandsaufnahme (Monumente-Publikationen der Deutschen Stiftung Denkmalschutz)*, Bonn 2008, 52 f.; Alavedra, Inma/Marín, Eva (Hg.), *Converted Churches*, Poole u. a. 2007, 110–117; <https://stadtpfarrkirche-muencheberg.de/> (30.03.2026).

13 <https://www.kirche-fuerstenwalde.de/wir/fuerstenwalde-st-marien-dom/der-dom-fuerstenwalde> und <https://www.bba-online.de/allgemein/kirchen-im-wandel/> (30.03.2026).

14 <https://www.steinblock-architekten.de/projekte/gemeindehaus-in-der-wallonerkirche/> (30.03.2026).



Abb. 1: Stadtpfarrkirche Müncheberg, Einbau von Klaus Block, Berlin, Foto: Kerstin Menzel

In vielen Kirchen wurden Einbauten unter bzw. auf den Emporen oder in Seitenschiffen eingezogen. Ein Beispiel aus dem Jahr 2013 findet sich in der *Johanniskirche Gera* (Thüringen). Dieser neogotische Backsteinbau wird neben der gottesdienstlichen Nutzung auch durch Konzerte bespielt und von der Christlichen Gemeinschaftsschule mitgenutzt. Entsprechend wurde sie als Citykirche eingestuft.¹⁵ Neben dem Neubau einer katholischen Kirche, der 2003 mit St. Elisabeth abgeschlossen werden konnte, und der kirchlichen Präsenz auf der Geraer Bundesgartenschau 2007 widmet sich der lokale Ökumenische Kirchbauverein auch der Sanierung von St. Johannis. Der Kubus aus Stahlträgern und an den Seiten blau schimmernden, in der Mitte durchsichtigen Glasflächen, die bei großen Veranstaltungen auch zur Seite geschoben werden können, sollte vor allem Heizkosten senken und ermöglichte die Abgabe des nicht-barrierefreien Gemeindehauses.¹⁶ Auch die Decke ist verglast. Hinter dem Einbau wurden Teeküche und barrierefreies WC eingerichtet (Abb. 2 und 3).

Diese Form des Einbaus hat im Osten Deutschlands eine längere Tradition: Mangels Möglichkeiten, ein neues Gemeindezentrum oder Gemeindehaus zu bauen, wurden in der DDR in zahlreichen Kirchen unter einer Empore oder in Fürstenlogen beheizbare



Abb. 2 und 3: Johanniskirche Gera, Fotos: Kerstin Menzel

15 Hesse, Wolfgang, Schwerpunkt Johanniskirche, in: Neues Gera Online, <https://www.neues-gera.de/kultur/schwerpunkt-johanniskirche-792.php> (30.03.2026).

16 Munteanu, Angelika, Winterkirche für St. Johannis, in: Ostthüringer Zeitung 11.8.2012.



Abb. 4: Lutherkirche Bad Kösen, Winterkircheneinbau, Foto: Kerstin Menzel

Winterkirchen eingebaut, die auch für die Gemeindegarbeit genutzt werden konnten.¹⁷ Ein ganz typisches Beispiel findet sich etwa in *Bad Kösen* (Sachsen-Anhalt, Abb. 4).

Ein relativ weitgehendes Beispiel im Blick auf die gemeinsame Nutzung mit säkularen Akteuren bildet die *Dorfkirche in Rieben* (Brandenburg).¹⁸ Nach der Bestandssicherung der sehr verfallenen Kirche ab 2005 wurde hier 2009–2012 umgebaut, um eine kulturelle und kommunale Nutzung zu ermöglichen und das vorher vorhandene Dorfgemeinschaftshaus in die Kirche zu verlagern. Die Empore wurde in den Raum hinein verlängert und die Orgel nach vorn versetzt, um im Obergeschoss den Einbau von zwei kleineren Räumen zu ermöglichen, von denen

17 Vgl. Johannsen, Christine, *Demographisches Bauen*, in: Erne, Thomas (Hg.), *Kirchbautag Rostock 2011. Kirchenraum – Freiraum – Hoffungsraum*, hg. vom EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, Marburg 2013, 22–39, 26, weitere Beispiele vgl. 32–34; in dieser Dokumentation des Rostocker Kirchbautags wird für den damaligen Kirchenkreis Parchim festgehalten, dass 40 der 150 Kirchen einen solchen beheizbaren, ganzjährig nutzbaren Raum hätten, 41.

18 Vgl. hier ausführlich Siegl, Christine, *Gast – Raum – Kirche. Nutzungserweiterung von Dorfkirchen als kirchliches Handeln* (Praktische Theologie und Kultur 28), Freiburg i.Br. 2018, 134–166. Ergänzend ziehe ich Eindrücke und Informationen aus dem Besuch des Teilprojekts vor Ort im Herbst 2025 hinzu. Das Projekt wurde 2011 mit dem Preis der Stiftung Kiba ausgezeichnet.

einer als Büro des ehrenamtlichen Ortsvorstehers verwendet wurde, der andere als kleiner Gruppenraum. Unter der Empore wurde ein bestehender Winterkircheneinbau neu eingerichtet – mit Glaswänden, die bei Bedarf auch zu öffnen sind und eine Bestuhlung des Gesamtraums ermöglichen, sowie Fußbodenheizung (Abb. 5 und 6). In einem Anbau wurden Sanitärräume, Küche und Lagerräume geschaffen.



Abb. 5: Dorfkirche Rieben, Blick aus dem Gemeinderaum Richtung Altar, Foto: Elisabeth März



Abb. 6: Dorfkirche Rieben, Gemeinderaum, Foto: Elisabeth März

Bei unserem Besuch im Herbst 2025 war das Büro durch einen Wechsel im Amt nicht mehr in derselben Weise genutzt, weiterhin finden aber Sitzungen des Ortsbeirats, Sprechstunden der Ortsvorsteherin und Wahlen im Raum unter der Empore statt, außerdem trifft sich der örtliche Seniorenklub, eine Handarbeitsgruppe und der Raum wird für private Feiern vermietet. Es wird auch Jugendweihe dort gefeiert.¹⁹ Im Kirchenschiff finden noch etwa sechs Gottesdienste im Jahr statt und der Raum wird für Konzerte genutzt.

Ein Beispiel für den Ausbau einer Fürstenloge – finanziert u. a. durch das europäische Förderprogramm LEADER – findet sich in der *Kirche in Nischwitz bei Wurzen* (Sachsen), die neben der Kirchengemeinde auch vom Heimatverein des Ortes als kultureller Veranstaltungsraum genutzt wird (Abb. 7 und 8). In der Kirche wurde im Zuge der Sanierungen 2019–2024 auch ein Raum im Turm mit einer Glaswand abgetrennt, um zwei Gemälde von Lukas Cranach d.J. und Stefano Torelli diebstahlsicher auszustellen. Dieser Bereich dient ebenfalls als Winterkirche. Hier, wie auch in Gera und Rieben, fällt auf, dass der Fußboden schwellenlos über beide Raumbereiche läuft, was meiner Erfahrung in den Kirchen nach zur einheitlichen Raumwahrnehmung neben den durchsichtigen Wänden nicht unwesentlich beiträgt (Abb. 9 und 10).



Abb. 7 und 8: Fürstenloge Kirche Nischwitz, ausgebaut zu drei kleineren Gemeinderäumen, Fotos: Kerstin Menzel

19 So im Gespräch vor Ort und hier: <https://beelitz.de/sandra-haase-neue-ortsvorsteherin-von-rieben/> (30.03.2026).



Abb. 9 und 10: Glaswand vor dem Turmbereich Nischwitz, Fotos: Kerstin Menzel

Weitere neuere Beispiele sind etwa der Glas-Einbau unter der rückwärtigen Empore in *St. Trinitatis Herbsleben* durch Spangenberg Reinke Braun Architektenpartnerschaft (Thüringen)²⁰, der Einbau unter der vorgezogenen Orgelempore in der *Dorfkirche Sora* (Sachsen)²¹, die Einbauten aus Glas mit Holzverblendung in der *Trinitatiskirche Hainichen* (Sachsen) unter den Seitenemporen von Alexander Poetzsch Architekten²², ein Einbau des Büros Hellmar Schultz in dunklem Rot und mit Kreuzform in der Front in der *Lutherkirche Apolda*²³ oder die Abtrennung des südlichen Querschiffs als Winterkirche in der *Kirche Treffurt* (beide Thüringen).²⁴

Allerdings ist der Einbau von Gemeinderäumen in Teilbereichen der Kirchen kein ausschließlich ostdeutsches Phänomen: Ein städtisches Beispiel bereits aus den 1990er Jahren sind die Glas-Stahl-Einbauten auf und unter den Emporen in der *Heilig-Kreuz-Kirche* (Berlin-Kreuzberg) durch die „Architektengruppe Wassertorplatz“,²⁵ aktuell ist der von der Stiftung Kiba 2025 preisgekrönte *Rote Kubus in Coesfeld* von Klodwig & Partner Architekten beachtenswert (Nordrhein-Westfalen)²⁶.

Auch katholische Beispiele gibt es, wie etwa die 2010 von Hahn Helten eingezogene Begegnungsstätte im Inneren der Nachkriegskirche *St. Marien in Düren* (Nordrhein-Westfalen), die das Pfarrheim ersetzt und den massiven Nachkriegsbau an der Westseite mit Glasfenstern an der Stelle der vormaligen Türen geöffnet hat (Abb. 11). An interessanter Stelle, direkt neben dem Altar, fügt Manfred Schmitt-Fiebig vom Erzbischöflichen Bauamt Heidelberg den Ein-/Anbau des Gemeindezentrums in die *St. Bruder Klaus Kirche in Mosbach-Waldstadt* (Baden-Württemberg) ein.²⁷ Auch in die ehemalige *St.-Elisabeth-Kirche in Aachen* (Nordrhein-Westfalen), seit 2017 als „Digital Church“ zum Coworking-Space umgenutzt, wurden noch in der gemeindlichen Nutzung 2007 Versammlungsräume und das Gemeindebüro im hinteren Teil

20 <https://www.spangenberg-braun.de/referenzen/st-trinitatiskirche-herbsleben> (30.03.2026).

21 <https://www.stiftung-orgelklang.de/orgel-des-monats/orgel-des-monats-august-2022-in-sora-6422.php> (30.03.2026) sowie Wüstenrot Stiftung (Hg.), Land und Leute – Die Kirche in unserem Dorf, Ludwigsburg 2020, 8f.

22 <https://alexanderpoetzsch.de/portfolio/trinitatiskirche-hainichen/> (30.03.2026).

23 https://architekten-thueringen.de/aft/projekte/p/re_li_gion_in_aktion_einbau_eine-3868.html (30.03.2026).

24 http://www.ev-kirche-treffurt.de/Ev_Kirchengemeinde_Treffurt/Winterkirche.html (30.03.2026).

25 Ludwig, Matthias/Kraft, Sabine, Kirche „Zum Heiligen Kreuz“, Berlin-Kreuzberg, in: Schwebel, Horst/Ludwig, Matthias (Hg.), Kirchen in der Stadt. Band 2: Beispiele und Modelle (Schriften des Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart A.2), Marburg 1996, 75–92.

26 https://www.preis-der-stiftung-kiba.de/2025/erster_preis.php (30.03.2026). <https://www.dbz.de/artikel/roter-kubus-in-kirchenschiff-4281677.html> (30.03.2026).

27 Zahner, Walter (Hg.), Kirche Raum Gegenwart (Katalog / DG, Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst e.V), Berlin 2023, 89–97. Vgl. dort auch den Umbau von St. Theresia vom Kinde Jesu in Nürnberg, 115–123.



Abb. 11: St. Marien Düren, Foto: Lola Angres

der Kirche integriert. Diese wurden durch Verglasung der Bögen auf Höhe der Empore abgetrennt.²⁸

All diese Einbauten folgen der Traditionslinie des Gemeindezentrums im evangelischen Kirchenbau.²⁹ Diese Architekturform, in den 1960ern und 1970ern etabliert, kannte unterschiedliche Ausprägungen. Kerstin Wittmann-Englert unterscheidet drei Stufen: (1) Zentren mit einem dezidierten und baulich hervorgehobenen Gottesdienstraum, (2) diejenigen mit „variablem“ Kirchenraum, der für unterschiedliche Gottesdienstformen Raum bieten sollte, aber flexibel und durchlässig mit den angrenzenden Räumen verbunden die „geistliche, geistige, kommunikative, diakonische [...] und bauliche Mitte“³⁰ bildet, und (3) die völlig „entsakralisierten“ Ensembles

28 Für Bilder vgl. die digitale Ausstellung der Forschungsgruppe: www.transara.uni-bonn.de/transformationslandschaften/de/objekte/aachen/digital-church (30.03.2026). Aus derselben Zeit auch der Einbau des Pfarrheims in der katholischen Kirche St. Hubertus in Kehrums (Nordrhein-Westfalen), vgl. Wüstenrot Stiftung (Hg.), *Land und Leute*, 4f.

29 Vgl. dazu Wittmann-Englert in Erne, Thomas (Hg.), *Kirchenbau* (Grundwissen Christentum 4), Göttingen u. a. 2012, 292–296; Wittmann-Englert, Kerstin, *Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne*, Lindenberg im Allgäu 2006; Hermelink, Jan, *Programm und Praxis kirchlicher Inklusion. Praktisch-theologische Beobachtungen zum Bautyp „Gemeindezentrum“*, in: Menzel/Deeg (Hg.), *Diakonische Kirchen(um)nutzung*, 95–111.

30 Hülsmann, Jürgen, *Orte im Raum. Ev. Andreaskirche Münster-Coerde 1970–82*, in: Kallmeyer, Lothar (Hg.), *Euphorie, Resignation und neues Leben*, Darmstadt 2002, 104–112, hier 105, zitiert

mit Mehrzweckräumen.³¹ Vor allem der mittlere Typ des variablen Gottesdienstraums findet in den gegenwärtigen Einbauten von Gemeinderäumen Anknüpfungspunkte, sind diese doch optisch und teilweise auch durch die Möglichkeit der Öffnung sehr deutlich mit dem als solchen klar erkennbaren Kirchenraum verbunden. Das verbindet die hier gezeigten umgebauten Kirchen im Übrigen mit der großen Mehrzahl der seit 1990 neu gebauten evangelischen Kirchen – Gemeindezentren mit klar ausgemessenem, gerichtetem und künstlerisch gestaltetem Gottesdienstraum, der zugleich eng mit Gemeinderäumen verzahnt ist.³² Andererseits geht diese An- und Einlagerung von Büro-, Gruppen-, Gemeinde- und Sanitärräumen in einigen Kirchen auch mit einer Flexibilisierung und Nutzungserweiterung des Gesamtraums einher, die auch Impulse des multifunktionalen Raums aufgreift. Interessanterweise wurden auch in der Hoch-Zeit der Gemeindezentren bereits Kirchengebäude entsprechend umgebaut³³ und es fanden sich prononcierte Forderungen, die „Öffnung der Kirche“ für ihr soziales und gesellschaftliches Umfeld,³⁴ die mit dem Gemeindehaus erreicht worden sei, in die Kirchengebäude selbst zu integrieren.

1.3 Chorraum – Schiff

Räumlich deutlich zentraler ist eine Trennung von Chorraum und Kirchenschiff. Auch diese hat eine bauhistorische Traditionslinie – findet sie sich doch an derselben Stelle wie die mittelalterlichen Chorschranken und der Lettner.³⁵ Dieser, so Monika Schmelzer in ihrer umfangreichen Auswertung der baulichen und schriftlichen

nach Wittmann-Englert, Zelt, Schiff und Wohnung, 155. Vom „variablen Kirchenraum“ sprechen auch Görbing, Martin/Graß, Hans/Schwebel, Horst (Hg.), Planen – Bauen – Nutzen. Erfahrungen mit Gemeindezentren (Bild und Raum 3), Gießen 1981, 4.

31 Wittmann-Englert, Zelt, Schiff und Wohnung, 130.

32 Vgl. dazu ausführlicher Menzel, Kerstin, Gebaute Positionierungen. Kirchenneubauten der Gegenwart zwischen Gemeindezentrum und öffentlichem Raum, in: Roth, Ursula/Roth, Michael (Hg.), Öffentliche Positionierungspraktiken. Kirche in einer pluralen Gesellschaft (Praktische Theologie heute 204), Stuttgart 2024, 65–83.

33 Görbing/Grass/Schwebel, Planen – Bauen – Nutzen, 5, nennen etwa den Umbau der Marthakirche in Berlin-Kreuzberg (a.a.O., 11–15) und die Petruskirche in Neu-Ulm (a.a.O., 112–118). Beide sind – ebenso wie die 2019–2023 zum Stadtteilzentrum erweiterte Heilandskirche in Leipzig – mit den zweigeschossigen Bauten der 1920er und 1930er Jahre vergleichbar, die den Gottesdienstraum über den Gemeinderäumen anordneten, vgl. Wittmann-Englert, Zelt, Schiff und Wohnung, 126–129.

34 Wendland, Gerhard, Gotteshaus und Gemeindehaus – ein Plädoyer für die offene Kirchentür. Zur Nutzung und Semantik kirchengemeindlicher Räume, in: Pastoraltheologie 86 (1997), 360–374, 363.

35 Diese verschwinden auch im evangelischen Sakralbau keineswegs, vgl. Ratzmann, Wolfgang/Schmidt, Frank, Steingewordene Liturgie? Der Kirchenraum als liturgiehistorische Quelle am Beispiel der Chorschranken in lutherischen Kirchen, in: Mildnerberger, Irene/Ratzmann, Wolfgang (Hg.), Der „wirkliche“ Gottesdienst. Historische Annäherungen (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 22), Leipzig 2009, 79–86.

Befunde,³⁶ bildet eine Verbindung von Abschränkung des Chorraums und Bühne für Lesungen, Predigt und weitere verkündigende Handlungen. Als Trennung ist der Lettner keine Separation von „heilig“ und „profan“, sondern rollenbezogen von Klerus und Laien (verbunden mit Betretungsverboten für letztere) bzw. in Ordenskirchen von Priester- und Laienmönchen. Auch funktional trennt er den Ort des Stundengebetes von der ‚Laienkirche‘. Natürlich war der Einzug des Lettners mit symbolischen und theologischen Veränderungen verbunden, v. a. der Hierarchisierung und amts theologischen Aufgliederung mittelalterlicher Liturgie. Während bereits vorher Abtrennungen in Kirchen auftauchten, die Bereiche dem Zutritt von Laien und Frauen entzogen und der Ordnung der Liturgie dienten,³⁷ entzogen die Lettner den Altar auch des Blicks und verhüllten das Mysterium der Konsekration – einzig die Elevation war durch die Tore sichtbar und die akustische Durchlässigkeit ließ die Feier der Messe mitvollziehen (Abb. 12).³⁸ Allerdings hatten die Lettner auch pragmatische Funktionen, die sich mit heutigen Motiven zum Einzug von Trenn-



Abb. 12: St. Jacobi Stendal, Foto: Clemensfranz / Wikicommons (CC-BY-SA 4.0)

36 Zum Folgenden vgl. Schmelzer, Monika, *Der mittelalterliche Lettner im deutschsprachigen Raum: Typologie und Funktion* (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 33), Petersberg 2004, 143 f., vgl. a.a.O., 19–24.

37 Schmelzer, Lettner, 19 f.

38 Schmelzer, Lettner, 143 f.

wänden durchaus berühren: Sie dienten als Bauabtrennung, wenn die Langhäuser noch nicht fertig gestellt waren, und sie sorgten für Wärme und bessere Akustik für das Stundengebet.³⁹

An gleicher Stelle finden sich gegenwärtig nun zwei Varianten: Zum einen finden sich Abtrennungen, die ähnlich wie Lettner den Chorraum als Raum des eigentlichen gottesdienstlichen Feierns vom Kirchenschiff abteilen, in welchem auch weltliche Praktiken ihren Raum finden. So wurde etwa die *St. Wenceslai Kirche in Wurzen* (Sachsen), in ihrer jetzigen Größe aus dem 16. Jahrhundert, 1975 baupolizeilich gesperrt, weil sie stark verfallen war. Die Erhaltung wurde dann in v. a. ehrenamtlicher Arbeit über ein Gemeindezentrum erreicht, das 1989 eingeweiht wurde. Dafür wurde zwischen Chorraum und Schiff eine Wand bis auf Emporenhöhe eingezogen (mit einer kleinen Tür), darüber eine Glaswand. Eine neue Empore wurde an dieser Wand angebracht (Abb. 13). Der Chorraum wurde damit als flexibel stellbarer Gottesdienstraum nutzbar. Das Hauptschiff wurde für Ausstellungen genutzt, konnte aber erst 2007 restauriert werden, gegenwärtig findet die Evangelische Jugend dort auch



Abb. 13: St. Wenceslai Wurzen, Trennung von Schiff zu Chorraum, Foto: Kerstin Menzel

39 Schmelzer, Lettner, 144.

einen flexiblen Raum (s. u. Abschnitt 3). Weitere Beispiele sind die *Kirche Sandersleben*, die *Dorfkirche Deuben* oder die *Nikolaikirche Eilenburg*, die im zweiten Abschnitt vorgestellt werden.

Zum anderen finden sich geteilte Kirchen, in denen der Gottesdienst seinen Schwerpunkt im Schiff hat, hingegen der Altarraum für anderes vorgesehen ist. Dabei ist das Schiff auch nicht ausschließlich in gottesdienstlichem Gebrauch, sondern wird auch für anderes genutzt. Je nach Material bleibt die Sichtachse in den Chorraum erhalten.

So wurde das Schiff der 1945 fast völlig zerstörten *Jacobikirche in Chemnitz* (Sachsen) 1947 mit einer provisorischen Ziegel-Trennwand zum Chor versehen, der zunächst als Notkirche für den Gottesdienst genutzt wurde, während man die Kirche schrittweise wiederaufbaute. Während einer Unterbrechung in den 1970er Jahren wegen Geld- und Materialmangels diente das Schiff als Materiallager und konnte erst 1994 für Konzerte, Ausstellungen und Gottesdienste wieder nutzbar gemacht werden. Mit der Rekonstruktion des Gewölbes und dem Ersatz der Trennwand durch eine Glaswand 2004–2009 wurden beide Räume wieder nutzbar und zueinander durchsichtig (Abb. 14).⁴⁰ Während des Kulturhauptstadtjahres diente der Altarraum als Ausstellungsraum, u. a. für Keramik-Installationen von Young Jae-Lee und – in der gesamten Kirche – von Friedrich Press. Weitere Beispiele sind die *Petrikirche in Freiberg* und die *Kirche in Prosigk* (s. unten Abschnitt 2).



Abb. 14: St. Jakobi Chemnitz, Foto: Kerstin Menzel

40 [https://de.wikipedia.org/wiki/Stadtkirche_St._Jakobi_\(Chemnitz\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Stadtkirche_St._Jakobi_(Chemnitz)) sowie <https://jakobikreuz.de/geschichte-jakobikirche-chemnitz/> (30.03.2026).

Bereits dieser erste Überblick zeigt unterschiedliches Material. Nachdem ich das Feld eben nach der räumlichen Positionierung der Trennung im Raum sortiert habe, will ich nun anhand der einzelnen Materialien etwas tiefer ins Feld einsteigen.

2. Materialität der Trennung – Durchgang durchs Feld

Ich habe Trennungen aus unterschiedlichen Materialien gefunden, die ich in diesem Abschnitt mit dem genaueren Blick auf einige Objekte verbinde. Zunächst gehe ich auf feste Wände ein (2.1), dann auf faltbare oder klappbare (2.2) sowie teildurchsichtige Wände (2.3). Einen größeren Bereich nehmen die Glaswände ein (2.4). Ich schließe mit einem Blick auf textile Abtrennungen (2.5). Alle diese Abtrennungen sind an einem festen Ort, außen vor bleiben hier bewegliche, etwa rollbare Trennwände.

2.1 Feste Wände

Solide Wände stellen die stärkste Trennung dar – und zwar im Blick auf mehrere Sinne. Zunächst bilden sie eine deutliche Klimaabtrennung und ermöglichen die leichtere Beheizung und Isolierung eines Bereichs. Sodann bilden sie einen Sichtschutz und verändern damit die Sichtachsen massiv. Und zuletzt bilden sie zumeist die deutlichste akustische Trennung. Sie können einen Bereich vollständig abtrennen oder nur teilweise und sich dann mit anderen Materialien verbinden.

In der *Martinskirche Apolda* (Thüringen) wurde nach dem Neubau einer neugotischen Kirche 1925/26 nicht mehr der gesamte Raum benötigt und der Chorraum wurde auf Höhe des mittig platzierten Turms abgetrennt. 1935 wurde das Kirchenschiff dann zum Heimatmuseum umgenutzt, Mitte der 1960er Jahre zog das Kunstgutarchiv ein. Der Chorraum wurde weiter als Gottesdienstort genutzt und mit allen Prinzipalstücken und einer neuen Orgel ausgestattet. Gegenwärtig wird das Schiff zum Gemeindezentrum umgebaut.⁴¹ Eine analoge Abtrennung des Chorraums findet sich in der *Wallonerkirche Magdeburg*. Ebenfalls solide ist die Trennung zwischen Gottesdienstraum und dem zu Wohnungen und Gemeinderäumen umgenutzten Teil der *Lutherkirche Spandau* (Abb. 15).⁴²

41 Vgl. Menzel/Deeg/Karstein, Simultaneität – Synergie – Symbiose?

42 Ludwig, Matthias/Kraft, Sabine, Lutherkirche Berlin-Spandau, in: Schwebel/Ludwig (Hg.), Kirchen in der Stadt 2, 93–108.



Abb. 15: Lutherkirche Berlin-Spandau; Foto: Veronika Drews-Galle



Abb. 16 und 17: Gottesdienstraum St. Wenceslai Wurzen, Fotos: Kerstin Menzel

Bereits gezeigt wurde die halbsolide Abtrennung in *St. Wenceslai Wurzen* (s. o. Abb. 13). Die Trennung besteht aus einer soliden Wand im unteren Bereich und einer Glaswand ab Emporenhöhe, durch eine kleine Tür mit Treppe ist der Durchgang zwischen beiden Bereichen möglich. Eine Sichtverbindung besteht jedoch nur für den Blick ins Gewölbe des Chorraums bzw. die Kassettendecke im Schiff, nur auf Höhe der neu eingezogenen Empore kann man auch in den jeweils anderen Raum hineinschauen (Abb. 17). Abb. 16 zeigt die Wand von der Seite des Chorraums.

Weitere Trennungen können zwei verschiedenen Richtungen folgen: dem Modell der beweglichen Wände (Schiebewände, Faltwände etc.), die unterschiedliche Raumzuschnitte ermöglichen, oder dem Modell der durchlässigen Trennung (Ein- und Ausgang, Ein- und Ausblick). Im Feld finden sich beide Modelle, auch in Kombination, etwa mit schiebbaren Glaswänden, die sich auch selektiv öffnen lassen.

2.2 Faltbare oder klappbare Wände

Neben faltbaren Wänden, die eine Zuschaltung von weiteren Räumen im hinteren Bereich ermöglichen, wie etwa in *St. Marien Düren* (vgl. Abb. 11), bietet die *Kirche*

St. Kilian Stedten faltbare Wände direkt vor dem Altar. Im Turm befindet sich eine einfache Pilgerunterkunft und die Kirche wird auch für die Mahlzeiten genutzt, wozu die Türen geschlossen werden können (Abb. 18 und 19).⁴³



Abb. 18 und 19: Kirche Stedten am Ettersberg, klappbare Türen, Fotos: Elke Bergt

43 <https://www.kirchenkreis-weimar.de/kirchenkreis/gemeinden-und-kirchen/schoendorf-grossobringen/ramsla-9zhk/stedten-a-e-mit-pilgerunterkunft/st-kilian-pilgerkirche/> (30.03.2026).

2.3 Teildurchsichtige Wände

Die unterschiedlichen Materialien in diesem Abschnitt lassen sich als Filter verstehen – ähnlich wie Jalousien oder Vorhänge. „Filter“, so Jansons und Tigges’ Definition dieses Grundbegriffs der Architektur, „markieren einerseits eine Trennung, andererseits machen sie die andere Seite modifiziert wahrnehmbar.“⁴⁴ Wie alle Abschirmungen trennen bzw. verhüllen sie und schützen damit „etwa vor widrigem Klima, Licht oder Geräuschen“⁴⁵. Zugleich lassen sie sehen oder hören und bieten damit „Ausblick“ oder „Kontakt“ und stellen das Innere nach außen dar.⁴⁶

Deutlich ist diese doppelte Funktion von Abschluss und Durchblick in der Stadtkirche *St. Nikolai Wettin* – einer Kirche mit romanischem Ursprung aus dem 12. Jahrhundert. Durch Schwammbefall wurde der schon vorher vorhandene Verfall der Kirche beschleunigt, 1958 konnte sie nicht mehr genutzt werden. Mit der Sanierung der Außenhülle ab 1990 und der Innenrenovierung nach der Gründung eines Fördervereins 1999 wurde sie wieder nutzbar – direkt neben der gottesdienstlichen Verwendung auch für kulturelle Veranstaltungen (v. a. Ausstellungen, Konzerte, Theater, Kino). Nachdem zunächst ein Einbau vorgesehen war, sprach die gute Resonanz dann doch für die Nutzung des Gesamtraums. Architektin Barbara Limpert entwarf für die geplante Winterkirche im Chorraum eine Abtrennung aus verschiebbaren hohen Wänden, gefertigt aus Stahl, Glas und Holzlamellen, die auch im geschlossenen Zustand einen deutlichen Ausblick auf das hohe hölzerne Kreuzifix und die drei hohen Fenster im Altarraum erlaubt (Abb. 20). Dieses war vorher nach Halle ausgelagert und konnte mit der Sanierung nach Wettin zurückkehren. Die neu eingezogene Empore im Westen nimmt die Lamellenoptik auf, darunter wurde ein neuer Eingangsbereich mit Windfang geschaffen.⁴⁷ Gottesdienstlich wird sowohl der Altarraum als auch der Gesamtraum (bei offener Wand) genutzt.

In der *Dorfkirche zu Prosigk* (Sachsen-Anhalt) wurde nach dem Wegfall des Pfarrhauses im Chorturm ein multifunktionaler, beheizbarer Raum eingezogen. Ungewöhnlich ist dabei: Der vorher dort gelegene Altarraum wird in die Kirche verlagert und durch eine neue Chorwand aus Cortenstahl visuell abgegrenzt. Beide Seiten dieser Trennung sind künstlerisch gestaltet. Im Konzept des Architekturbüros Sauer heißt es: „Dabei soll sich dieser Raum im Zuge einer gesamten räumlichen Neuordnung des Kirchenschiffes durch einen neugestalteten Chorbereich integrieren, der durch

44 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 107.

45 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 12.

46 Ebd.

47 <https://www.nikolaikirche-wettin.de/> (30.03.2026), hier findet sich unter „St. Nikolai“ sowohl das Nutzungs- und Sanierungskonzept von 2004 als auch eine Bildergalerie. Vgl. auch St. Nikolai (Wettin), [https://de.wikipedia.org/wiki/St._Nikolai_\(Wettin\)](https://de.wikipedia.org/wiki/St._Nikolai_(Wettin)) (30.03.2026).



Abb. 20: Stadtkirche Wettin, Blick ins Innere 2009, Foto: jwaller / Wikicommons (CC-BY-SA 3.0)

Architektur und Materialität Einblicke verhindert, aber durch Perforation Durchblicke und ein interessantes Lichtspiel ermöglicht und so neugierig macht auf das jeweilige ‚dahinter‘ der konkav / konvexen Anlage der neuen Chorwand.⁴⁸

Im Umgang mit einer zur Ruine gefallenen und nur teilweise wieder errichteten Kirche findet man eine solche halbdurchlässige Wand zwischen Chorraum und Schiff als neue Ostfassade der *Dorfkirche in Riesa-Canitz* (Sachsen), entworfen von Peter Zirkel Architekten.⁴⁹

Jalousieförmige Trennungen finden sich darüber hinaus auch bei Einbauten wie in der Stadtpfarrkirche Müncheberg (Abb. 21 und 22), wo durch die abwechselnd gedrehten Latten auch der Einbau visuell gegliedert wird. Hier, wie auch in Wettin, Prosigk und Canitz, werden die optisch filternden Materialien zur klimatischen und akustischen Abtrennung mit Glas kombiniert. Interessant ist, dass ich keine Beispiele von Trennungen mit farbigem Glas gefunden habe, die an eine lange Gestaltungstradition im modernen Kirchenbau anknüpfen würden.⁵⁰

48 <https://www.architektasauer.de/kirche-prosigk> (30.03.2026).

49 https://www.detail.de/de_de/kirchensanierung-von-peter-zirkel-architekten; [https://de.wikipedia.org/wiki/Kirche_Canitz_\(Riesa\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Kirche_Canitz_(Riesa)) (30.03.2026).

50 Vgl. Nestler, Iris (Hg.), *Meisterwerke der Glasmalerei des 20. Jahrhunderts in den Rheinlanden: Vorzugsausgabe* in 3 Bänden, Mönchengladbach 2020; zum Werkstoff Glas in der modernen Archi-



Abb. 21 und 22: Stadtpfarrkirche Müncheberg, Fotos: Kerstin Menzel

2.4 Glaswände

Gegenüber dem gestalterischen Anspruch der gerade gezeigten Beispiele bilden die hier verhandelten Glaseinbauten sehr pragmatische bauliche Lösungen: Sie dienen etwa der Klimaabtrennung für eine bessere Beheizbarkeit eines Bereichs oder der akustischen Abschirmung. Aufgrund ihrer Durchsichtigkeit bleiben die Sichtachsen im Raum je nach Gestaltung und Rahmen weitgehend erhalten, auch wenn das

tektur vgl. auch: Das Archiv der Vereinigten Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei Puhl & Wagner/Gottfried Heinersdorff (Hg.), Wände aus farbigem Glas (Gegenwart Museum), Berlin 1989.



Abb. 23: Glaswand im Paulinum vom Altarraum aus gesehen (Vespernutzung), Foto: Kerstin Menzel

Blickziel⁵¹ – etwa durch ein Kunstwerk vor der Glaswand – unterschiedlich fokussiert werden kann. Die Glaswand erinnert – so sie denn starke Rahmen hat – an das Fenster, große Flächen dagegen an das Schaufenster. In diesem „wird etwas offen gezeigt und angeschaut, doch ohne Möglichkeit der realen Verbindung und des Zugriffs“⁵². Nicht selten haben Glaswände in Kirchenräumen auch immer wieder Türkonstruktionen oder sind verschiebbar, so dass sie passierbar werden.

Hier finden sich nun interessante Analogien zur, von manchen liebevoll „Duschwand“ genannten, Glaswand im Leipziger Paulinum (Abb. 23).

In der *Kirche Sandersleben* (Sachsen-Anhalt) wurde 1992 entdeckt, dass die Kirche einsturzgefährdet ist, woraufhin der Chorraum als Gottesdienstraum mit einer Wand abgetrennt wurde. 2002 gründete sich ein Kirchbauverein, der das verwahrloste Kirchenschiff ausräumte und dessen Sanierung vorantrieb (2007–2020). 2013 wird die Mauer abgetragen. Das neue Nutzungskonzept, nicht zuletzt auf den Gewinn von Fördermitteln ausgerichtet, sah vor, das Schiff für kommunale Veranstaltungen zu nutzen (Konzerte, Bürgerversammlungen, Kinoabende). Hierfür wurde eine in Teilen verschiebbare Glaswand eingebaut (Abb. 24 und 25).

51 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 47.

52 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 68.



Abb. 24 und 25: Kirche Sandersleben, Fotos: Evangelische Kirchengemeinden zwischen Wipper und Saale

Das Vorhandensein von vier Gebäuden bei 140 Gemeindemitgliedern führte in *Schernberg* bei *Sondershausen* (Thüringen) zum Wunsch, ein Gebäude abzugeben und im Winter nutzbare Räume in der Kirche zu ermöglichen. Finanziert wurden Umbau und Sanierung durch den Verkauf des Pfarrhauses und Fördermittel. Das Architekturbüro *Smits + Tandler* schuf 2021 eine Glasabtrennung (Abb. 26 und 27), die den Altarraum als beheizbaren Raum für ca. 30 Personen zur Verfügung stellte, im hinteren Teil der Kirche wurden Küche und Sanitärräume eingebaut. Im Winter wird im Altarraum Gottesdienst gefeiert, sonst bei geschlossener oder offener Glaswand im Schiff, in dem die Altarstufen vorgezogen und ein neuer Volksaltar eingefügt wurden. Mit der Absicht einer Nutzungserweiterung über den Raum der Kirchen hinaus war das Projekt zunächst nicht verbunden. Während diese beiden Beispiele nur wenige Elemente haben, die nicht aus Glas sind, haben die beiden folgenden deutlich prominentere Rahmen.



Abb. 26 und 27: St. Crucis Schernberg, Fotos: Peter Tandler

Die Renovierung der baufälligen *Dorfkirche in Bennewitz-Deuben* (Sachsen) beginnt in den 1990ern im Altarraum, auch hier wird zunächst eine Schutzabtrennung zur Baustelle im Schiff errichtet. Erst nach der Muldeflut 2002 wird eine Sanierung des Schiffs möglich. Die Abtrennung bleibt gegen den Wunsch der Denkmalpflege erhalten, weil man auch hier den Altarraum leichter getrennt beheizen kann (Abb. 28).



Abb. 28: Dorfkirche Deuben, Foto: Kerstin Menzel



Abb. 29: Nikolaikirche Eilenburg, Blick vom Turm durchs Schiff Richtung Chorraum, Foto: Kerstin Menzel

2005 wird die Kirche für säkulare Trauerfeiern zugelassen, wofür die Glaswand eine entscheidende Begründung ist (s.u. 3.3).

Auch in der *Nikolaikirche Eilenburg* (Sachsen) übersteigt der Wiederaufbau der 1945 stark zerstörten Kirche die Kräfte der Gemeinde, die zunächst nur das Dach und den Chorraum instand setzen kann und letzteren mit einer soliden Wand abtrennt (1961). Auch hier bringt die schwere Beschädigung durch die Flut 2002 neue Ressourcen, eine Glaswand wird im unteren Bereich eingebaut und die Gottesdienste verlagern sich endgültig in die Chorkirche, nur wenige Festgottesdienste und Konzerte werden im Kirchenschiff gefeiert (Abb. 29 und 30). Der Wunsch nach sä-



Abb. 30: Nikolaikirche Eilenburg, geöffnete Tür zur Chorkirche, Foto: Kerstin Menzel

kularer Mitnutzung des Kirchenschiffs ließ sich nur bei einigen kommunalen Veranstaltungen und dem Mitwirken am Weihnachtsmarkt verwirklichen. Der Turm, in dem die Zerstörung auch im sanierten Zustand noch deutlich abzulesen ist, wurde ebenfalls mit Glastüren vom Schiff abgetrennt.

Weitere Beispiele wären die als „Feiningerkirche“ bekannte *Dorfkirche Gelmeroda*,⁵³ die *Jakobikirche Chemnitz* (Sachsen, s. o. Abb. 14) oder die *Petrikirche Freiberg* (Sachsen). Letztere wurde 1974–1986 mit Mitteln aus dem Kirchenbauprogramm zum Gemeindezentrum umgebaut und durch Friedrich Press künstlerisch neu ausgestattet.⁵⁴

2.5 Vorhänge

Ähnlich wie die halbdurchsichtigen Wände als „Filter“ trennen auch Vorhänge nur teilweise. Je nach Durchsichtigkeit bzw. Stoffdichte fällt Licht durch diese „transluzenten Hüllen“⁵⁵. Aber auch als Klimaabtrennungen funktionieren sie oft nur mit Einschränkungen. Einerseits schotten sie ähnlich wie feste Wände den Blick deutlich ab und unterbrechen damit auch Sichtbeziehungen, andererseits sind sie leicht zu öffnen und damit auch leichter zu überwinden und zu durchschreiten. „Von außen wirken sie wie jede Verschleierung suggestiv, geheimnisvoll und üben einen anziehenden Reiz aus. Der Vorhang erzeugt zugleich szenografische Effekte.“⁵⁶

Was viele nicht wissen: Auch das Paulinum besitzt nicht nur eine Glaswand zwischen Chorraum und Hauptschiff. Davor gibt es einen weißen Vorhang (Abb. 31 und 32), der über die gesamte Höhe die Glaswand verdecken kann und damit beide Bereiche optisch voneinander abschottet (im Feld begegnet analog zur Bezeichnung der Glaswand die Rede vom „Duschvorhang“). Auch an den Seiten des Aulabereiches gibt es Vorhänge, die v. a. aus akustischen Gründen installiert wurden.

Auch die Leinwand des Paulinums lässt sich als Vorhang lesen, da sie den Blick in den Altarraum stofflich teilweise verdeckt und einen ähnlichen szenografischen Effekt hat (Abb. 33).

53 https://de.wikipedia.org/wiki/Dorfkirche_Gelmeroda#; https://architekten-thueringen.de/aft/projekte/p/feiningerkirche_gelmeroda-3562.html (30.03.2026).

54 „Das Hauptschiff ist gleichzeitig Gottesdienstraum, Fest- und großer Gemeindesaal. Unter den Emporen befinden sich Gemeinderäume wie Christenlehrerraum, Jugendzimmer und Musikraum“ (in der Kirche ausliegendes Informationsblatt). Der nicht beheizbare Chorraum wird v. a. für Ausstellungen genutzt. Kritisiert wird, dass die Silbermannorgel durch den Einbau der Glaswand klanglich Einbußen erlitten hat.

55 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 194.

56 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 108.



Abb. 31 und 32: Vorhang im Paulinum vom Chorraum aus gesehen, Fotos: Christian Boerger

In vielen Kirchen begegnen Vorhänge als Abtrennung der Querschiffe oder im hinteren Bereich der Kirche, so etwa die bereits erwähnte *Winterkirche in Treffurt* (Thüringen, eingebaut 2007–2010): Weil der als Winterkirche genutzte Gemeinderaum v. a. bei Kasualien zu klein war, wurde im Zuge der Renovierung der Kirche und des denkmalgerechten Rückbaus von Emporen aus dem 19. Jahrhundert im Querschiff eine Winterkirche durch ein Kreuz aus Glas und Stahl abgetrennt. Das Kreuz wird im Winter mit Stoffjalousien als Zeltwand kombiniert, die zwar zugdicht abschließen, aber kaum Wärmedämmung haben (wie der restliche Raum) – beheizt wird der Bereich mit einer Infrarot-Fußbodenheizung.⁵⁷ In *St. Nikolaus Stuttgart* (Württemberg) zog das Architekturbüro prinzmatal zunächst in der Erprobungsphase der Umgestaltung zur Jugendkirche handgenähte hohe Vorhänge ein.⁵⁸ Auch für den Umbau

57 http://www.ev-kirche-treffurt.de/Ev_Kirchengemeinde_Treffurt/Winterkirche.html (30.03.2026). Der Architekt Bernward Paulick (Bauhütte Volkenroda) wurde für dieses Projekt mit dem Thüringer Architekturpreis 2011 ausgezeichnet.

58 Vgl. hierfür v. a. die Dokumentation der Aufhängung auf dem Facebook-Account des Büros vom August 2019. Die Umgestaltung ist Teil eines koordinierten Projekts zur innerkirchlichen Spezialisierung einiger Kirchen in Stuttgart.



Abb. 33: Dies academicus 2022 im Paulinum, Foto: SUK (wird nachgereicht)

wird dieses Konzept übernommen.⁵⁹ Ein weiteres Beispiel sind die Schlafnischen der vier *Her(r)bergskirchen* im Thüringer Wald.⁶⁰

Eine Abtrennung nicht nur der Seitenbereiche, sondern auch zum Chorraum durch einen Vorhang findet sich in der *Heilig-Kreuz-Kirche Berlin*, die 1991–1995 zum Kultur- und Gemeindezentrum umgebaut wurde. Die in den Seitenbereichen eingezogenen Stahl-Glas-Einbauten können jeweils durch einen Vorhang abgetrennt werden (Abb. 34). Der Altarraum wurde als Kapelle und zugleich als erweiterbarer Gottesdienstraum neu gestaltet.⁶¹ Auch in der profanierten *Zirkuskirche Großkayna*

59 Perkovic, Elisabeth, Umbau der Jugend- und Gemeindekirche St. Nikolaus im Zeitplan, in: <https://www.kath-kirche-stuttgart.de/instagram/detail/umbau-der-jugend-und-gemeindekirche-st-nikolaus-im-zeitplan> (30.3.2026). Die Einweihung ist für Ende 2026 angekündigt

60 Vgl. zu diesem IBA-Projekt von studio etcetera und SERO EKM/IBA (Hg.), *Ein neuer Typus Kirche*, 48–59; Willinghöfer, Jürgen mit der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (Hg.), *Offene Enden: Neue soziale Formen im kirchlichen Kontext*, Berlin 2026, 93–111.

61 Vgl. Ludwig/Kraft, *Kirche „Zum Heiligen Kreuz“*, 83. Hier ist auch von einem „noch in der Entwicklung befindlichen [...] mobilen ‚Lettner‘“ die Rede, wobei mir nicht deutlich ist, ob diese Entwicklung abgeschlossen wurde.

(Sachsen-Anhalt) findet sich vor dem Altar ein Vorhang, der wohl zuweilen als Bühnenvorhang genutzt wird – wenngleich die Raumrichtung über die Zeit durch eine Drehung um 180° in der Nutzung gebrochen wurde.⁶²



Abb. 34: Vorhang in der Heilig-Kreuz-Kirche Berlin, Foto: Kerstin Menzel

62 Vgl. hierzu Menzel, Kerstin, Heiligende Räume. Aushandlungen sakraler Architektur in umgenutzten Kirchenräumen, in: Berliner Theologische Zeitschrift 41 (2024), 164–192.

3. Membranen: Vier Thesen zu Abtrennungen im Kirchenraum

Wand, Filter, Glas, Vorhang – welche Beobachtungen lassen sich nun aber quer durch die Materialien ziehen? Vor allem im Blick auf die von mir besuchten oder durch Interviews genauer erkundeten Projekte will ich meine Eindrücke in vier Thesen bündeln und jeweils kurz auch den Bezug zum Paulinum herstellen.

3.1 Die Einrichtung von Trennungen bewegt sich zwischen Provisorium und Plan.

„Das ist hier nur eine Bauabtrennung“, war ein Satz, den ich an mehreren Orten gehört habe. Damit teilen die hier untersuchten Kirchen ihr Los mit einem prominenten Fall: Der Chor des Kölner Doms war bis zu seiner Fertigstellung im 19. Jahrhundert über 500 Jahre mit einer Wand vom unfertigen Schiff abgetrennt. Allerdings ging es hier nicht um verzögerte Bauvorhaben, sondern um Notabtrennungen nach schweren Kriegszerstörungen, die zunächst als *Provisorien* einzogen und sich dann verstetigten. So ist etwa in Deuben und Eilenburg bei einem genauen Blick auf Rahmen und Schrauben noch sichtbar, dass die Abtrennungen eigentlich provisorisch gedacht sind (Abb. 35). Die Glaswände in Eilenburg ersetzen nach der Flut 2002 die soliden Wände,



Abb. 35: Kirche Deuben, Detail Trennwand, Foto: Kerstin Menzel

so dass sie eigentlich eine teilweise Wiedergewinnung des Gesamtraums darstellen. Gleiches vollzieht sich in St. Jakobi Chemnitz und in St. Marien Sandersleben.

Ein zweiter Kontext der Einrichtung von Trennungen ist planvoller: der *Einbau von Gemeinderäumen* und das damit verbundene Abstoßen von anderen Gebäuden, wie es sich bei vielen kleineren Winterkirchen-Einbauten, aber auch in Prosigk (Abtrennung Chorraum), der Martinskirche Apolda (Einbau Gemeindezentrum), der Petrikirche Freiberg (Einbau Gemeindezentrum und Abtrennung Altarraum) und St. Marien Düren (Einbau im hinteren Teil der Kirche) darstellt. Dabei stehen bei der Trennung die klimatische und akustische Isolierung im Vordergrund. Analog ist der Wunsch einzuordnen, Heizkosten zu sparen und für eine kleiner werdende Gemeinde einen passenderen, kleineren Raum zu schaffen, wie das in St. Crucis Schernberg der Fall ist.

Ein dritter Bereich sind Abtrennungen, die sich mit *Hoffnungen auf eine kommunale bzw. kulturelle Mitnutzung* verbinden wie in St. Marien Eilenburg, St. Wenceslai Wurzen, der Kirche in Nischwitz oder der Kirche in Rieben. Die Wiedernutzung von Ruinen oder leergefallenen Räumen wie im Dom Fürstenwalde, der Kirche in Wetzin, der Stadtpfarrkirche Müncheberg oder der Martinskirche Apolda bezieht diese Absicht gleich bei der Neueinrichtung des Raums ein.

In allen drei Fällen – Provisorien nach Zerstörung, Verlagerung des Gemeindehauses und Eröffnung säkularer Mitnutzung – sind die Abtrennungen das Phänomen einer Kirche mit geringen bzw. geringer werdenden Ressourcen. Das kennzeichnet oft auch ihre eher schlichte und pragmatische Ausführung. Wo die Glaswände Teil eines gestalterischen Plans sind, wirken sie dagegen häufig ästhetisch überzeugender. Gerade in kleinen Gemeinden ist es eine Herausforderung, das zu ermöglichen. Für die strukturschwächeren Kirchen in Ostdeutschland unterstreicht diese Beobachtung die Bedeutung von Förderprogrammen, die baubezogene und künstlerische Expertise einbeziehen.

Auch die Glaswand im Paulinum hat eine provisorische Dimension – nachträglich eingezogen mit dem Beigeschmack eines ideologischen Kompromisses und als technisch notwendiges Provisorium verteidigt: So lange der Gesamtraum nicht klimatisiert sei, brauche es zur Erhaltung der geretteten Kunstwerke die Abtrennung. Immer wieder wird sie aber auch in Frage gestellt.⁶³

3.2 Abtrennungen schaffen Schutzräume.

Durch visuelle, klimatische oder akustische Trennung – Wände und Vorhänge – sollen Schutzräume in die Kirchen einziehen. Zunächst schützen sie die Intimität von *Personen und leiblich-körperliche Vollzüge und Bedürfnisse*: den Schlaf in der Her(r)-

63 Vgl. hierzu die Innenansichten im ersten Teil dieses Bandes.

bergskirche hinter dem Vorhang, den Kindergottesdienst oder die winterliche Feier im Warmen hinter Zeltplane oder im Glaseinbau, den Gesang vor der noch bestehenden Baustelle sowie auch das Gebet als leiblich-körperlichen Vollzug. Zweitens schützen sie, besonders in auffälligen Kirchen, aber auch im Kontext schrumpfender Gemeinden, die *Integrität des Gottesdienstes*. Die kleine Gemeinde ist nicht über einen großen Raum zersplittert oder gewinnt überhaupt erst mit der Abtrennung eines ersten sanierten Bereiches ihren Gottesdienstort zurück. Drittens werden *die Räume und ihre Ausstattung* vor Verfall oder klimatisch schwierigen Einflussfaktoren geschützt. Diese Funktion ist im Diskurs über die Leipziger Universitätskirche prominent. Und viertens, etwa in Deuben und Rieben, aber eben auch in der Unikirche, sollen sie auch *die säkulare Seite einer hybriden Nutzung* vor den Zumutungen von Religion schützen – die säkulare Trauerfeier, die Sitzung des Gemeinderats und die eingemietete Tagung.⁶⁴ Dabei finden im Blick auf diesen Aspekt nicht nur im Paulinum, sondern auch andernorts Aushandlungen statt.

Zugespitzt ließe sich im Blick auf die Schutzfunktion aber noch einmal weiterfragen: Schützen Abtrennungen nur die religiöse Praxis, Gebet, Kirchenschlaf oder Gottesdienst? Oder schützen sie auch „das Heilige“? Auf diese Frage komme ich in 3.4 zurück.

3.3 Die Abtrennung eines Altarraums bringt säkularisierende Praktiken im abgetrennten Bereich hervor.

Schaut man auf die Deaktivierung der Gemeinde, die mit der Differenzierung des Gottesdienstraums durch den Lettner einherging, ist diese These in historischer Hinsicht nicht ganz überraschend. Drei Entwicklungen will ich an konkreten Fallschilderungen verdeutlichen.

(1) *Verrümpelung und Veralltäglicdung*: Insbesondere durch die Abtrennung mit soliden Wänden entstehen offenbar ungenutzte Restflächen, die über längere Zeit zu gestellt werden. Dies zeigt sich in Sandersleben, wo das noch von einer soliden Wand abgetrennte Kirchenschiff als „Abfallhaufen“ beschrieben wird, sowie bei meinen Besuchen in Eilenburg und St. Wenceslai.⁶⁵ An letzterer Kirche will ich diesen Prozess genauer beschreiben.

Das Kirchenschiff wurde seit den 1990ern als Ausstellungsort genutzt. Für die Weihnachtsausstellung mit aus der Gemeinde eingesammelten Gegenständen kamen etli-

64 Alexander Nagel zeigt in seinem Beitrag in diesem Band, dass dies nicht selten auch der Impuls zur Einrichtung religiöser Räume an Universitäten ist.

65 Sowohl für Eilenburg wie für St. Wenceslai gilt: Gelegentliche Gottesdienstfeiern in den Gesamträumen scheinen diesen säkularen Praktiken nicht entgegenzustehen.

che große – der Gemeinde geschenkte – Vitruin ins Kirchenschiff. Ein Kreativweihnachtsmarkt fand ebenso statt wie eine Präsentation der Erntekronen beim Landeserntedankfest. Auch Konzerte und Liederabende werden im Schiff angeboten, ebenso größere Gottesdienste oder Gemeindefeste und Empfänge etwa zur Verabschiedung von Mitarbeitenden. Dafür wird auch das stadträumlich abgegrenzte Außengelände der Kirche mit verwendet. Mit der kinder- und jugendbezogenen Nutzung durch die Gemeinde seit der Pandemie⁶⁶ ziehen weitere Praktiken ein: Es wird Fußball- oder Tischtennis gespielt, die Pfadfinder nutzen den Raum für Übernachtungen und bauen im Innenraum ein großes Tipi auf. Bei unseren Besuchen finden wir Bierbänke, Rasenmäher, Leitern, Tischtennisplatten und Fußballtore sowie weiteres Material vor (Abb. 36 und 37).



Abb. 36: Gegenstände in St. Wenceslai Wurzen, Foto: Kerstin Menzel

66 Der jetzige Gemeindepädagoge brachte vor einigen Jahren räumlich flexiblere Formate der Kinder- und Jugendarbeit in die Wurzenener Gemeinde mit. Mit der Pandemie etablierte er im Chorraum der Wenceslaidkirche eine Kinder- und Familienkirche, die im großen Sitzkreis gefeiert wurde. Auch Christenlehre als wöchentliches Angebot für Kinder zog in die Kirche und es fanden Andachten der Kita dort statt.



Abb. 37: Gegenstände in St. Wenceslai Wurzen, Foto: Tobias Haueis

Mit der Trennung der beiden Bereiche werden also neue Nutzungen in der Kirche etabliert. Dies erfolgt sukzessive. Die im unteren Bereich solide Wand sorgt für eine visuelle und akustische Trennung, die stärker säkulare Praktiken in den Raum holt, als sie in der ungetrennten Kirche vermutlich denkbar gewesen wären. Dafür spricht das sehr unterschiedliche Bild, das die beiden Bereiche darbieten. Der Chorraum ist klar gerichtet (was er auch in der Kreisbestuhlung von Kinderformaten ist) und wird von Prinzipalstücken, Orgel und Stühlen geprägt. Auch das Sternengewölbe trägt zur sakralen Raumanmutung bei. Dagegen dominieren im Kirchenschiff große herumstehende Gegenstände, der Raum erscheint ungerichtet und man bewegt sich ohne Orientierung. Vor allem die großen Vitrinen und der fehlende Stauraum für Gegenstände, die für Feste gebraucht werden, und damit deren Lagerung im Kirchenschiff, haben nach meiner Wahrnehmung zu einer neuen Raumwirkung beigetragen, die dann auch die alltäglichen und sportlichen Vollzüge der kirchlichen Jugendarbeit im Raum erleichtert haben.

(2) *Musealisierung*: Musealisierung ist auch in einer genutzten Kirche nichts völlig Fremdes: Bei Führungen oder im Kontext von Tourismus zeigen sich ähnliche Effekte. In den hier untersuchten Fällen ziehen jedoch auch andere Gegenstände ein – nicht mehr die Kirche selbst wird zum Museum, sondern sie wird zur Hülle für andere Ausstellungen. In Eilenburg und Wenceslai werden die Kirchenschiffe für Ausstellungen genutzt und die entsprechenden Artefakte (Vitrinen, Stellwände) verbleiben dauerhaft im Raum. Umgekehrt wird in St. Jakobi Chemnitz sowie der Petrikirche Freiberg der

Chorraum zum Ausstellungsraum. In St. Jakobi zeigt sich dies etwa in der analogen Beschilderung des Kunstwerks und des Altarbereichs (Abb. 38 und 39).



Abb. 38 und 39: St. Jakobikirche Chemnitz im Kulturhauptstadtjahr mit Installation „Vasen“ von Young-Jae Lee und dem Schild „Bitte nur bis hier herantreten. Danke.“ und dem Schild vor dem Altarbereich „Altarplatz bitte nicht betreten.“, jeweils auf Deutsch und Englisch.⁶⁷

Die Musealisierung zeigt sich jedoch nicht nur in den Artefakten, sondern auch in den Praktiken. So betrachte ich bei meinem Besuch während des Kulturhauptstadtjahres die künstlerische Installation „Vasen“ von Young-Jae Lee, wende mich um und will vom Chorraum aus das Kirchenschiff fotografieren. Als ich das Handy schon erhoben habe, merke ich, dass ich frontal den Hintergrund der auf der anderen Seite gefeierten Mittagsandacht bilde. Als ich mich – peinlich berührt – auf die andere Seite begeben und den Rest der Feier beobachte, sehe ich hinter der Glaswand andere durch die Ausstellung wandeln, so wie man es in aller Regel nie in einem offenen Altarraum wagen würde, wenn in der Kirche eine gottesdienstliche Feier stattfindet (s. o. Abb. 14).

(3) *Diskursive „Profanierung“*: Die während der sukzessiven Renovierung eingezogene Holztür bleibt in der Dorfkirche Deuben auch nach Abschluss der Renovierung erhalten. Der Chorraum reicht für die kleine Gottesdienstgemeinde aus und ist v. a. im Winter leichter heizbar. Wenige Jahre später ergibt sich dann der Bedarf einer kommunalen Feierhalle, für die es jedoch keinen passenden Baugrund gibt. Bei einem Besuch der kommunalen Bauamtsleiterin beim Pfarrer kommt die Idee auf, die geteilte Kirche anzubieten. Das Landeskirchenamt erteilt die Genehmigung für die Nutzung des Kirchenschiffs als weltliche Trauerhalle, was ansonsten in den Kir-

67 Die uneindeutige Inszenierung des Altars, der mit frischen Blumen, Kerzen und aufgeschlagener Bibel dekoriert ist, stößt bei Besucher:innen offenbar auf Irritation. So findet sich im Gästebuch etwa folgender Eintrag: „Lieber Herr, ich bitte darum, daß ich in deinem Gotteshaus den Text der Tageslesung in deiner Heiligen Schrift lesen darf und nicht durch Verbotsschilder daran gehindert werde. Am Reformationstag!“

chen von offizieller Seite weitgehend untersagt ist. Die Benutzungsordnung der Kirchengemeinde unterscheidet zwischen dem Kirchenschiff, das für kirchliche und nichtkirchliche Trauerfeiern zur Verfügung stehe, und dem „benachbarten Kirchenraum (Altarraum)“ als Ort der Gottesdienste. Das Landeskirchenamt ergänzt die Benutzungsordnung um den Passus, dass dieses „nicht mehr als Gottesdienstraum verwendet“ werde. Dabei handelt es sich jedoch eher um eine verbale Profanierung, jedenfalls ist keine rituelle Teilentwidmung rekonstruierbar und faktisch finden sowohl kirchliche Trauerfeiern wie auch größere Gottesdienste zu den kirchenjahreszeitlichen Höhepunkten im Gesamttraum statt. Weltliche Trauerfeiern beziffern die Verantwortlichen auf sieben bis zehn pro Jahr.

Beim Besuch der Kirche frage ich nach der konkreten Einrichtung, woraufhin mir die komplexen Praktiken des Abschließens, Hin- bzw. Wegräumens und des Verlassens erläutert und teilweise auch demonstriert werden (Abb. 40). Ich zitiere aus meinem Beobachtungsprotokoll: „Ich frage, wie die Trauerfeiern ablaufen und ob es dafür Beschränkungen gäbe. Herr T. würde immer vorher den Altarraum zuschließen (ja, die Tür hat ein Schloss, stelle ich fest!) und bei der Feier nur dabei sein, wenn er die Verstorbene kennt. Die Bestatter bringen alles an ‚Deko‘ mit, Ständer etc. Nur das



Abb. 40: Kirche Deuben, geöffnete Tür mit Liedtafel und Pult, Foto: Kerstin Menzel

Lesepult (samt Antependium, da lächelt er verschmitzt) stelle Herr T. vor die Trennwand (wo es im Sommer eh steht). Außerdem gebe es einen kleinen Tritt für kleine Trauerredner.“ Kirchliche Trauerfeiern ebenso wie größere Gottesdienste fänden mit offener Doppeltür statt. Der Pfarrer „demonstriert mir, wie Pult und Liedtafel dann im Kirchenschiff stehen, das Pult direkt vor den zwei Stufen, da er auch nicht sehr groß sei. Für die Gebete gehe er an den Altar, wäre aber trotz Distanz und restlicher Trennwand gut hörbar. Er predige von der Kanzel, aber nicht alle Kolleg:innen täten das.“

Im Paulinum lassen sich mindestens zwei der geschilderten Entwicklungen auch beschreiben. Zum einen können die Nutzung als Impfzentrum oder als Sitzungsraum des Senats auch als Veralltäglichung beschrieben werden. Zum anderen begegnet uns bei den Aufenthalten im Feld immer wieder auch eine „diskursive Profanierung“ des Aulabereichs, der etwa bei von außen kommenden Führungen oder in Gesprächen als „der säkulare Teil“ beschrieben wird, obwohl das gesamte Paulinum als Kirche gewidmet ist. Allerdings: auch im stärker sakral aufgeladenen Chorraum finden sich in den Nutzungen der Kustodie Tendenzen zur Musealisierung, die den Aufenthalt vor allem im Hinblick auf die kunsthistorische Bedeutung der restaurierten Epitaphien fokussieren.⁶⁸

Im Blick auf die Beispiele lässt sich bündeln: Die Raumabtrennung ermöglicht jeweils sukzessive die Etablierung säkularer Praktiken im Bereich des Kirchenschiffs – nicht durch formale Entwidmung, sondern durch räumliche Veränderung, diskursive und nichtdiskursive Praktiken. Die Aushandlungs- und Entstehungsprozesse der neuen Nutzung sind durch komplexe Ein- und Ausräumpraktiken, durch den Umgang mit Dingen, die temporär außer Gebrauch genommen werden oder die je nach Nutzungslogik neu positioniert werden, gekennzeichnet.⁶⁹ Separationen haben also komplexe Wirkungen auf die Raumnutzungen und ermöglichen im Blick auf die Logiken eine Teilsäkularisierung. Zugleich bleiben beide Teile eng aufeinander bezogen und entfalten Wechselwirkungen über die Trennwand hinweg, was mich zur letzten – dieser spannungsvoll entgegen gesetzten – These bringt.

3.4 These 4: Die Abtrennung als Fiktion, „heilig“ und „profan“ trennen zu können, unterschätzt komplexe Raumwirkungen.

Immer wieder begegnete mir im Feld nicht allein eine Designation von Nutzungslogiken zu den beiden Raumteilen, sondern auch eine Zuschreibung von Sakralität. Am

68 Vgl. hierzu die Schilderung von Christine Hübner in den Innenansichten im ersten Teil dieses Bandes.

69 Dies lässt sich im Paulinum etwa vor und nach den Gottesdiensten gut beobachten, wo selbst der schwere gläserne Volksaltar umgeräumt wird, aber auch eine Vielzahl anderer Gegenstände. Gleiches gilt bei der Universitätsvesper.

eindrücklichsten ist dies in meinen Gesprächen zur Kirche in Sandersleben. So beschreibt mir ein Gesprächspartner, „die Glaswand sei von Anfang an Teil des Konzepts gewesen, die Kirche für säkulare Veranstaltungen zu öffnen. Ich frage nach, wie diese Trennung gedacht gewesen sei. Die Antwort: ‚Wir können das Heilige vom Säkularen trennen und ansonsten zeigen wir unseren schönen Altarraum.‘ Das sei auch immer gut angekommen. Ich frage, inwiefern man bei einer durchsichtigen Wand von einer Trennung sprechen kann. Er bezeichnet es als ‚Spielerei‘, es sei eher ‚ein psychologischer Schutz als ein physischer‘. Der Bereich wäre abgeschlossen, man könne keine Schmierereien anbringen oder so. Es ginge aber nicht um Sicherheit, ‚die können ja durch die Glastür durchgehen‘. Sondern eher darum, ‚dass man eine Grenze zieht, die man nicht überwindet, obwohl man es könnte‘“ (Beobachtungsprotokoll).

In diesen Ausführungen wird deutlich, dass die Grenzziehung mindestens ebenso eine imaginäre wie eine real-bauliche Komponente hat. Und so unterschätzen die Ideen einer klaren Trennung, die damit dezidiert einen profanen Bereich schaffen wollen, diese komplexen Raumwirkungen, die den Raum von außen, die Bild- und Symbolsprache, die Sichtachsen und Durchblicke sowie das Raumwissen um die sekundäre Natur der Trennwand umfassen. Was keine feste Wand ist, ist permeabel. Selbst eine Klapptür auf halber Höhe – wie in Stedten (Abb. 18 und 19) – macht aus der Kirche keinen säkularen Speiseraum (was abendmahlstheologisch auch zweifelhaft wäre). Noch permeabler aber sind die Trennungen durch Glas: Sie sind durchsichtig, erhalten die Richtung der Kirche und den Altarraum (und damit das Kreuz) einsehbar. Und sie sorgen für interessante Spiegeleffekte, die mir in Eilenburg besonders aufgefallen sind, wo sich beim Blick ins Schiff das Kreuz im Glas spiegelt (Abb. 41).

Auch in Deuben, wo man sich durch diverses Umräumen und Abschließen viel Mühe gibt, einen säkularen Feierraum vorzuhalten, wird dieses Bemühen nicht nur durch die Akteure unterlaufen (mit dem Antependium am Pult für die freien Redner), auch die Kirche selbst unterläuft diese Trennung – nicht allein mit der Formensprache des Sakralbaus in Fenstern, Gewölbe und Bestuhlung oder dem Durchblick in den Altarraum, sondern noch expliziter mit biblischen Versen und der massiven Präsenz der Kanzel (Abb. 42). Noch einmal zitiere ich aus meinem Beobachtungsprotokoll: Auf meine Frage, ob es manchmal Menschen gäbe, die es als Problem empfinden, dass die Trauerfeier in der Kirche stattfindet, antworten meine Gesprächspartner, dass sie „niemanden kenne[n], der sage, er würde da nicht reingehen. Manche würden dann vielleicht auch ‚mal drüber nachdenken‘. Schließlich sehe man ja die Sprüche (über dem Bogen vorn steht: ‚Selig sind, die Gottes Wort hören und tun.‘ Hinten ‚Singt dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder.‘). Auch die Bestatter würden das als selbstverständlich hinnehmen, auch wenn sie von weiter her kämen.“



Abb. 41: Nikolaikirche Eilenburg, Spiegelung in der der Glastrennwand zum Altarraum, Foto: Kerstin Menzel



Abb. 42: Kirche Deuben, biblisches Votum über der Trennwand, Foto: Kerstin Menzel

Während die diskursive Profanierung also von einer klaren Trennung und Zuweisung der Bereiche ausgeht, zeigt sich im Blick auf die – bewegt werdenden – Artefakte und die räumliche Konstitution der Trennwand ein intrikates Wechselspiel zwischen beiden Räumen, das Abgrenzungen (zuschließen, weggehen, Sprechorte wählen) ebenso beinhaltet wie Durchblicke (etwa auf die Christusfigur im Chorraum durch die Glastür hindurch) und Praktiken, die die Trennung unterlaufen (Positionierung des Pults, Verwendung des Antependiums als liturgischem Schmuck). Auch der Gesamtraum entfaltet weiter seine Wirkung.

Gleiches gilt auch für das Paulinum, wie am Verhalten der Patient:innen des Impfzentrums deutlich wird, die sich eine Beleuchtung des Altarraums wünschen und die Gesamtraumwirkung als positiv beschreiben (Abb. 43).⁷⁰ Auch hier spielen Fenster und durchlaufendes Netzgewölbe Sakralarchitektur in beide Teile ein.⁷¹ Und es finden sich auch hier immer wieder interessante Spiegeleffekte (Abb. 44).



Abb. 43 links: Paulinum als Impfzentrum mit Blick auf Altarraum, Foto: Kerstin Menzel,
Abb. 44 rechts: Paulinum Leipzig, Spiegeleffekt in der Glaswand, Foto: Kerstin Menzel

4. Ausblick: Permeabilität – die Grenze als Begegnungsort

„Im Grunde ist die Architektur eine Kunst des Zwischenraums.“⁷² Als solcher entpuppt sich auch der Lettner bei genauerem Hinsehen, ist dieser doch nicht nur Tren-

70 Vgl. die Beschreibung von Michael Schäfer in den Innenansichten im ersten Teil dieses Bandes.

71 Vgl. Schmidt-Lux, Kirche und Aula zugleich.

72 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 380.

nung, sondern zugleich Begegnungs- und liturgischer Kristallisationspunkt.⁷³ Als Bühne samt Pult war er immer auch Ort der Verkündigung des Evangeliums und seit der Reformation auch der Predigt (Abb. 45), der Feier weiterer proklamierender Elemente wie dem Totengedenken oder Lichtstiftungen, sowie Kulisse geistlicher Spiele. Das oft riesige Triumphkreuz oder die Aussetzung von Reliquien bildeten Elemente visueller Verkündigung. Auch juristische Proklamationen wie die Verkündigung von Gerichtsurteilen oder der Wahl eines Bischofs oder Kurfürsten ist vom Lettner bezeugt. Insbesondere die Hallenlettner waren darüber hinaus Standorte von Volksaltären (Abb. 46). Hier wurde an den Hochfesten die Eucharistie ausgeteilt, es wurden Trauungen und Segnungen vollzogen und Gottesdienste an Werktagen gefeiert. Auch baulich sind Lettner als durchlässige Räume gestaltet mit Durchbrüchen und Türen, die liturgische Vollzüge, aber auch Sichtverbindungen erlaubten.

Es geht mir selbstverständlich nicht um eine Reaktivierung des Lettners im Sinne einer Abstufung der Heiligkeit oder einer religiösen Hierarchie. Zu gewinnen wäre aber mit dem Rückblick auf den Lettner ein differenzierter Blick auf das Ineinander von Separation und Permeabilität, von Trennung und Vermittlung der beiden Raumbereiche.⁷⁴

Interessant werden in dieser Hinsicht Abtrennungen, die sich a) zugleich als Übergang inszenieren oder b) von beiden Seiten einen Fokus darstellen. Ersteres trifft etwa auf die von pax brüning architekten entwickelte neue Lettnergestaltung mit Chorpodest für *St. Marien in Lübeck* zu.⁷⁵ Der grazile Einbau nimmt die nach-reformatorische Funktion des Lettners als Sängerempore auf. Die Fokussierung von beiden Seiten kann etwa durch die Trennung selbst hergestellt werden, wie in der künstlerisch gestalteten halbtransparenten Wand in der *Kirche Prosigk* (s. o. 2.3), oder durch Kunstwerke an der Trennung, wie etwa das beidseitig zu betrachtende Kreuz von Friedrich Press in *St. Petri Freiberg* (s. o. 2.4). Auch textile Gestaltungen, die die Tradition der Fastentücher aufnehmen, aber in größerem Stil arbeiten, könnten hier interessante Anknüpfungspunkte bieten.⁷⁶

Desgleichen sind in Gemeindezentren die Übergangsbereiche, etwa die Foyers, Cafés oder Innenhöfe neu akzentuiert worden. Im Ökumenischen Gemeindezentrum

73 Vgl. zum Folgenden Schmelzer, Lettner, 144–150.

74 So bilanziert auch Schmelzer, Lettner, 157, im Blick auf heutige Anforderungen an kleinere Gottesdienstformen: „Berücksichtigt man die Probleme der heutigen Gemeinden mit schrumpfenden Zahlen der Gottesdienstbesucher, ist gerade durch den Lettner eine neue Chance gegeben, den Kirchenraum flexibel zu nutzen.“

75 <https://pax-brueuning-architekten.de/st-marien-luebeckumgestaltung-der-liturgischen-mittewettbewerb-cloned-2440/> (30.03.2026). Diesen Hinweis verdanke ich dem erwähnten Vortrag von Sonja Beeck auf dem Kirchbautag 2025.

76 Vgl. die von Sonja Beeck genannten Projekte wie das von Beate Baberske: <https://www.paramentenwerkstatt.de/paramantik-wissen/kunst/sichtbar-machen-durch-verhuelen> (30.03.2026).



Abb. 45: Dom zu Naumburg: Ostlettner vom Chorraum aus gesehen, Foto: Falk2 / Wikicommons (CC-BY-SA 4.0)



Abb. 46 rechts: Marienkirche Gelnhausen: Lettner mit Altar, Foto: GFreihalter / Wikicommons (CC-BY-SA 3.0)

Maria-Magdalena in Freiburg (Susanne Gross, 2004 eingeweiht) ist der durch große verschiebbare Wände zu öffnende Übergangsbereich zwischen dem evangelischen und dem katholischen Gottesdienstraum die Taufkapelle. Was Zwischenraum ist, kann damit zugleich liturgisches Zentrum⁷⁷ werden, ebenso wie die Lettner es waren.

Schließlich sei noch auf die Möglichkeit der Untergliederung eines Raums ohne Trennwand, sondern durch dezente Zonierung verwiesen, wie man sie in vielen Kolumbarien oder der Bücherkirche in Mönchengladbach findet. Letztere zeigt deutlich, wie zwischen den rollbaren Regalen des Buchbasars und den davor stehenden Bänken räumlich unterschieden wird, während zugleich vielfache Wechselspiele zwischen beiden Bereichen möglich sind – die Lesenden im Gottesdienst-

⁷⁷ Krüger, Jürgen, Freiburg-Rieselfeld, Maria-Magdalena, <https://strasse-der-moderne.de/kirchen/freiburg-rieselfeld-maria-magdalena/>, Abschnitt: Beschreibung (30.03.2026).

raum unter der Woche und die Kinder in der Lesecke während des Gottesdienstes sind nur zwei Beispiele.⁷⁸

Janson und Tigges halten fest: „Man weiß aber auch, dass Vor- und Zwischenräume häufig bedeutendere Aufgaben übernehmen als die eigentlichen Haupträume. Oft finden hier die maßgeblichen sozialen Kontakte und die folgenreichen Begegnungen statt. Die wichtigen Entscheidungen fallen oftmals in Übergangsräumen.“⁷⁹ Es könnte sich also lohnen, die Trennungen im Kirchenraum auf ihre Durchlässigkeit hin zu prüfen und sie als Begegnungsort und Durchgang zu gestalten, Ein- und Ausgang, Ein- und Ausblick bewusst zu bedenken und sie mithin zum liminalen Raum⁸⁰ werden zu lassen, zum Raum einer Begegnung, die beide Seiten verändert.⁸¹

In dieser Hinsicht verdient ein selten erwähntes Gestaltungselement des Paulinums noch einmal neue Aufmerksamkeit (vielleicht auch in der Raumgestaltung und -nutzung). Auf der Höhe der Glaswand nämlich gibt es zwei hohe Fugen auch aus Glas – eine öffnet in die Universität hinein, in das Foyer des Augusteums, aber auch die höheren Etagen, und eine in die Stadt (Abb. 47).

Der Ort der Trennung ist damit zugleich der Ort des Übergangs – der das Paulinum als das ausweist, was es auch sein soll: ein Ort, der Universität und Stadtgesellschaft ebenso verbindet wie Kirche und Aula.

In diesem Sinne schließe ich mit einem Zitat von Nadine Haepke, die zu sakralen Inszenierungen in der zeitgenössischen Architektur notiert: „Die Grenze beschreibt – im Sinne Martin Heideggers – daher nicht etwas, wo etwas aufhört, sondern es (sic!) markiert einen Schwellenbereich, von dem aus ‚etwas [...] beginnt‘.“⁸²

78 <https://www.transara.uni-bonn.de/transformationslandschaften/de/objekte/aachen/buecherkirche> (25.05.2026).

79 Janson/Tigges, Grundbegriffe, 379.

80 Vgl. Deeg, Alexander, Zwischen Aula und Kirche: Kulturwissenschaftliche und theologische Perspektiven zum entstandenen Bindestrich-Gebäude und Konsequenzen für die Nutzung, in: Zimmerling, Peter/Tillich, Stanislaw (Hg.), Universitätskirche St. Pauli: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Leipzig 2017, 275–282 sowie Gerhards, Albert, The Inwardly Shifted Threshold. The Hybrid Space as a Transgression of the Dichotomy of Sacred and Profane, in: *Studia Liturgica* 56 (2026), H. 1, 84–91.

81 Vgl. Gerhards, The Inwardly Shifted Threshold, 88. Ebenso wie Gerhards sprechen auch Barbara Büscher und andere aus dem Bereich der Darstellenden Kunst von „Schwellenräumen“, die eine höhere Durchlässigkeit erlauben und sich damit auch selbst verändern, vgl. Büscher, Barbara, Foyer Public – Zwischenräume als Schwellenräume? Theater und Kunsthäuser wollen offener, durchlässiger und zugänglicher werden, in: dies./Krasny, Elke/Ortmann, Lucie (Hg.), Porös-Werden. Geteilte Räume, urbane Dramaturgien, performatives Kuratieren, Wien 2024, 45–68.

82 Haepke, Nadine, Sakrale Inszenierungen in der zeitgenössischen Architektur (*Architekturen* 20), Bielefeld 2013, 64.



Abb. 47: Paulinum: Glasfugen, Blick vom Rechenzentrum durch das Paulinum Richtung Grimmaische Straße,
Foto: Kerstin Menzel

Bilanz

Jan Hermelink

Auf Dauer unschlüssig

Nachgetragene Tagungsreflexionen

Zum Abschluss des Symposiums „Paulinum Leipzig – zwischen Sakralität und Universität“ habe ich im Februar 2023 einige Beobachtungen vorgestellt, die – vor allem aus praktisch-theologischer Perspektive – die diversen Deutungsperspektiven auf das Paulinum reflektierten, die konkreten Nutzungspraktiken, die genannt und von den Symposand:innen teils auch erlebt wurden, sowie das Verhältnis von religiösen und säkularen Diskursen. Am Schluss habe ich gefragt, inwiefern das Paulinum als Raum der Kirche angesehen werden kann.

Einige Zeit nach dem sehr anregenden Symposium bin ich die vorliegenden Textbeiträge und meine Notizen noch einmal durchgegangen, vor allem mit der Frage, inwiefern die hier versammelten Einsichten generalisierbar und damit auch für andere Debatten über Sakralräume und ihre Transformation nutzbar zu machen sind. Meine nachträglichen Reflexionen ordne ich ähnlich wie damals: *Deutungen – Nutzungen – kirchliche Prägungen des Raumes*. Zum Schluss stelle ich eine weiterführende These zur Diskussion: Besteht das Potenzial dieses vielfältig genutzten und gedeuteten Raumes vielleicht gerade in der *Inkonsequenz*, mit der er nicht ganz Kirche, nicht ganz Konzertsaal, nicht ganz Museum, nicht ganz Aula ist – und eben auf diese Weise ein Raum für religiöse Erfahrung?

Deutungen

Die Veranstalter:innen des Symposiums haben Deutungsperspektiven aus Religions- und Geschichtswissenschaft, aus Kultur- und Organisationssoziologie, aus Kunst- und Architekturgeschichte miteinander ins Gespräch gebracht. Gerahmt war das wissenschaftliche Programm jedoch – gewiss nicht zufällig – von zwei praktisch-theologischen Beiträgen; dieses (mein) Fach erhob damit den Anspruch, am ehesten eine integrierende sowie weiterführende Perspektive einzunehmen. Anders gesagt: Das Symposium zeigte exemplarisch, wie in der Praktischen Theologie interdisziplinär gearbeitet wird.

Zu dieser Interdisziplinarität gehörte, ebenfalls nicht zufällig, ein *Changieren* zwischen gegenständlichen und theoretischen Betrachtungen. Das Paulinum wurde verglichen mit anderen Kirchgebäuden, die in Ostdeutschland nach 1989 rekonstruiert wurden (Agnieszka Halemba), mit Räumen der Stille (Alexander-Kenneth Nagel),

mit Citykirchen (Alexander Deeg) sowie mit weiteren Kirchen, die interne räumliche Trennungen – und damit Übergänge – aufweisen (Kerstin Menzel). Diese Phänomen-Vergleiche erprobten stets zugleich diverse Theorieperspektiven aus den jeweiligen Wissenschaftsbereichen – mich haben die Vergleiche mit einem Palimpsest, der das Paulinum als „geschichtetes Gebäude“ betrachten (Kim Groop), sowie mit einer inter-religiösen Kontaktzone (Nagel) besonders angeregt.

Typisch für eine praktisch-theologische Herangehensweise scheint mir zudem, dass die *Nutzer:innen des Raumes* ausführlich zu Wort kamen: nicht nur die Kustod:innen der Epitaphe, der Universitätsprediger und der akademische Musikdirektor, sondern auch der Veranstaltungsmanager und der Pharmakologe. In anderen Beiträgen traten weitere Nutzer:innen in den Blick, etwa die unterschiedlichen Studierenden, die einen universitären Raum der Stille aufsuchen, oder die „lärmenden Personen“, die die Eilenburger Kirche beim Weihnachtsmarkt bevölkern. Anhand des Paulinums kann die komplexe Praxis der Nutzung eines Raumes offenbar besonders differenziert betrachtet werden – das soll gleich geschehen.

Insgesamt tendieren die vorgestellten Deutungsperspektiven dazu, ineinander zu verschwimmen: Die Aufgaben eines Museums – Sammeln, Bewahren, Forschen und Vermitteln (Rudolf Hiller von Gaertringen) – beschreiben offenbar auch die Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie; und eine Art Reallabor (Michael Schaefer) ist das Paulinum wohl nicht nur im medizinischen, sondern auch im organisatorischen (Tobias Eckart) und im liturgisch-theologischen Sinn, wenn es als Citykirche und damit sowohl als öffentlicher Ort von Erinnerung wie von Spiritualität gesehen werden kann (Deeg). Auch die Kategorien des Palimpsests (Groop), der Membran (Menzel) oder der religiösen Materialität (Halemba) entfalten ihre Erschließungskraft für hybride Räume der Transzendenz¹ eben dadurch, dass sie zugleich wörtlich-real wie auch metaphorisch zu verstehen sind. Eben dieses *theoretische Oszillieren* scheint mir einem Raum angemessen, der bis in seine Bezeichnung hinein so mehrdeutig angelegt ist wie das Leipziger „Paulinum – Aula und Universitätskirche St. Pauli“.

Nutzungen

Insbesondere die einleitenden Voten aus diversen Innenperspektiven (von Eckart bis Schaefer) machten beim Symposium eine große Vielfalt von Nutzungspraktiken thematisch. Man kann das Paulinum als Tagungsteilnehmerin oder als Vortragshörer erleben, an einem festlichen Bankett oder einer Preisverleihung teilnehmen, man kann die Epitaphe individuell oder bei einer Führung besichtigen, den Universitäts-

1 Erne, Thomas, *Hybride Räume der Transzendenz. Wozu wir heute noch Kirchen brauchen*, Leipzig 2017.

gottesdienst oder Konzerte ganz unterschiedlichen Zuschnitts besuchen. Wiederum ist die Nutzung des Paulinums offenbar durch zahlreiche Überschneidungen charakterisiert – etwa wenn ein älterer Mann, der die Epitaphe besichtigt, „sehr schön gesungen [hat]“, so dass alle Besucher:innen „ganz still [waren]; und der Raum hat einen sakralen Charakter bekommen“ (Zitat auf S. 31 in diesem Band). Und der Universitätsprediger empfiehlt, den Blick in der Aula gelegentlich nach oben zu wenden und „dort alle möglichen Schattierungen von Weiß“ zu finden (Frank Michael Lütze); dazu gewiss weitere Spuren ganz profaner (Ab-)Nutzung.

Dem Praktischen Theologen fällt auf, dass die Nutzung des Raumes typischen, kulturell eingeübten Rhythmen folgt: Mancher Besucher kommt jede Woche zum Gottesdienst; andere folgen dem eher monatlichen Rhythmus des Konzert- oder Vortragsbesuchs. Viele Nutzungen sind aber auch anlassbezogen oder, wie es in der Theologie heißt, *kasuell*. Der Besuch erfolgt anlässlich einer Stadtführung, einer Preisverleihung oder eines Impftermins. Diese gelegentliche, vielleicht einmalige Begegnung mit dem Paulinum mag eindrücklicher, wirkmächtiger sein, als wenn man ihn ganz regelmäßig, vielleicht routiniert aufsucht.

Vielfältig wirken die Nutzungspraktiken auch insofern, als mitunter die individuelle Erfahrung im Vordergrund steht, mitunter multipliziert zur Masse der Impfwilligen oder der Konzertbesucher. In anderer Perspektive bilden sich im Paulinum typische Nutzungs-Gemeinschaften, etwa bei einer Tagung, einem Vespergesang oder einem Bankett. Dabei muss offenbleiben, wie weit die einzelne Nutzer:in sich als Teil einer solchen Gemeinschaft fühlt – oder gerade ganz für sich bleiben will.

Insgesamt verhalten mir Reflexionen aus den Innenperspektiven des Paulinums zu der Einsicht: Die Nutzung jedenfalls eines multifunktionalen Raums ist *mehrschichtig* zu denken. Dass Gruppen und Einzelne das Paulinum – sei es im Wochenrhythmus oder zu einem einmaligen Kasus – nutzen können, das verdanken sie unterschiedlichen beruflichen Akteur:innen, die den Raum vorab als Gottesdienst- oder Tagungsraum, als Kunstmuseum oder Erinnerungsort einrichten. Zu diesen *professionellen Nutzer:innen* gehören nicht nur die jeweiligen „Spielleiter:innen“, nach deren Vorgaben bestuhlt, beleuchtet und beheizt wird, dazu gehören auch nicht nur Musiker:innen, Vortragsredner und Floristen, sondern es bedarf einer ganzen Schar von Kustod:innen (zu deutsch: Hütende), die den Raum auf unterschiedlichste Weise pflegt, bereitet, schützt – und insofern ihrerseits in je besonderer, bewusster Weise nutzt. Dass das Paulinum, so scheint es, besonders viele Küster:innen beschäftigt, von der studentischen Wache bis zum Veranstaltungsmanager, dürfte eine wesentliche Eigenart dieses Raumes ausmachen.

Schließlich machen die berufsmäßigen Nutzungspraktiken auf die *institutionelle Dimension* jeder Raumwahrnehmung aufmerksam. Das Paulinum wird eben nicht nur von zahlreichen Personen und Gruppen auf unterschiedlichste Weise genutzt,

sondern im Hintergrund stehen jeweils – vermittelt durch professionelle Akteur:innen – zugleich ganz verschiedene Organisationen, die sich das Gebäude für eine Tagung, für einen Gottesdienst oder ein großes Fest zunutze machen. Dabei stößt die organisatorische Nutzungsprogrammatik nicht selten auf den konkreten Widerstand eines Raumes, der eben nur ein unvollkommener Konzertsaal bzw. ein klimatisch heikler Ausstellungsort ist und in dessen Fußboden sich jeder Rotweinfleck verewigt (Eckart).

Das Paulinum als kirchlicher Raum – zwischen Hybridität und Kontrapunktik

Eine praktisch-theologische Perspektive auf das Symposium wird jedenfalls nach der Art und Weise fragen, in der das Paulinum – in der Vielfalt seiner praktischen Nutzungen und wissenschaftlichen Deutungen – als ein kirchlicher Raum wahrgenommen werden kann. Dabei ist zunächst bemerkenswert: Zwar ist das Paulinum – im Unterschied etwa zu einer Citykirche (Deeg) – kein kirchliches Eigentum; es ist also gerade nicht die verfasste Kirche, die den Zugang zu diesem Raum erlauben oder verbieten, seine Nutzung einschränken oder erweitern könnte. Gleichwohl *wirkt* das Paulinum in vieler Hinsicht wie eine Kirche, sei es – ungeachtet der faktischen Raumaufteilung – durch die Gestaltung der Fassade, sei es durch den geprägten Altarbereich, der den Geimpften eine beruhigende Perspektive eröffnete, sei es in den markanten Säulen der Aula und der Anordnung ihrer ‚Seitenfenster‘.

Sind diese Charakteristika einer bleibend ekklesialen Anmutung aus zahlreichen Sakralraumtransformationen bekannt und bereits vielfach beschrieben, so haben die Beiträge des Symposiums doch drei weitere Aspekte herausgearbeitet, die das Paulinum in exemplarischer Weise als kirchlichen Raum markieren.

Zunächst zeigte sich: Das Paulinum ist zwar auch ein Museum und ein Konzertsaal, also ein Ort säkular-kultureller Praktiken; es ist ein Ort vielfältiger Erinnerung (Lütze, Schmidt-Lux) und akademischer Geselligkeit – aber diese *komplexe Hybridität* des Raumes führt doch nicht, wie im Vorfeld vielfach erhofft oder befürchtet, zu einer Abschwächung seiner kirchlichen Konnotationen. Vielmehr bewährt sich hier die praktisch-theologische Einsicht, dass Kirchengebäude schon seit jeher durch eine hybride Vielfalt von Funktionen gekennzeichnet waren und sind, eben als Orte diverser Künste, als Versammlungsstätten und Wahrzeichen der Kommune (Halemba), als Abschieds- und Heilungsräume. Die Kirchlichkeit des Paulinums baut sich also nicht gegen oder trotz seine(r) anderen Zweckbestimmungen auf, sondern diese profitieren von der kirchlichen Dimension des Raumes und reichern sie zugleich an, bei jeder Nutzung aufs Neue.

Sodann erweist sich die *spezifische Geschichte* des Ortes, an dem nun das Paulinum steht, gerade dadurch als wirkungsvoll, dass sie durch Zerstörung und (transformierenden) Wiederaufbau gekennzeichnet ist. Ähnlich wie bei anderen kirchlichen Bauten in Ostdeutschland wurde dieser Rekonstruktionsprozess von hochemotionalen öffentlichen Debatten begleitet (Halemba); und die Kirchlichkeit des neuen Gebäudeensembles, in dessen materialen wie symbolischen Schichtungen (Groop), ist durch diese Brüche offenbar noch einmal verstärkt und gefestigt worden.

Zu den Eigenheiten des Paulinums, die beim Symposium immer wieder diskutiert wurden, gehört schließlich die deutliche *Binnendistinktion* zwischen einem Altarbereich mit starken religiösen Artefakten und einem dezidiert säkularen Aulabereich, der kirchliche Bautraditionen allenfalls als Kulisse zitiert. Die typische Aufgabe eines Raums der Stille, innerhalb der Institution einen funktionalen „Kontrapunkt“ zu deren Hauptzwecken zu bilden (Nagel), ist hier gleichsam in den Raum selbst hineinverlegt; die Glaswand wird so zu einem „Ort der Grenzarbeit“ (Nagel) zwischen religiösen, hier kirchlichen, und dezidiert säkularen, universitären wie kommunalen Zuschreibungen.

In ihrem Vortrag konnte Kerstin Menzel freilich an vielen Beispielen zeigen: Glas- und andere Trennwände, Lettner und Vorhänge in Kirchenräumen führen nicht etwa zum Verlust von deren Wirkung, für Transzendenz zu öffnen. Diesseits der Abtrennung können sich zwar, geschützt vor dem Sakralen (Lütze), nun ausgesprochen „säkularisierende Praktiken“ vollziehen (Menzel), etwa weltliche Trauerfeiern oder eben Massenimpfungen. Aber zugleich ermöglicht diese Grenzziehung doch einen höchst intensiven Grenzverkehr, der die explizit liturgischen Praktiken und Artefakte im gesellschaftlichen Alltag verankert und deren kirchliche Botschaften in ganz unerwarteter Weise zur Geltung bringt.

In der aufwändigen Konstruktion der Glaswand im Paulinum scheint mir diese produktive „Permeabilität“ (Menzel) geradezu paradigmatisch realisiert zu sein: Gerade im geschlossenen Zustand öffnet sie den Blick aus der universitären Aula hinaus für kulturelle und religiöse Transendenzen; und ihre langsame, geradezu feierliche Öffnung über mehrere Minuten wirkte – auf mich jedenfalls – als ein ganz eigentümlicher Vorgang der Enthüllung, mit diversen liturgischen Assoziationen.

Ein Raum der Inkonsequenz

Die nachträgliche Durchsicht meiner Aufzeichnungen und Eindrücke hat sich schließlich zu einer praktisch-theologischen These verdichtet, die die eigentümliche ‚Sakralität‘ des Paulinums betrifft und sie probeweise zu generalisieren erlaubt.

Das Paulinum ist jedenfalls nicht zur Gänze eine Kirche, darin sind sich alle Deuter:innen und Nutzer:innen einig, ob sie das nun bedauern oder begrüßen. Das Paulinum ist aber auch kein ‚richtiges‘ Museum, dafür ist es klimatisch zu instabil (Hiller von Gaertringen); und es ist – wegen seiner hybriden Akustik – offenbar auch kein perfekter Konzertsaal (David Timm). Als festliche Location ist der Raum ebenfalls nur eingeschränkt nutzbar, weil seine Innenarchitektur stoßempfindlich und sein Boden zu offenporig ist (Eckart). Und als universitäre Aula wiederum erscheint es manchen zu wenig repräsentativ, anderen zu sakral. Und so weiter ...

Die *multiple Unzulänglichkeit* des Raumes zeigt sich auch in den Versuchen, ihn theoretisch zu erfassen. Um als Citykirche zu gelten, ist das Paulinum zu mühsam und zu selten zugänglich (Deeg); zudem zeigt es seine eigene Geschichte von Zerstörung und Rekonstruktion allenfalls am Rande (Groop). Ist seine Hybridität eigentlich zeitlich zu denken: werktags Aula und Kunstmuseum, sonntags Gottesdienstraum (Lütze)? Oder ist das Paulinum nicht eher eine moderne Simultankirche, die Profanes und Heiliges gerade dadurch zusammenbringt, dass sie beides räumlich wie zeitlich trennen will (Menzel)? Auch diskursiv passt das Paulinum nirgends so ganz, weder als Beispiel für Säkularisierungs- noch für Resakralisierungseffekte, auch nicht recht als Schauplatz von Erinnerungskultur (Halemba).

Das Paulinum passt so recht in keine Schublade; es ist Paradigma für zahlreiche kulturelle Dynamiken der Gegenwart, v. a. in Ostdeutschland – und markiert zugleich deren immer nur begrenzte Geltungskraft. Das Paulinum ist damit, so scheint mir, ein zutiefst inkonsequenter, ein *in sich unschlüssiger Raum*; und er stellt – in der Vielfalt seiner Nutzungen und Deutungen – eben diese Unschlüssigkeit auf Dauer. Vielleicht, so vermute ich aus zeitlichem und räumlichem Abstand, ist es diese spezifische Inkonsequenz, diese stets prekäre Balance von ‚nicht so ganz – und doch‘, die die eigentümliche Wirkung des Raumes ausmacht. Hier ist irgendetwas nicht ganz stimmig. Das Paulinum ist mehrfach imperfekt – und zugleich höchst eindrucklich.

Vielleicht ist diese stabil-fragile Inkonsequenz, dieses permanente Umräumen mit diversen Nutzungsspuren eine sehr zeitgemäße Form sakraler Räumlichkeit? Vielleicht bietet das Paulinum Transzendenzerfahrungen an, die jede perfekte Funktionalität brechen, auch jede wissenschaftliche Logik begrenzen – und eben damit Christentum und Universität wirkungsvoll verbinden? Vielleicht finden Praktische Theologie und andere Wissenschaften hier ein Paradigma für die religiöse Kraft der Unschlüssigkeit? Autor:innen

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Alexander Deeg, geb. 1972, lehrt Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Homiletik und Liturgik an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig, leitet das Liturgiewissenschaftliche Institut der VELKD und das Teilprojekt 2 der DFG-Forschungsgruppe Sakralraumtransformation (TRANSARA), das sich mit hybriden Räumen in Leipzig und Umgebung beschäftigt.

Tobias Eckart, geb. 1975, kam im Jahr 2015 an die Stabsstelle Universitätskommunikation der Universität Leipzig, um die Eröffnung des Paulinums – Aula und Universitätskirche St. Pauli vorzubereiten. Heute leitet er dort das Team Veranstaltungsmanagement.

Prof. Dr. Albert Gerhards, geb. 1951, ist emeritierter Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Leiter des Teilprojekts 1 „Exemplarische Fallstudien zur Sakralraumtransformation im Raum Aachen“ der DFG-Forschungsgruppe „Sakralraumtransformation“ (TRANSARA) sowie deren Sprecher.

Dr. Doç. Kim Groop, geboren 1972, ist Universitätslektor für Kirchengeschichte an der Åbo Akademi Universität in Finnland und Vorsitzender des Donner Institute for Research into Religion and Culture. In den Jahren 2021–2024 leitete er das Forschungsprojekt „Changing Spaces: Ritual Buildings, Sacred Objects and Human Sensemaking“.

Dr. hab. Agnieszka Halemba, Prof. IAE PAN, geb. 1970, ist Sozialanthropologin am Institut für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften und Dozentin an der Universität Potsdam. In den Jahren 2020–2025 war sie Projektleiterin von „Kirchen im säkularen Raum. Ein relationaler Ansatz zum Wiederaufbau und zur Nutzung von Kirchengebäuden in Nordostdeutschland“ (Nationales Wissenschaftszentrum Polen: UMO-2019/33/B/HS3/02136).

Prof. Dr. Jan Hermelink, geb. 1958, lehrt Praktische Theologie / Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen. Er forscht zu homiletischen, liturgischen und kirchentheoretischen Fragestellungen.

Prof. Dr. Rudolf Hiller von Gaertringen, geb. 1961, ist seit 2002 Direktor der Kunstsammlung der Universität Leipzig und der Kustodie. Er studierte Kunstgeschichte in Tübingen, London, München und New York und wurde 1996 in Tübingen promoviert. Die von ihm geleitete Restaurierung der Kunstgegenstände der Universitätskirche St. Pauli wurde 2020 mit dem Europäischen Kulturerbepreis (Europa Nostra) ausgezeichnet.

Dr. Christine Hübner, geb. 1974, ist seit 2019 Sammlungskonservatorin an der Kustodie | Kunstsammlung der Universität Leipzig, wo sie, unter anderem, Ausstellungen mit engem Bezug zur Universitätsgeschichte kuratiert. Ihre wissenschaftlichen Schwerpunkte liegen auf der Kunst des 19. Jahrhunderts, Bühnenbild und Theatermalerei sowie der Kunst auf Papier.

Apl. Prof. Dr. Stefanie Lieb, geb. 1966, Dozentin am Kunsthistorischen Institut der Universität zu Köln, Studienleiterin für Kunst und Kultur an der Katholischen Akademie Schwerte, leitet seit 2020 das Teilprojekt 3 der DFG-Forschungsgruppe Sakralraumtransformation (TRANSARA) zu kunsthistorischen Prozessen bei Kirchenumnutzungen im Raum Aachen und Leipzig.

Prof. Dr. Frank M. Lütze, geb. 1970, lehrt Religionspädagogik an der Universität Leipzig. Er war von 2020–2025 Erster Universitätsprediger an der Universitätskirche St. Pauli. Er forscht u.a. zur Darstellung orthodoxer Traditionen im evangelischen Religionsunterricht.

Dr. Kerstin Menzel, geb. 1981, ist Lektorin für Praktische Theologie an der Universität Leipzig und war seit 2020 Mitarbeiterin in Teilprojekt 2 der DFG-Forschungsgruppe Sakralraumtransformation (TRANSARA). Sie war außerdem Mitglied des DFG-geförderten Wissenschaftlichen Netzwerkes „Gegenstände religiöser Bildung und Praxis – Funktion und Gebrauch von materiellen Objekten und Artefakten in exemplarischen Räumen“. Darüber hinaus arbeitet sie zu Gottesdiensttheorie und Berufen im Kontext Kirche.

Prof. Dr. Alexander-Kenneth Nagel, geb. 1978, ist Professor für Sozialwissenschaftliche Religionsforschung am Institut für Soziologie der Georg-August-Universität Göttingen. Er forscht zu Migration und religiöser Pluralisierung und hat sich empirisch mit „Räumen der Stille“ als Artefakten der Governance religiöser Diversität beschäftigt.

Prof. Dr. med. Michael Schaefer, geb. 1967, leitet seit 2008 das Rudolf-Boehm-Institut für Pharmakologie und Toxikologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig.

Prof. Dr. Helmut Schwier, geb. 1959, ist emeritierter Professor für Neutestamentliche und Praktische Theologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und war dort bis 2025 Universitätsprediger.

Prof. David Timm, geb. 1969, ist seit 2005 Universitätsmusikdirektor der Universität Leipzig und Leiter des Universitätschores. Er war Thomaner und studierte in Leipzig Kirchenmusik und Klavier. Er wirkt als Pianist und Organist, als Leiter der LeipzigBigband sowie als Gastdirigent verschiedener Orchester.

Diese Publikation wurde gefördert
von der Stiftung „Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig“.

Dieser Stiftung liegt das Bestreben zugrunde, die Universitätskirche,
die in einem Akt der Kulturbarbarei 1968 auf Geheiß der SED
gesprengt worden ist, als geistiges, geistliches und kulturelles
Zentrum der Universität in Leipzig wieder aufleben zu lassen.

Die Stiftung fördert die Schaffung und Nutzung einer Stätte, die in baulicher
und funktionaler Einheit zugleich Universitätskirche und Aula ist.
Sie dient der Erinnerung und Pflege der einmaligen und reichen geistes-,
theologie- und musikgeschichtlichen Bedeutung des Ortes
und öffnet sich als Raum der Begegnung zwischen Wissenschaft
und christlichem Glauben. Die Kirche und Aula soll
ein Wahrzeichen von Toleranz, Achtung und Versöhnung
sowie gegen Willkür und Gewalt sein.

